Biogr.
Baumstark
72 gh

Plus ultra!

Schicksale eines deutschen Katholiken

1869—1882.

Erzählt

von

Reinhold Baumstark.

Auctor gratias agens

Zweite Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1885.

Plus ultra!

Plus ultra!

Schicksale eines deutschen Katholiken

1869—1882.

Erzählt

von

Reinhold Baumstark.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel räthselhaft; alsdann aber von Angesicht zu Angesicht. St. Paulus.

Zweite Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1885.

Geleitbrief.

Beim zweiten Rundgang in die Welt des Kampfes soll dieses Buch nicht ohne ein paar begleitende und einführende Worte seinen Weg antreten.

Erfreulichste Anerkennung und heftige Befehdung sind ihm schon bei seiner ersten Wanderung in reichem Maße zu Theil geworden. Nicht ohne Genugthuung spreche ich die wahre Thatsache aus, daß aufrichtige und vornehme Geister aller Richtungen, auch die ultramontane nicht ausgeschlossen, den guten Willen, die ehrliche Absicht und die correct katholische Ueberzeugung des Verfassers ausdrücklich anerkannt haben. Den bitteren Grimm und die unschöne Kampfesform, welche von Seiten untergeordneter Gegner geleistet wurden, begreife und entschuldige ich.

Wohl aber möchte ich hier ein Wort sagen gegen eine Art ironischer, kalter und vornehmthuender Ablehnung, welche „Plus ultra“ in einzelnen Kreisen erfahren hat, und deren Grundgedanke dahin ging: „Wozu brauchen wir diese Geschichte des kleinen badischen Ultramontanismus, mit dem ein Mann ohne Stellung und Einfluß sich herum schlägt? Unsere Welt ist des Culturkampfes satt und müde, und wir selbst sind über den Standpunct und die Ziele des Schreibers schon weit hinaus.“

Neun Vierteljahre sind dahingegangen, seit mein Buch zum ersten Mal ausgegeben wurde, und die Ge-

schichte dieser neun Vierteljahre hat bewiesen, daß wir jetzt noch wesentlich auf demselben Fleck stehen, wie damals. Die „Realpolitik" hat eben ihre Grenzen im Reiche der religiösen Ideen. Weit entfernt, ausschließlich oder auch nur vorzugsweise von meiner allerdings sehr untergeordneten und einflußlosen Person und von den badischen Parteikämpfen die Leser unterhalten zu wollen, war es vielmehr mein Grundgedanke und mein Endziel, an dem Beispiel des von mir selbst Erlebten die höchsten Gedanken und Gegensätze nachzuweisen, welche die katholische Kirche und das deutsche Vaterland nicht nur in unseren Tagen bewegen, sondern schon seit Jahrhunderten bewegt haben. Wer in der Geschichte der Kirche einigermaßen zu Hause ist, der kennt die tiefe Kluft und hohe Scheidewand zwischen den beiden Geistesrichtungen, welche ich als religiösen und politischen Katholicismus bezeichnet habe. Und wer die Geschichte Deutschlands begriffen hat und ein vaterlandliebendes Herz in der Brust trägt, der muß einsehen lernen, daß bei unserem Volke, welches das frömmste der Erde zu sein sich rühmen darf, nur die religiöse Innerlichkeit, frei von jedem Mißbrauch des Heiligen zu politischen Machtzwecken, dauernde Herrschaft über die Gemüther hoffen kann. Aus diesem Gesichtspunct möchte mein Buch beurtheilt werden, von dieser Grundidee geht sein gesammter Inhalt aus.

In den Tagen, da ich diese Zeilen schreibe, erwartet die Welt mit lebhafter Spannung einen Schiedspruch des heiligen Vaters zwischen zwei großen Nationen. Gewiß ein denkwürdiges Ereigniß nach verschiedenen Richtungen. Allein der Spruch mag kommen oder nicht, er mag ausfallen, wie er will: die geistigen Gegensätze, welche in und außer Rom um die Herrschaft

ringen, werden auch bei diesem Anlaß weder ausgeglichen, noch aus der Welt geschafft werden. Wir werden auch nachher wieder vor der alten Wahrheit stehen, daß religiöser Frieden für unser deutsches Vaterland nur möglich ist, wenn die ultramontane Richtung gebrochen, der religiöse Parlamentarismus vernichtet, und die Vertretung der katholischen Kirche einem ächt und ausschließlich religiösen Episcopat zurückgegeben wird.

Theilnehmendes Verständniß für diese Ideen hat den Herrn Verleger bestimmt, das Büchlein zum zweiten Mal der deutschen Lesewelt vorzulegen. Möge es Gutes wirken, möge es verstanden werden, auch wo man es im Sommer 1883 nicht verstehen wollte, und möge die Kraft der Ideen, von welchen der Verfasser erfüllt und begeistert ist, vordringen, wie der Titel sagt: plus ultra!

Freiburg im Breisgau, im October 1885.

Reinhold Baumstark.

Vorwort zur ersten Auflage.

An den Leser

ist ja das ganze Buch gerichtet; mag es selbst seine Berechtigung zum Dasein nachweisen, wenn es dazu im Stande ist; im andern Falle kann ihm kein Vorwort helfen.

Nur über meine Absicht bei Veröffentlichung der nachfolgenden Blätter möge es mir gestattet sein dies Eine zu sagen:

Weder mich zu rechtfertigen, noch Andere anzugreifen, ist mein Zweck; wo das Eine oder Andere geschieht, ist es mir nur ein Mittel zum Zweck. Das Endziel meines Schreibens liegt in der Hoffnung, daß Andere aus meinen Schicksalen lernen mögen, bei gleicher grundsätzlicher Hingebung an die idealen Güter des Daseins die Dinge im praktischen Leben tadelloser anzugreifen, als es mir beschieden war.

Achern, April 1883.

Reinhold Baumstark.

Erste Tagreise.

Neues Leben.

1. Liebesfrühling. Alban Stolz. 2. Klosterfreuden. Maurus Wolter. 3. Dauer im Wechsel. Pater Hecker.

1. Seid mir gegrüßt in dankbarer und wehmutsvoller Erinnerung, ihr seligen Stunden des wiedergewonnenen religiösen Friedens. Ich habe Nichts an euch zurückzunehmen, Nichts zu beklagen, Nichts zu bereuen. Mit rauher Hand hat seither das Leben mich angefaßt, und die Stürme von Außen und Innen haben den Baum meines Daseins kräftig geschüttelt: die Blüten sind teilweise herabgeworfen, teilweise vom Frost getödtet worden, und der Früchte gab es weniger und minder reife, als einst zu hoffen war. Aber die Wurzeln sind fest geblieben in dem unerschütterlichen, Nahrung und Kraft spendenden Boden, in dem Glauben des Christentums.

Als ich am 30. Juni 1869 in die katholische Kirche aufgenommen war, gab ich mich mit voller Freude dem beglückenden Gefühl religiöser Erwärmung hin, und suchte im kirchlichen Leben eifrig nachzuholen, was ich seit vielen Jahren versäumt hatte. Die Schönheit und Erhabenheit des römisch-katholischen Gottesdienstes, welche ja auch

von Andersgläubigen lebhaft empfunden und bewundernd anerkannt wird, breitete sich immer leuchtender vor meinem Geiste aus, je mehr ich an der Hand des Meßbuches und des Breviers den kirchlichen Festkreis wenigstens als gebildeter Laie zu verstehen suchte. Die aus der Jugend glücklich herübergerettete verhältnißmäßige Gewandtheit in der lateinischen Sprache erleichterte mein Streben. Die vielerlei Anfeindungen, welche mir zu Teil wurden, gaben mir Anlaß, mich zur teilweisen Sühne meiner vielen sonstigen Gebrechen wenigstens in christlicher Geduld ein klein wenig zu üben, und meine bescheidenen Lebensverhältnisse sorgten dafür, daß die von anderer Seite gespendeten Lobeserhebungen mich über meine Geringfügigkeit nicht täuschen konnten. Als ich gleichwohl nach einigen Jahren zu bemerken glaubte, daß die Ansammlung einer ausgedehnten und ehrenvollen Correspondenz anfangen wolle, für mich einen gewissen geistigen Reiz anzunehmen, dem ich nicht die vollständigste Freiheit von jeder geheimen Eitelkeit zutraute, da machte ich kurzen Prozeß und vernichtete den ganzen Plunder. Ich sage dies deshalb, weil ich die nachfolgenden Blätter aus freier Erinnerung niederschreibe, hoffentlich nicht zum Schaden der Wahrheit.

Meine religiöse Befriedigung wurde gesteigert durch die Bekanntschaft mit vielen aufrichtigen und hervorragenden Katholiken, und ich ahnte nicht die vielen Enttäuschungen, welche mir für den ferneren Lauf meines Lebens vorbehalten blieben. Ich hatte meine Vorbereitung zum Katholicismus fertig gebracht, ohne nur mit einem einzigen Priester über die Sache gesprochen zu haben. Der würdige Geistliche, bei welchem ich

mich als künftiges Pfarrkind anzumelden hatte, war nächst meiner Frau das erste lebende Wesen, welches von meinem Entschluß erfuhr. Ich danke Gott dafür, daß er mich auf diesem eigentümlichen Wege geführt hat. Ich glaube über das Priestertum dasjenige, was die Kirche lehrt. Aber der priesterliche Stand hat unter dem Einfluß unserer Zeit gewisse Eigentümlichkeiten angenommen, welche zu meiner persönlichen Eigenheit nicht gut passen. Auch ist es in der geschichtlichen Entwickelung, wie in der Natur der Dinge begründet, daß die hierarchische Ordnung einen gewissen, ich möchte sagen „Corpsgeist" einflößt, den ich anerkenne und in seiner historischen Gesammtwirkung bewundere, dem ich aber persönlich gern aus dem Weg gehe, um nicht unnötige Zusammenstöße herbeizuführen.

Einen muß ich hier mit Namen nennen, weil ich ihm den innigsten Dank schulde für die tiefe Erbauung, mit der mich jeder Augenblick des Zusammenseins mit ihm und jede Stunde der Lesung in seinen Schriften erfüllt hat. Sein Wandel ist hienieden schon im Himmel, und die echte Vornehmheit seines hohen Geistes ist groß genug, um durch meine armen Worte weder angenehm noch unangenehm berührt zu werden. Es ist Professor Alban Stolz in Freiburg i. B. Ich kannte ihn schon, bevor ich katholisch war. Er hatte zu Anfang des Jahres 1868 meiner ersten größeren Arbeit, dem „Ausflug nach Spanien", einen ehrenvollen Laufpaß mit in die Welt hinausgegeben, bloß weil er, ohne mich je gesprochen zu haben, in mir einen ehrlichen und unbefangenen Menschen zu entdecken glaubte. Ihm verdanke ich somit recht eigentlich die Grundlage meiner

schriftstellerischen Laufbahn. Er hat nie den Versuch gemacht, auf meine religiöse Ueberzeugung irgendwie einzuwirken; er hat sich mir nie herrschsüchtig und nie unduldsam gezeigt, sondern immer nur fromm und demütig und edel. Die Wirksamkeit seines Geistes erstreckt sich über alle Erdteile, wie der Ruhm seiner Werke, von welchen einzelne auch durch ihre sprachliche Darstellung zu den kostbarsten Perlen der deutschen Literatur zu rechnen sind, so namentlich die ersten Jahrgänge des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit". Er hat auch den Glauben an mich bewahrt, als die Freunde schaarenweise von mir abfielen, und wenn er sicherlich meine jetzige Stellung in den kirchlichen Fragen der Gegenwart nicht billigt, so zählt er mich doch in seinem warmen und liebevollen Herzen, das nur Wenige in seiner ganzen Heiligkeit verstehen, gewiß weder zu den Treulosen, noch zu den Verlorenen.

Aber auch mit ihm hätte ich nicht täglich verkehren können. In seiner Phantasie ist das Weltall zu sehr mit im Fegfeuer oder in der Hölle gebratenen Menschenseelen bevölkert; es ist in seiner katholischen Vorstellungsweise etwas ganz eigentümlich Spanisches, das ich an einem innerlich wahrhaft großen Manne ertragen kann, das mich aber bei ganz regelmäßigem Genuß so zu sagen aus der Haut treiben könnte, das mich dagegen anwidert, wo ihm die Rechtfertigung oder wenigstens Entschuldigung des eigenen Wertes fehlt. Mir war es, im Gegensatz zu dieser etwas düstern Geistesrichtung, stets beschieden, festzuhalten an der freudigen und versöhnenden Seite der Christusreligion; nie in meinem Leben habe ich gewankt im Glauben

an die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, und wenn ich mich vielfach des Leichtsinns, vielleicht auch der Vermessenheit beschuldigen muß, so habe ich, oft allzusehr auf Gottes Nachsicht für mich vertrauend, doch niemals die Neigung verspürt, Andere für verdammt zu halten, und noch weniger die Versuchung empfunden, in das zu versinken, was Cervantes die „Sünde der Teufel“ nennt, nämlich in Verzweiflung.

2. Ganz besondere geistige Freuden edelster Art erblühten mir im Klosterleben, und zwar unter den verschiedenen Klöstern, welche ich kennen gelernt habe, auf der höchsten Stufe nur in einem einzigen Kloster, der Benedictiner-Abtei Beuron im Donauthale. Freiherr v. Stotzingen, der edle, ritterliche Katholik, führte mich dort ein. Die erhabene Gründerin und Beschützerin des Hauses, eine Fürstin von Hohenzollern, empfing mich mit leutseliger Huld. Der geistvolle und gelehrte Vater der Klosterfamilie, Abt Maurus Wolter, schenkte mir die Gunst seiner lehrreichen Gespräche, während sein Werk über die Psalmen mich in den Geist des betrachtenden Gebets einführte. Die Mönche und Brüder, Alle, vom ersten bis zum letzten, beseligten mich durch den Anblick ihrer heiligmäßigen Frömmigkeit. Ich habe später, zu einer Zeit, als ich schon vielfach angefochten war, in meinen „Neuen Fegfeuergesprächen“ diesem herrlichen, durch den preußischen Kirchenconflict leider mit so vielen anderen Heimstätten der Gottesfurcht hinweggefegten Hause ein kleines Denkmal einer nie erlöschenden Dankbarkeit zu setzen gesucht. Ich werde dieses Dankesgefühl bewahren bis zum letzten Hauche meines Lebens.

Allein gerade in Beuron traten auch die ersten

religiösen Kämpfe und Conflicte an mich heran, und zwar in einer dreifachen Richtung.

Fürs Erste fand ich die Ascese des Hauses zu streng, nicht für mich als den Gast weniger Tage, der sich mit wahrem Genuß in die Lebensweise eines Mönches versenkte und daraus verjüngt wie aus einem Stahlbade hervorging, wohl aber für die Mönche selbst, welche auszuharren hatten, ununterbrochen und erholungslos bis zum Tode. Ich habe den Geist christlicher Selbstabtödtung ahnen gelernt, aber ich bezweifle, ob bei einer derartigen ascetischen Richtung wahrhaft große Leistungen auf dem Gebiete des thatkräftigen Geistes, namentlich der Wissenschaft, möglich sind. So viel ich weiß, hat Beuron mich noch nicht widerlegt, obgleich das Gotteshaus, wenn auch an anderem Orte, unter derselben geistvollen, aber strengen Leitung noch besteht.

Fürs Zweite glaubte ich in dem eifrigen Streben nach Rückkehr zu dem Geiste und zu den Sitten des heiligen Ordensgründers Benedictus neben der hingebendsten Frömmigkeit einen gewissen Zug von Beschränktheit zu entdecken, welcher den Katholicismus nur in seiner mittelalterlichen Form begreift, während es gerade für mich von Anfang an eine feststehende Ueberzeugung war, daß das Christentum als die absolut vollendete Menschheitsreligion, wie in der antiken und christlich germanischen Bildungsform, so auch in der Bildungsform des universellen modernen Geistes ganz eigentümliche Erscheinungsweisen annehmen könne und müsse, ohne daß um deswillen an dem ewigen Wesen der geoffenbarten Wahrheit im Geringsten gerüttelt werde. Gegenüber dem Geiste der mönchischen und theologisch-

philosophischen Repristination einer für ewig entschwundenen Vergangenheit war in meiner Seele schon damals das Banner des Plus ultra! aufgepflanzt, und das Auge meines Geistes schaute lieber prophetisch in die Zukunft, als wehklagend in die Vergangenheit.

Der geistreiche Abt ahnte sehr bald die Eigentümlichkeit meiner Geistesrichtung und suchte den Gefahren entgegenzutreten, welche er von seinem Standpunkte aus für mich erblickte. Mit ernstem Nachdruck warnte er mich vor der Täuschung, welche den Liberalismus mit dem Katholicismus vereinigen zu können glaube. Allein seine Warnungen bewirkten das Gegenteil von dem, was sie bezweckten. Da er mir unter Anderm auch Lacordaire als ein abschreckendes Beispiel vorhielt, verfehlte er jeden Eindruck auf meinen Geist; denn gerade der Katholicismus dieses großen Dominicaners stand und steht noch als ein leuchtendes Muster höchsten Ranges vor meiner Seele.

In diesem Zusammenhang glaubte ich bei näherer Betrachtung zu entdecken, daß die Bestrebungen dieser sonst so herrlichen Ordensgenossenschaft durch ihr einseitiges Hängen an der Vergangenheit unfruchtbar gemacht werden. Der Geist des Repristinationssystems lähmt sogar ihre künstlerischen Bemühungen. Bei den erhabenen Gestalten, welche diese Mönche beispielsweise auf die Wandgemälde in der Konradskapelle des Konstanzer Münsters hingezaubert haben, mag dies noch zweifelhaft sein, weil der Ausdruck himmlischer Milde und Frömmigkeit bezaubernd wirkt; wer aber das obere Donauthal durchwandert und in der Nähe Beurons

bei der merkwürdigen Votivkapelle stehen bleibt, in welcher Abt Wolter und Bruder Lenz ihre Ideen ausgesprochen haben, der wird sagen müssen, daß uns hier die Repristination sogar mit dem Rückfall in ägyptische Gestalten und Träumereien bedroht. Und ähnlich schien es mir zu stehen mit den philosophischen Arbeiten der Klosterfamilie. Statt vom heiligen Thomas von Aquino auszugehen und rüstig ausschreitend vorwärts zu streben, kam es mir vor, als führe man die nach Mehr verlangende Menschheit immer wieder gewaltsam zu dem großen christlichen Philosophen des Mittelalters zurück. Man sage mir nicht, daß dieses Bedenken mit den vielfach ausgesprochenen Ansichten Papst Leos XIII. in Widerspruch gerate. Denn aus der Empfehlung eines bestimmten Studiums folgt noch in keiner Weise dessen Ausschließlichkeit. Die Weltgeschichte lehrt und die Natur der Dinge gebietet, daß jede Zeit und jede Kulturform ihre eigene Philosophie habe. Weder in Stagira, noch in Aquino kann die Philosophie stille stehen, sondern es ist ihr noch die höchste Aufgabe gesteckt, eine Aufgabe, welche dem großen Spinoza und allen seinen Nachfolgern mißlungen ist, aber dennoch das Ideal der Zukunft bleiben muß: eine voraussetzungslose Wissenschaft, welche als solche zum Christentum führt. Der Weg durch die schaurigen Einöden des „Unbewußten" mag hart und lang, er mag anscheinend trostlos und entsetzlich sein, allein dennoch wird er ausmünden am Fuße des Kreuzes. Aber solche Ziele erreicht man nicht durch starres Festhalten an einem Thomismus, welchen in dieser Form die Welt nicht mehr kennt, sondern nur durch lebendiges

Erfassen und Durchdringen der Gegenwart und aller ihrer geistigen Kräfte, vor Allem durch die Aneignung und schließliche Ueberwindung aller Ergebnisse ihrer naturwissenschaftlichen Forschungen.

Was endlich drittens die eigentlich ethische Seite des mönchischen Wesens betrifft, so fing Beuron an, mir gefährlich zu werden. Gerade solche Menschen, deren Natur irdischem Frohsinn und sinnlichem Genuß nur allzusehr zuneigt, werden auch am leichtesten zur leidenschaftlichen Vorliebe für das Klosterleben sich entflammen, weil sie hier den Gefahren und Sünden des freien Lebens am Leichtesten zu entkommen hoffen dürfen. Nun bin ich zwar allerdings heute noch der Meinung, daß der katholische Ordensmann und die katholische Ordensfrau die höchsten sittlichen Blüten und zugleich Ideale der Menschheit sind: erhabene Vorbilder, gereinigt von allen Schlacken der Sinnlichkeit, losgelöst von allen Banden des erdhaften Wesens. Allein ich kam der Flamme ein wenig zu nahe, und als ich an einem schönen Ostermontag dem feierlichen Profeß einiger jungen Mönche beiwohnte, ertappte ich mich auf dem Wunsche, ich wäre frei von Allem und Einer von ihnen.

Ich will dieser Verwirrung kein zu großes Gewicht nachträglich beilegen; ich will gar nicht untersuchen, wie viel tieferer Ernst überhaupt daran war. Aber die Sache ging mir immerhin einige Zeit nach und veranlaßte mich zur Prüfung meines Seelenzustandes. Es war damals Manches an mir besser, als später und als jetzt; aber ich konnte es nicht leugnen, ich war der religiösen Schwärmerei anheimgefallen. Ich hatte

mich in maßloser Häufung der religiösen Uebungen und geistigen Anstrengungen bis in eine Höhe hinaufgesteigert, in der es mir zwar sehr wohl gefiel, in der ich aber als Familienhaupt und weltlicher Staatsdiener es auf die Dauer nicht aushalten konnte. Schon fingen meine Gedanken an, während der Ausübung des Berufes mir durchzugehen und sich in himmlische Regionen zu flüchten, statt achtzugeben auf die mir anvertrauten Interessen meiner Mitmenschen. Schon hatte ich begonnen, stolz und vornehm herabzusehen auf mir nahestehende Menschen, die mir weniger fromm vorkamen, als ich selbst. Schon hatte ich mich dem düstern Hang ergeben, Sünden und geistige Zustände zu beichten, die, beim hellen Licht des gesunden Menschenverstandes betrachtet, gar nicht vorhanden waren; schon schlürfte meine Seele gierig die Worte des Beichtvaters von meiner besonderen Begnadigung ein; schon weilte ich Tage, ja Wochen lang gewissermaßen in der Luft, so daß ich manchmal bei prosaischen Vorfällen des Alltagslebens ein beinahe körperliches Gefühl empfand, als ob ich plötzlich aus einer großen Höhe herabgefallen wäre. Schlaf und Nahrung, Beruf und Lebensstellung fingen an mir zu entleiden, nur die Familie hielt mich noch an den letzten Banden fest; Arbeit und Geistigkeit allein schien mir noch einer Mühe wert und religiöse Täuschungen gefährlicherer Art waren vielleicht in nächster Nähe.

Da griff ich mit rauher Hand hinein in den duftigen, zartgewebten Schleier der himmlischen Morgenröte und verschloß mein Ohr trotzig vor der Musik der höheren Sphären; das gesunde Hirn wurde Meister

über die fromme Schwärmerei; ich kehrte mit vollem Bewußtsein und mit allen Kräften in die mir von Gott angewiesenen Lebenskreise zurück, bereichert durch die Erkenntniß, daß selbst die edelsten Bestrebungen uns armen Sterblichen durch Uebermaß gefährlich werden können.

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder."

3. Aber dieser innere Kampf und Rückschlag hat keineswegs zur Folge gehabt, daß ich, wie früher über den Protestantismus, so jetzt auch über den Katholicismus hinauszukommen oder damit fertig zu werden gewähnt hätte; in keinem einzigen Augenblick meines seitherigen Lebens bin ich dieser Versuchung zur Beute geworden. Ich gebe zu und behaupte selbst, daß die religiösen Vorstellungen eines Menschen, der in seinem Geiste die Geschichte und Bildung des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit durchgelebt und durchgearbeitet hat, sich qualitativ sehr unterscheiden werden von denjenigen eines alten Mütterchens, das nie aus seinem Gebirgsdorfe hinausgekommen ist. Allein Beiden kann und muß gemeinsam sein der Glaube an die religiösen Thatsachen, welche durch die moderne Wissenschaft mit nichten umgestoßen sind, und die Unterwerfung unter das Gebot der göttlichen Autorität. Dieses Fundament des geistigen Lebens ist mir in allen religiösen, politischen und sittlichen Stürmen meines irdischen Daseins gänzlich unerschüttert geblieben und ich hoffe zu Gott, daß es auch fernerhin nicht wanken wird.

Ich habe im Lauf der Jahre an den persönlichen Verhältnissen wie an den sachlichen Zuständen innerhalb der Kirche Vielerlei auszusetzen gefunden und im Ver-

folg dieser Dinge innerlich und äußerlich manches Schwere zu leiden gehabt. Ueber Priestertum und priesterliches Leben, über die Verwaltung des Bußsacramentes, über Betschwestern und Betbrüder, über Andachten einer überreizten und phantastischen Richtung, über clericale Bildungsanstalten und verkehrte Auswüchse des Ordenslebens könnte ich gar mancherlei Betrachtungen anstellen, die ich vorerst größtenteils unterlassen werde. Denn ich brauche auf alle diese Fragen hier deßhalb nicht einzugehen, weil sie auf die Gestaltung meines Verhältnisses zur Kirche ohne jeden Einfluß geblieben sind. Vieles möchte ich im Einzelnen an mir selbst wie an Andern anders haben, als es ist. Aber niemals würde ich in irgend einer Beziehung den revolutionären Weg einschlagen, und wenn ich mich über viel schwerere kirchliche Mißstände zu beklagen hätte, als sogar die schwärzeste Auffassung der Dinge sie in der Wirklichkeit zu erblicken vermag, so würde ich dennoch niemals vergessen die Wahrheit, welche ein ebenso weiser als gemäßigter Bischof unserer Zeit so schön ausgesprochen hat mit den Worten:

„Kein Uebel innerhalb der Kirche kann so schlimm sein, als die Trennung von ihr.“

Daß mir bei dieser Gesinnung, die sich stets gleich geblieben ist, der sogenannte Altkatholicismus keinerlei Gefahr oder Versuchung bereitet hat, brauche ich kaum zu sagen. Ich hatte von der Geschichte der Kirche und der Concilien genug gelernt, um den Widerstand gegen das vaticanische Dogma über die lehramtliche Unfehlbarkeit des heiligen Stuhles zu begreifen, aber auch genug, um sehr klar zu sehen, welche geistigen

Richtungen sich hinter dem Vorwand dieses Dogmas versteckten. Es war mir nicht schwer, einen Mann wie Döllinger zu verstehen, den man, auch wo man sich von ihm trennt, hochachten und bewundern muß. Diejenigen, welche, sich erhebend über seinen Warnungsruf, Altar gegen Altar gestellt haben, waren für mich gerichtet von Anfang an. Sie erschienen mir in dem Grad unbedeutend, daß ich mich sogar an dem localen Konstanzer Kampf gegen ihre Sache zwar in vorderster Reihe beteiligte, aber nicht mit irgend welcher inneren Erregung, sondern nur, damit man nicht sagen könne, es fehle mir die Ueberzeugungstreue und der Mut dazu. Wenn noch in unseren Tagen ein Mann wie Beyschlag im Stande war, diese rein revolutionäre Richtung zu verwechseln mit einer auf Festhaltung und Reinigung des christlichen Wesens gerichteten Reform-Tendenz, so beweist das eben nur, wie groß die Macht des Vorurteils selbst über hochgebildete und gelehrte Geister sein kann. Denn man sollte glauben, daß über den Altkatholicismus sich Niemand täuschen kann, der nur einmal in seinem Leben in der Geschichte der Häresieen geblättert hat.

Meine, im Gegensatz zum mittelalterlich politischen, reactionären oder jesuitischen Katholicismus auf den rein religiösen Katholicismus der modernen Welt gerichteten Ueberzeugungen und Bestrebungen fanden einen mächtigen inneren Rückhalt durch die Gespräche mit Pater Hecker aus New-York, welcher mir von Ragaz aus im Jahre 1874 die Ehre seines Besuches schenkte. Dieser geistvolle Mann, Vorsteher der Paulisten-Congregation, Herausgeber der

trefflichen Zeitschrift „The catholic world“, gewesener und mit Ehren entlassener Ligorianer, verschaffte mir die Beruhigung, daß man sogar ein strenger katholischer Ordensmann, und dennoch mit allen meinen kirchlichen Anschauungen durchaus einverstanden sein kann; ich werde die mit ihm verlebten Stunden nie vergessen.

Als mein Gegensatz zu der in der römisch-katholischen Kirche augenblicklich überwiegenden Richtung immer klarer in mein Bewußtsein trat, da war es namentlich das Wirken innerhalb des Vincentius-Vereines, was mir Beruhigung und Stärkung verschaffte. Angeregt durch Alban Stolz, der überall Gutes anregt, wohin die Fühlfäden seines Geistes reichen, hatte ich in Konstanz eine sogenannte Männer-Conferenz, aus einer kleinen Anzahl activer Mitglieder und einer größeren Schaar mildthätiger Teilnehmer bestehend, zu Stande gebracht. Der Verkehr mit Armut und Elend jeder Art und die Möglichkeit, zuweilen einen Tropfen Balsam in die bittern Wunden des Lebens zu träufeln, war mir eine Art von Hochgenuß unter den Arbeiten des Lebens und unter den Kämpfen der Parteien. Hier fühlte ich mich stets wieder an der echten Quelle des Christentums, wenn auch die heillose Zänkerei des leidenschaftlichen Augenblickes mich nahe an den Rand des Entsetzens und Abscheus gebracht hatte. Und wenn ich in schweren Stunden und langen Nächten einsam mit einer Vincentius-Schwester an einem Krankenlager wachte, von dem das Glück und der Friede meines Lebens abhing, da fühlte ich, wie der verklärte Geist des großen Heiligen uns umschwebte, und wie

unendlich überreich jede leichte Mühe vergolten wird, die man im Dienste seiner Sache übernimmt.

Ich habe nun im Großen und Ganzen ein Bild der religiösen Zustände gegeben, wie sie allmählig sich in mir entwickelten. Für den Einsichtigen wird das bisher Mitgeteilte genügen, und man wird nicht verlangen, daß ich auf diesem Gebiete in allzugroße Einzelmalerei verfallen soll. Von ganz besonderer Bedeutung war aber für mich die enge Verbindung, in welche die Religion mit der Politik trat, und aus welcher erst nach langem und schwerem Kampf sich das richtige Verhältniß der beiderseitigen Gebiete und ihre berechtigte gegenseitige Unabhängigkeit von einander bei mir durchgearbeitet und zur vollen Klarheit emporgerungen hat.

Es ist für mich in früheren Tagen ein Gegenstand besonderen Nachdenkens gewesen, ob ich nicht bei meiner religiösen Umwandlung ohne mein Wissen und Wollen durch politische Abneigung oder Zuneigung mit bestimmt worden sei: man hat mir von außen her diesen Vorwurf so oft gemacht, daß ich wohl verpflichtet war, mir die Frage auch innerlich vorzulegen. Es mag ja wohl bei Einzelnen ein derartiger Vermischungsprozeß vor sich gehen, ohne im Uebrigen die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung oder die Reinheit der Beweggründe im Geringsten zu beeinträchtigen. Wer sich die Mühe geben will, diese Blätter zu Ende zu lesen, der mag dann selbst urteilen, ob die in Frage stehende Vermengung zweier innerlich verschiedener Gesichtspunkte bei mir stattgefunden hat, oder ob nicht vielmehr zwei ganz zufällig neben einander hergehende Entwickelungen

im Laufe der Zeit durch eine selbstbewußte That oder vielmehr durch eine That des Selbstbewußtseins scharf und bestimmt auseinandergehalten worden sind.

Ich werde mich bemühen, im Folgenden aufrichtig zu erzählen, wie ich zu der Beteiligung an politischen Fragen gekommen bin und welche Rückwirkung dieselbe auf meine Stellung zu den kirchlichen Parteien und zu den kirchlich-politischen Kämpfen gehabt hat. Nachdem ich in der einleitenden Schilderung meines rein religiösen Standpunctes und Entwickelungsganges, um der Einheit und Anschaulichkeit der Darstellung nicht zu schaden, rasch über einen Zeitraum von mehreren Jahren hinweggeeilt bin, werde ich nunmehr allerdings genötigt sein, etwas weiter zurückzugreifen, um die Entstehung des politischen Mißklanges nachzuweisen. Ich werde es thun mit einem Gefühle tiefernster Wehmut: denn ich weiß sehr wohl, daß es sich um Dissonanzen handelt, die nicht nur ich und viele Einzelne gleich mir an sich erlebt haben, sondern die mit einer gewissen Vorbildlichkeit die Leidensgeschichte der deutschen Nation darstellen.

Zweite Tagreise.

Jolly und das Festungsviereck.

Landtag 1869 auf 1870.

4. Großdeutsch. 5. Zwischen Jolly und Beust. 6. Lindau und Bissing. 7. Festungsviereck. Lender. 8. Landtagsqualen. 9. Stiftungsgesetz.

4. Meine Teilnahme an den politischen Fragen, welche ganz Deutschland und insbesondere das Großherzogtum Baden namentlich im Lauf der sechsziger Jahre bewegten, hatte schon einige Zeit vor meinem Eintritt in die katholische Kirche einen praktischen Ausdruck gefunden.

Schon im Frühjahr 1869 hatte ich einen kurzen Besuch in Heidelberg gemacht, wo damals Kaufmann Jakob Lindau, Abgeordneter der zweiten Kammer, und Privatdocent Dr. Ferdinand Bissing, Redacteur des „Pfälzer Boten", gegen die badische Regierung und vorzugsweise gegen das staatsmännische Haupt derselben, den Staatsminister Jolly, einen herben und heftigen Kampf führten. Mir konnte dieser Kampf, ganz abgesehen von allen religiösen Empfindungen und Ueberzeugungen, nach damaliger Lage der Dinge nur höchst

erfreulich sein. Ich muß jedoch, um diesen Besuch und alles Folgende verständlich zu machen, den Leser bitten, mit mir einen kleinen Rückblick in noch frühere Jahre zu thun.

In der Stille des Studirzimmers aufgewachsen, durch eindringendes und ausführliches Studium der griechischen und römischen Classiker ganz erfüllt und durchdrungen von Begeisterung für ein großes und mächtiges Vaterland, war ich erst durch den Eintritt in eine der obersten Classen des Gymnasiums zu Freiburg i. B. mit Altersgenossen in Berührung getreten. Bei den Wenigsten unter ihnen fand ich eine der meinigen gleichkommende Vorbereitung für politische Gedanken, aber bei Allen ohne Ausnahme die gleiche Idee — daß es in Deutschland anders werden müsse, als es damals war. Nur wenige Schritte trennten uns noch von der Universität, und mögen wir auch zu früh und zu vorlaut uns mit solchen Dingen beschäftigt haben — ich bin heute eben so wenig wie vor fünfunddreißig Jahren geneigt, auf die Ideale der heranwachsenden Jugend geringschätzig herabzusehen. O nein! Der Mangel an Reife bekundet noch lange nicht den Mangel an Wahrheit und innerer Begründung, sondern den Idealen der Jugend bleibt gerade der bessere Teil der Männer treu bis in die spätesten Jahre.

Wir hatten, so weit ich zu blicken vermochte, Alle das gleiche politische Ideal, und dieses war — der deutsche Kaiser und das deutsche Reich. Dieses Ideal war damals in Süddeutschland noch nicht durch religiösen Zwiespalt getrübt, und es war bis zum Jahre 1848 auch nicht durch republicanische Träumereien

vergiftet, wohl aber war ein gutes Teil von Erbitterung gegen den Bundestag und gegen die Einzelstaaten dabei, und ein tiefer Groll gegen Preußen. Der süddeutsche Liberalismus der dreißiger und der ersten Hälfte der vierziger Jahre hatte sich gegen Preußen noch weit heftiger als gegen Oesterreich verbissen; Karl v. Rottecks Weltgeschichte und die persönliche Gesinnung dieses bedeutungsvollen Mannes übten eine große Wirkung auf die heranwachsende Jugend aus.

So waren denn unsere Blicke geteilt zwischen dem österreichischen Kaiserthron, auf den ja — so dachten Viele — durch Gottes Fügung auch wieder einmal ein jugendlicher Held berufen werden konnte, und zwischen dem träumerischen Ausblick auf irgend einen fürstlichen Heros von Gottes und der Weltgeschichte Gnaden, wie ihn damals Viele in der Person des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha entdeckt zu haben wähnten. An eine künftige Führung der Nation durch Preußen glaubte vor dem Jahre 1848, wenigstens in Süddeutschland, trotz Friedrich II., Scharnhorst, v. Stein und dem Zollverein, unter der studirenden Jugend fast Niemand.

In diese Träumereien schlug, wie eine Bombe, die Februarrevolution des Jahres 1848; mich traf sie im Alter zwischen 16 und 17 Jahren. Meine Jugend und die kraftvolle Hand meines seligen Vaters bewahrten mich vor verhängnißvoller Teilnahme an den Ereignissen jenes und des folgenden Jahres; aber all' die gewaltigen Umwälzungen und Thaten jener Zeit waren nicht geeignet, das Endziel meiner patriotischen Wünsche zu verändern. Nach wie vor — die „republicanische

Verzweiflung" brachte es kaum über eine Dauer von Tagen, geschweige denn von Monaten hinaus — war Kaiser und Reich mein Ideal, schwarz, rot und gold meine Farbe, und mein Wahrspruch:

Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt.

Dann folgten harte Tage ernster Studien, leichte Tage gedankenloser Zerstreuung, und es kam die Pflicht des Dienstes und die Verantwortung des Amtes, und Freude wie Leid des eigenen häuslichen Heerdes, und Jahre lang kam es mir vor, als hätte ich mich selbst vergessen und die hohen, heiligen Ideale der Jugend wären im Staube des Alltagslebens untergegangen.

Aber es war nicht so. Als im Jahre 1859 Kaiser Franz Josef das Schwert zog, um dem Uebermut des damals noch lebenskräftigen Napoleon die Lehre zu geben, welche mit voller Wirksamkeit zu erteilen einer andern Zeit und Hand durch Gottes Ratschluß aufbehalten war, da brachen alle zurückgehaltenen, überschrieenen oder betäubten Gefühle des Patriotismus mit unwiderstehlicher Gewalt hervor. „Elsaß und Lothringen!" jubelte es in meiner Seele, und des alten Reiches Herrlichkeit stand im Zauberlicht der Begeisterung vor dem schwimmenden Auge.

Der jähe Zusammenbruch all' dieser Hoffnungen in den wenigen Wochen des italienisch-französischen Feldzuges war auch entfernt nicht im Stande, meine und vieler Gleichgesinnten Treue zu brechen: im Gegenteil:

Wenn Alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu,

tönte es hell und klar in unseren Herzen fort, und wir

waren fest entschlossen, unter allen Umständen den Kelch des großdeutschen Patriotismus bis auf die Neige zu leeren, was uns denn auch im vollsten Maße zu Teil geworden ist.

Die Zeit von 1859 bis 1870 war in Wirklichkeit der Todeskampf des großdeutschen Gedankens. Ich habe diesen Kampf durchgestritten und durchgelitten, so ernstlich und so schmerzlich, wie nur irgend Jemand. Der Gedanke an die Verkleinerung des Vaterlandes, an die Trennung vom milden, gottgesegneten, bei uns Süddeutschen vielgeliebten Habsburgischen Kaiserhaus, an den Verlust so herrlicher Länder, Städte und Menschen hat an meinem Herzen genagt und meine Augen offen gehalten in mancher nächtlichen Stunde. Meine ganze, meine volle Liebe galt, so lange es möglich, so lange es erlaubt war, dem heiligen Bilde des großen, des ganzen Vaterlandes.

Heute ist es sehr erlaubt und sehr gefahrlos, in Deutschland eine solche Gesinnung laut zu bekennen: Kaiser und Reich wissen sehr gut, daß auf die Treue des Characters mehr ankommt, als auf die Bewunderung des Erfolges, und daß ein Großdeutscher, der auf den Bahnen des Schmerzes geführt wurde, unter Umständen mehr wert ist, als hundert Jubler, welche des Schmerzes nicht bedurften.

Inzwischen brachte ein Jahr um das andere eine Enttäuschung um die andere, und der Schleswig-Holstein'sche Krieg des Jahres 1864 führte auch bei den Fernstehenden und Untergeordneten die Ueberzeugung herbei, daß der Waffengang der Entscheidung zwischen Preußen und Oesterreich nicht mehr ferne

sein könne. Als ich im September jenes Jahres die Schlachtfelder der befreiten nordalbingischen Herzogtümer besuchte, da sagte mir die Stimme des Volkes, mit dem ich verkehrte, lauter und deutlicher als irgend ein Erzeugniß der Presse oder irgend ein Actenstück der Diplomatie es damals auszusprechen wagte, daß Preußen fest entschlossen sei, an die Frage seiner Machtsphäre über die cimbrische Halbinsel die Lösung der deutschen Frage anzuknüpfen.

Das war der Augenblick, in welchem ich mich zu der Regierung meines Heimatlandes Baden im Gegensatz erkannte und bedeutungsvoll für mein persönliches Schicksal wurde es, daß gerade in diesem Augenblick der beginnenden Oppositionsstellung mir dasjenige Richteramt übertragen ward, das nach der Meinung Vieler, die mir wohlwollten, für mich die erste Stufe einer glänzenden oder doch sehr ehrenvollen Laufbahn hätte werden sollen.

Am 1. October 1864 trat ich mein Amt als Rat beim Kreis- und Hofgericht Konstanz an. Mein Wille war zweifellos gut, nicht nur auf Pflichterfüllung im einzelnen Falle, sondern auch auf Emporstreben im Großen und Ganzen gerichtet: aber meine Seele war geteilt. Ich sah die Wege der großherzoglichen Regierung schon von 1864 bis 1866 mit zunehmender Klarheit des politischen Bewußtseins und Wollens nach Berlin gerichtet, und selbst während der verhängnißschweren Woche von Sadowa wußte ich sehr wohl, daß das bundestreue Ministerium Edelsheim nur in der harten Not der Zeit seine Erklärung finden konnte.

Und nun war es geschehen: Oesterreich lag besiegt

am Boden, aber um so leidenschaftlicher schloß sich mein Herz an eben dieses Oesterreich an. Mir schien es auf den ersten Blick einzuleuchten, daß Habsburg, welches um seine unglückselige Stellung in Italien so langjährige, wiederholte, hartnäckige Kämpfe geführt hatte, sich schlechterdings nicht mit einem Schlage für immer aus seiner Stellung in Deutschland werde vertreiben lassen. Es schien mir gewiß, daß nach Ablauf weniger Jahre die habsburgische Monarchie so weit erstarkt sein müsse, um ein Anti-Sadowa wagen zu können, und ich beschloß, auszuharren bis zum Ende.

5. Nachdem zu Anfang des Jahres 1868 Karl Mathy, dieser bewußteste und folgerichtigste Vertreter des preußisch-deutschen Staatsgedankens, der Sterblichkeit seinen Zoll entrichtet hatte, führte Staatsminister Jolly die Zügel der badischen Regierung. Ich bin diesem Mann in hartem Kampf entgegengetreten, in einem Kampf, der um so entschlossener war, je mehr ich die Machtstellung, die Geisteskraft, die Consequenz des Gegners anerkennen mußte. Er war mir in allen Beziehungen überlegen. Reifere Jahre, Gesundheit, akademische Beredtsamkeit, Macht, Amt, Stellung, Rückhalt an einer unwiderstehlich vorwärts strebenden Großmacht, das Alles stand auf seiner Seite und auf der meinigen das gerade Gegenteil von Alledem; dennoch ging ich in den Kampf, hilflos und machtlos wie ich war, einzig aus großdeutschem Patriotismus.

Uebrigens machte ich wenigstens den Versuch, Bundesgenossen zu gewinnen, wenn auch natürlich auf abenteuerliche Weise. Ich hatte im Jahre 1867 eine Reise nach Spanien gemacht und dieselbe in einem bereits

gelegentlich von mir angeführten Buche beschrieben, dem ich den Titel „Mein Ausflug nach Spanien“ gegeben hatte. Es war meine erste größere literarische Arbeit; vorher hatte ich mich nur in kleineren juristischen Abhandlungen und in einigen belletristischen oder politischen Zeitungs-Schnitzeln an die Oeffentlichkeit gewagt. Das Buch war nach dem Urteil der Presse frisch und lebendig geschrieben; die Feder war in mein Herzblut getaucht; aus meiner Liebe für Oesterreich hatte ich eben so wenig ein Hehl gemacht, als aus meiner Bewunderung der katholischen Kirche. So kam es, daß ich im Sommer 1868 in der Lage war, dem Kaiser von Oesterreich für eine Ordensauszeichnung verpflichtet zu sein, und da ich natürlich nicht im Ernst daran denken konnte, aus diesem Grunde dem Monarchen persönlich lästig zu fallen, so nahm ich wenigstens gern den Vorwand einer Ferienreise, um dem in Gastein weilenden Minister einen Besuch zu machen. Ich suchte, bevor ich in Baden zum Kampfe gegen Jolly antrat, die Allianz des Grafen Beust.

Es ist jetzt sehr leicht, über mich zu lachen, und ich lache von ganzem Herzen mit; dabei kann ich aber doch die kleine Wahrheit nicht verschweigen, daß, wenn alle angeblichen Anhänger der großdeutschen Sache auf ihrem Standpunkt und mit ihren Mitteln und Kräften die nämliche selbstbewußte Energie entwickelt hätten, welche ich in meiner einsamen und hilflosen Verlassenheit wenigstens zu entwickeln suchte und den guten Willen hatte, daß dann die Niederwerfung der großdeutschen Idee schwerer gewesen wäre, als sie in der That gewesen ist.

Ob ich zu meinem komischen Versuch berechtigt war, diese Frage habe ich mir als Jurist und als Unterthan meines badischen Landesherrn schon damals vorgelegt, und glaube sie heute wie damals ehrlich bejahen zu dürfen. Die süddeutschen Staaten hingen in jenen Tagen mit ihrer Souveränetät vollkommen frei in der Luft; das am Ruder befindliche badische Ministerium war eifrig und erfolgreich bemüht, einen etwaigen Südbund zu hintertreiben und den Anschluß an den norddeutschen Bund herbeizuführen. Formell und verfassungsmäßig genau eben so berechtigt war aber die entgegengesetzte Richtung, zu deren Fahne ich mich bekannte; Wiederanschluß Süddeutschlands an Oesterreich erschien mir als das nächste Ziel, und nach diesem Ziele zu streben war gewiß eben so unsträflich, als es in Wahrheit thöricht war. Denn eine Thorheit war es allerdings, dem unaufhaltsamen Gang der Weltgeschichte durch einen zweiten Bürger- und Bruderkrieg in die zermalmenden Räder greifen zu wollen, gleich als ob es an dem ersten nicht mehr als genug gewesen wäre.

Graf Beust empfing mich und sorgte dafür, daß er sich über meine „Indiscretion" niemals zu beklagen habe. Offenbar blieb er im Unklaren, ob er mich als naiv, als ernsthaft, oder als spitzbübisch zu nehmen habe; allein unsere Unterhaltung hätten wir ganz laut auf dem Karlsruher Schloßplatz oder in Minister Jolly's Arbeitszimmer führen dürfen. Ich sagte ihm, daß Oesterreich der letzten Stunde nahe sei, wenn es nicht Deutschland für immer verlieren wolle, und ich sprach meine entschlossene großdeutsche Gesinnung aus; er

widersprach mir in Nichts und meinte nur, in dieser Frage handle es sich nicht nur darum, zu wissen, was man wolle, sondern auch darum, daß man sich hüte, den verkehrten Weg nach dem erwünschten Ziele einzuschlagen. Des Räthsels Deutung überließ er mir, und ich verließ das schöne Gastein mit der Ueberzeugung, daß Graf Beust die Macht der österreichischen Monarchie wenigstens vorerst nicht hinter sich habe.

Im Spätjahr 1868 fing meine Gesundheit erstmals zu wanken an; in meinem Kopf und Herzen rang und kämpfte zu Viel; der Schlaf entzog sich meinen Augen, und ich mußte einige Wochen im stillen, reizenden Bregenz ausruhen, bevor ich wieder an die Tagesarbeit gehen konnte. Doch befreite ich mich von der politischen Aufregung durch die Beschäftigung mit höheren und höchsten Dingen; meine „Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche" entstanden in jener Zeit. Ich schrieb das kleine Heftchen in ein paar Stunden nieder und war erstaunt über den großen Lärm, den es hervorrief.

Im Frühling 1869 bekam ich Urlaub, um einen Monat im sonnigen Südtirol, in Gries bei Bozen, meiner Erholung zu widmen. Aber die Zurückgezogenheit und Einsamkeit, aus welcher ich meine Kraft sammeln sollte, äußerte ihre Wirkung in ganz entgegengesetzter Weise. Die Gefahr des endgiltigen Zusammenbruchs aller großdeutschen Ideale und Hoffnungen thürmte sich immer näher und furchtbarer vor meinen Augen empor, und immer mehr erschien es mir als dringende Pflicht, die oppositionellen Kräfte und Elemente in Baden zu

sammeln und zum Sturme gegen das Ministerium Jolly zu führen.

In dieser Gesinnung und Stimmung ging ich alsbald nach meiner Rückkehr aus Tirol zu Lindau und Bissing nach Heidelberg.

6. Ich traf zwei grundverschiedene Naturen.

Lindau, der bereits als einziger Opponent in der zweiten Kammer des badischen Landtags einen ungleichen und schweren Kampf mit einer selbst von seinen Gegnern anerkannten Bravour durchgefochten hatte, stand auf der Höhe seiner Popularität. Der Gesichtspunkt, welcher ihn beherrschte und aus welchem er alle Dinge und alle Fragen betrachtete, war ein ausschließlich religiöser; großdeutsch fand ich ihn nur, weil die süddeutschen Katholiken großdeutsch zu sein pflegten; ein tiefes Herzensinteresse an der staatlichen Zukunft Deutschlands habe ich bei ihm nie gefunden. Er ist ultramontan durch und durch, übrigens ein treuer, überzeugter, aufopferungsfähiger Mensch. Doch fehlte es ihm bei aller natürlichen Volksberedtsamkeit an der allgemeinen und gelehrten Bildung, die unsere Zeit von einem Parteiführer fordert, und er war viel zu gescheidt, um diesen Mangel nicht selbst zu empfinden.

Bissing, damals mit Lindau eng befreundet, war in vielen Beziehungen das gerade Gegenteil von ihm. Im Besitze einer abgeschlossenen gelehrten Bildung, jeder religiösen Schwärmerei abgeneigt, von klarem Verstand und weltlichem Sinn, war er vorzugsweise Politiker und Journalist. Freisinnig war er immer, und sein Haß gegen den Liberalismus galt niemals und keineswegs den modernen Ideen, sondern nur dem

nationalliberalen Parteiregiment. Bei ihm war der großdeutsche Gesichtspunkt die Hauptsache und der Katholicismus Nebensache; ultramontan im üblichen Sinne des Wortes ist er niemals gewesen. Dagegen führte er damals eine spitzige und kühne Feder, und sein „Pfälzer Bote“ machte dem Ministerium Allerlei zu schaffen.

Zu diesen zwei geübten Kämpfern trat ich nun, ein schwacher und schüchterner Anfänger, als der dritte heran und gewissermaßen zwischen sie in die Mitte. Ich hatte vor Beiden nur das Eine voraus, daß in meinem Innern der religiöse und der politische Gedanke lebten; auch meine Eigenschaft als Jurist war vielleicht schätzbar. Allein als Staatsdiener war ich abhängig, und sonst in jeder Beziehung geringer, als die Zwei. Von religiösen Dingen war zwischen uns mit keinem Wort die Rede; noch war ich Protestant, und schon die notdürftigste Schicklichkeit gebot, mich mit meinen religiösen Angelegenheiten allein zu lassen. Das geschah denn auch in vollstem Maße; mein Angebot ging dahin, daß ich mich der Opposition gegen das Ministerium Jolly anschließen werde, und die beiden „Volkstribunen“ sagten zu, bei den bevorstehenden Landtagswahlen mich irgendwo als Candidaten im Wahlturnier aufzustellen.

Der weitere Verlauf des Sommers 1869 brachte den Abschluß meiner religiösen Unruhen durch meinen Eintritt in die katholische Kirche am 30. Juni.

Ich war damals so naiv, daß mir erst, nachdem der entscheidende Schritt gethan war, einfiel, wie sehr ich durch meinen vorausgegangenen Besuch in Heidel-

berg dazu beigetragen hatte, der Mißdeutung meines Religionswechsels Waffen und Vorwände zu liefern. Jener Besuch war allerdings ein streng vertraulicher gewesen und wurde auch als solcher gewissenhaft behandelt: allein, wenn ich in der Folge schon zwei Monate nach der kirchlichen Conversion „ultramontaner Abgeordneter“ und damit oppositioneller Parteimann wurde, so lag in der That für jeden Uebelwollenden und selbst für manchen Unparteiischen der Argwohn nahe, daß dieser Religionswechsel mehr ein politischer, als ein wirklich und rein religiöser sei. Das fiel mir erst nach dem 30. Juni wie Schuppen von den Augen. Der protestantische Theologe Nippold soll, wie man mir gesagt hat, in seinem Werke über die „Wege, welche nach Rom führen“, Aehnliches über mich geäußert haben. Ich habe das Buch nie gesehen, aber wenn es dort steht, kann ich es dem Verfasser nicht übel nehmen, denn der Schein spricht vielleicht mehr gegen, als für mich. Erst einer späteren Zeit und höchst unerwarteten Schicksalen war es vorbehalten, für meine Freisprechung wenigstens von dieser Schuld zu sorgen.

Indessen war ich mir ehrlich bewußt, daß der Heidelberger Besuch mit meinem Wege zur katholischen Kirche auch rein gar Nichts zu thun habe. Gerade das Gegentheil: Bissing war mir nicht fromm genug, und Lindaus Frömmigkeit trug viel zu sehr die Formen der jesuitischen Disciplin an sich, um mir persönlich besonders zu behagen. In diesem unbefangenen Gewissenszustand beschloß ich, einfach Alles über mich ergehen zu lassen, was man sagen möge, und nach einiger Zeit meine wirklichen „Wege zur katholischen Kirche“ offen-

herzig zu beschreiben, was ich denn auch in Gemeinschaft mit meinem seligen Bruder Hermann in dem Buche: „Unsere Wege zur katholischen Kirche", Freiburg, bei Herder, 1870 gethan habe.

Das Einfachste wäre freilich gewesen, mich auf das errungene religiöse Glück zurückzuziehen, an die Befestigung meiner Gesundheit zu denken und meine amtlichen Berufspflichten zu erfüllen. Die Heidelberger würden sich sicherlich nicht unglücklich gefühlt haben, wenn ich ihnen das begonnene Verhältniß gekündigt hätte, denn ihnen fehlte es an Bundesgenossen wahrlich nicht. Mir dagegen ließ die politische Leidenschaft keine Ruhe; sie verhinderte mich, den Weg der gesunden und ruhigen Vernunft einzuschlagen und verleitete mich, Gesundheit und Existenz zu wagen in einem Kampfe, der damals schon verloren war.

Indessen fühlte ich doch die religiöse Pflicht, mein Herz nicht maßlos an diese Dinge zu hängen, und so half ich mir denn auf eine äußerst bequeme Weise. Ich bat nämlich in herzlichen und aufrichtig gemeinten Gebeten den lieben Gott recht dringend, mich bei den bevorstehenden Wahlen durchfallen zu lassen, wenn meine Erwählung für die gute Sache nicht ersprieslich sein sollte. Ich war damals noch ein Neuling im Verkehre mit mir selbst, und die wieder errungene religiöse Wärme war mir ein Gegenstand geistigen Genusses; so ist es mir denn damals vollständig entgangen, was mir heute sicherlich nicht mehr entgehen würde, daß nämlich neben dem reinen und selbstsuchtlosen Gebet in einem verborgenen Winkel des nämlichen Herzens die geheime Hoffnung und der noch verstecktere Wunsch lebten,

der so rührend angeflehte liebe Gott werde die Sache am Ende doch „erspriesslich“ finden.

Gott hat mir meinen Willen gelassen: sein Name sei gelobt in Allem, aber mein Lebensweg hat nicht über Rosen geführt.

Ich wurde an meinem Geburtstag, 38 Jahre alt, in zwei Wahlbezirken zugleich, Waldshut-Säckingen und Landbezirk Freiburg, zum Abgeordneten gewählt; schon im Monat September erfolgte die Einberufung der Stände.

7. Der Landtag 1869 auf 1870 wird ohne Zweifel in der Geschichte des Großherzogtums Baden ein denkwürdiger bleiben, nicht weil ich und meine Parteigenossen dabei waren, sondern weil dieser Landtag berufen war, mitzuwirken zu der Einfügung Badens in das neue deutsche Reich. Allein auch für die inneren Zustände Badens ist er insofern von Bedeutung geworden, als auf diesem Landtag, und zwar gerade unter meiner wohl nicht ganz unwesentlichen Mitwirkung jene „katholische Volkspartei“ als parlamentarische Fraction gegründet wurde, die seither in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Bevölkerung wie der Regierung auf sich gezogen hat. Wie mir persönlich in der Folge meine Thätigkeit vergolten wurde, das ist Nebensache und wird sich gelegentlich von selbst zeigen.

Auf dem Weg nach Karlsruhe kehrte ich zu Freiburg im elterlichen Hause ein und besuchte den erzbischöflichen Kanzleidirector Dr. Maas. Was wir vertraulich sprachen, bleibt der Oeffentlichkeit entzogen; ich verließ sein Arbeitszimmer mit dem festen Entschluß, es nicht mehr zu betreten. Daß dieser kleine Mann auf seinen unscheinbaren Schultern die schwere Last

des badischen „Kirchenstreits“ mehr als ein Vierteljahrhundert lang so zu sagen allein getragen hat, ist eine unläugbare Thatsache. Allein zwischen mir und ihm war auch nicht eine Spur der Gemeinsamkeit in Gedanken oder Gefühlen aufzufinden, denn über das tridentinische Credo, den alleinigen denkbaren Punkt der Identität, sprach ich mit ihm nie. Ich verließ ihn mit den bangsten Gefühlen; in meinem Herzen tönte eine dumpfe, leise, unverständliche Stimme, als ob sie sagen wollte: „Daher gehörst Du nicht.“ Doch wußte ich mich zu fassen; ich sagte mir: dieser Mann ist nicht der Ultramontanismus, sondern er ist ein Einzelner, der in Folge seiner Herkunft, Lebensgeschichte und besonderen Lieblingsstudien die ganze Welt aus dem engen und beschränkten Ghetto eines mittelalterlichen Canonisten ansieht.

No ragioniam di lor, ma guarda e passa (Dante, Inferno, III. 51), rief ich mit Dante's Worten meiner eigenen Seele zu und ging weiter, aber zunächst nicht nach Karlsruhe, sondern nach Heidelberg.

Außer Lindau, Bissing und mir waren an Candidaten der „katholischen Volkspartei“ noch gewählt worden Lender, den ich jetzt zum ersten Mal sah, und Roßhirt. Dieser Letztere, den ich schon im Jahre 1854 als einen meiner Examinatoren in der zweiten juristischen Staatsprüfung kennen gelernt hatte, war in der Zwischenzeit durch seine Teilnahme an den badischen Unterhandlungen mit Rom, welche den Abschluß der verunglückten Convention von 1859 zur Folge hatten, eine Persönlichkeit von gewisser Bedeutung geworden; seine juristische Gelehrsamkeit war anerkannt und so behielt

ihn die Partei gern „an ihren Rockschößen“, obgleich er eigentlich nicht zu ihr gehörte und nicht zu ihr gehören wollte, sondern nur in den meisten Fällen mit ihr stimmte. Ganz anders verhielt es sich mit Lender, dem Pfarrer von Schwarzach und jüngsten der erzbischöflichen Dekane. Hier war eine Persönlichkeit aus einem Guß, voll Feuereifer und voll Kraft, bezeichnet mit dem untilgbaren Charakter des katholischen Priestertums, und eben deßhalb, nicht gleichwohl, mit entschiedener diplomatischer Anlage.

Ich für mein Teil mag mich neben diesen vier Männern unbeholfen und linkisch genug ausgenommen haben. Neuling im öffentlichen Leben, Tag um Tag und Stunde um Stunde im Kampf mit meiner Gesundheit begriffen, hätte ich wohl am Besten gethan, wieder umzukehren; allein daran war nach Lenders Erscheinen auf dem Kampfplatz gar nicht mehr zu denken, weil unter dem geistigen Einfluß, den er in der ersten Zeit, ohne irgend darnach zu streben, durch die Kraftfülle seiner Persönlichkeit auf mich ausübte, Religion und Politik bei mir vollends in Eins zusammenzuschmelzen bestrebt waren.

Wir begannen unsere parlamentarische Action mit einer zweifellosen Verkehrtheit, indem wir, statt als loyale Abgeordnete der Eröffnung der Ständeversammlung pünktlich beizuwohnen, einen geschlagenen Nachmittag in zahlreicher Gesellschaft im „katholischen Casino“ zu Heidelberg unter einer ganzen Wolke von Toasten mit gegenseitiger Selbstverherrlichung und Selbstberäucherung zubrachten, was uns, bevor wir irgend Etwas geleistet hatten, in den Augen unserer zahlreichen

und erbitterten Gegner nur lächerlich zu machen geeignet sein konnte.

Wir wurden denn auch bei unserem Erscheinen im Ständesaal nichts weniger als freundlich empfangen, und zwar gerade ich am allerwenigsten. Universitätsfreunde, die den lebensfrohen jungen Mann gekannt und mit ihm geschwärmt hatten, wandten sich mit Unwillen und Mißtrauen von dem „schwarzen Fanatiker" ab, bei dem sie weiß Gott welche heimtückischen Plane und Anschläge vermuteten; die Protestanten durchweg konnten — mit zwei Ausnahmen — den „Convertiten" nicht vergessen, und Minister Jolly hatte, was ich aufrichtig anerkennen muß, allen Grund, damals einen erbitterten Gegner in mir zu erblicken.

Die zwei eben erwähnten Ausnahmen waren Mühlhäußer, der nun auch bereits zu Gott abgerufene, fromme und einsichtsvolle Vertreter des gläubigen Protestantismus und der conservativen Staatsauffassung, und Kiefer, mein Jugendfreund und teilweise Studiengenosse, jetzt Führer der nationalliberalen Kammermehrheit neben dem älteren Lamey. Mühlhäußer war viel zu sehr vom Geiste des Christentums durchdrungen, um irgend Jemanden ungehört und lieblos zu verurteilen; Kiefer hatte einen persönlichen Glauben an meine Wahrhaftigkeit, der ihn in aller Hitze des Kampfes niemals verließ und den zuweilen stürmischen Auseinandersetzungen gerade zwischen uns Beiden ein gewisses dramatisches Interesse verlieh. Es ging mir mit ihm ebenso, wie ihm mit mir; wir bekämpften einander, ärgerten uns über einander, zweifelten zeitweise an einander, aber der geheimnißvolle Faden der

Jugendfreundschaft war doch nie vollständig abgerissen; ich hoffe, daß die Sache uns Beiden nicht zur Unehre gereicht.

Die erste Lehre über die Stimmung des hohen Hauses gegen mich wurde mir anläßlich meiner Doppelwahl erteilt. Natürlich war es meine Absicht, diejenige Wahl anzunehmen, welche als die meistgefährdete zu betrachten und deßhalb im Interesse der Partei festzuhalten war; die beiden Wahlnachrichten waren sich so rasch gefolgt, daß ich trotz meiner vorsichtig gefaßten beiden Annahme-Erklärungen jetzt noch freie Hand zu haben glaubte; allein die Kammer entschied, daß ich als für Säckingen-Waldshut gewählt zu betrachten sei, und Freiburg ging für die Partei verloren. Ich war also rechtmäßiger und anerkannter Volksvertreter.

Und nun wagte ich sofort meinen ersten öffentlichen und entschlossenen Angriff gegen das Ministerium Jolly.

Jene Tage liegen so fern hinter mir, daß von ihrer leidenschaftlichen Erregung auch nicht die leiseste Spur in meiner Seele zurückgeblieben ist. Alle die Fragen, welche mich zur Bekämpfung der damaligen badischen Staatsregierung bestimmten, haben längst ihre Erledigung gefunden. Was ich seither gelernt, gearbeitet, gelebt und gelitten habe, ist so unendlich Vieles und Großes, daß ich der Geschichte jener Zeit gerade so fremd und ruhig gegenüberstehe, wie wenn ich gar nicht dabei beteiligt gewesen wäre. Ich hoffe, die Wahrheit dieser Behauptung wird sich aus meiner Erzählung ergeben.

Es ist eine zweifellose Thatsache, daß die Politik des Staatsministers Jolly in der deutschen Frage eine höchst geschickte und kraftvolle war. Er wußte, was

er wollte, und er versäumte keines der ihm zu Gebote stehenden Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Indem ich dies ganz unumwunden anerkenne, darf ich gleichwol beifügen, daß dem Minister seine Leistungen sehr erleichtert wurden durch das volle Vertrauen seines fürstlichen Herrn, durch die Zustimmung der immer noch an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit der Ständeversammlung, und ganz besonders durch die feste und gewaltige Stütze in Berlin, deren er sich bewußt sein durfte. Wenn ich mit dieser Lage des Ministers diejenige unserer damaligen Partei vergleiche, so kann ich mich nicht darüber wundern, daß wir unterlagen, sondern nur darüber, daß wir dem Minister überhaupt so Viel zu schaffen machen konnten. Denn wir standen ganz allein, und namentlich von österreichischer Seite ist uns auch nicht eine einzige aufmunternde Miene, geschweige denn irgend ein Trost oder irgend eine Hoffnung zu Teil geworden.

Daß wir gleichwohl einige Zeit lang eine gewisse Macht in Baden darstellten, das kam meines Erachtens daher, daß die Kirchenpolitik des Ministers keineswegs eben so geschickt oder glücklich war, wie seine nationale Politik. Dem leitenden Staatsmanne eines süddeutschen Staates war es in jenen Tagen nahe genug ans Herz gelegt, mit der katholischen Kirche möglichst Frieden zu halten, wenn es ihm anders darum zu thun war, die unter seiner geistigen Führung stehende Bevölkerung mit Liebe für einen geeinigten deutschen Staat unter Preußens Führung zu erfüllen. Diese Wahrheit hätte um so einleuchtender sein sollen in einem Lande wie Baden, dessen Bewohner zu mindestens zwei Dritteilen

der katholischen Kirche angehören. Der Umstand, daß gleichwohl eine große Mehrheit der Volksvertretung mit dem Ministerium einverstanden war, durfte einen einsichtsvollen Politiker nicht im Geringsten täuschen über die weit schwerer wiegende Thatsache, daß, auch abgesehen von der Bevorzugung der Städte, von sämmtlicher Wahlkreisgeometrie und von dem ganzen Wahleinfluß der Regierungsmaschine, immer nur ein höchst kleiner Teil der Gesammtbevölkerung in der Eigenschaft als Wähler oder als Wahlmänner thätig wird, während über die Herzen und Seelen der überwiegenden Masse die Kirche — Gottlob! — nach wie vor ihre segensreiche und erlösende Herrschaft übt. Es war also, wollte man das Volk mit dem großen politischen Gedanken aussöhnen, auf kirchlichem Gebiete mit aller thunlichsten Bemühung nach Frieden zu streben.

Diese Wahrheit hat Jolly nicht erkannt, und sein Irrtum auf diesem geistigen Gebiete hat ihn schließlich gestürzt. Ich weiß sehr wohl, daß man einwendet, er habe gegenüber den fortgesetzten ultramontanen Agitationen keine andere Wahl gehabt, als jene des Kampfes aufs Aeußerste; ich weiß eben so gut, daß mancher badische Liberale noch jetzt Jolly's Hauptverdienst darin findet, daß er die Beziehungen zwischen Staat und Kirche auf feste gesetzliche Grundlagen gestellt habe. Diese beiden Behauptungen sind gleich unrichtig. Die ultramontanen Agitationen haben sich in Baden niemals vom kirchlichen Gehorsam losgesagt, und wenn Jolly es verstanden hätte, der seit dem Jahre 1868 durch den Tod des Erzbischofs v. Vicari verwaisten Erzdiöcese durch Mäßigung seiner eigenen Ansprüche ein mildes und versöhnliches Haupt zu

geben, so würde die Spitze alles politischen Widerstandes gebrochen worden sein. Aber gerade das verstand er nicht, und er scheint es auch gar nicht gewollt zu haben; denn er verlangte von dem künftigen Erzbischof einen Revers, von dem er wußte und wissen mußte, daß ihn auch die Mildesten und Besten nicht annehmen können; er holte sich seine abschlägigen Antworten bei so duldsamen, einsichtsvollen und wissenschaftlich hervorragenden Männern, wie Haneberg, Dieringer, Hefele, und bewies dadurch, daß er, im Grunde genommen, ganz in dem nämlichen Spitale krank lag, wie sein Gegner Dr. Maas: es mußte um jeden Preis gestritten sein. Der Mangel eines kirchlichen Oberhauptes aber brachte die Zügellosigkeit in die Reihen des badischen Clerus und die Planlosigkeit, die Ueberstürzung in die Handlungen der katholischen Laien; beim Mangel einer höheren geistigen Leitung gingen die Einzelnen nach eigenen Heften vor, und das um so mehr, als sie von Freiburg aus zwar fortwährend gehetzt, aber dennoch über keine einzelne Frage genügend unterrichtet wurden. Was sodann die badische kirchenpolitische Gesetzgebung betrifft, die man dem Ministerium Jolly als Verdienst anzueignen sucht, so hat man die freisinnigen und zugleich gemäßigten Grundzüge derselben keineswegs diesem, sondern vielmehr dem Ministerium Stabel-Lamey zu verdanken; und was Jolly dazu gethan hat, das ist entweder schon jetzt in Staub und Asche zusammengesunken, wie das Culturexamen und der Bischofseid, oder es ist gleichgiltig, wie die Civilehe, oder von höchst zweifelhaftem Wert, wie das sogenannte Stiftungsgesetz. Während

Jolly auf dem Gebiete der nationalen Politik durch aufrichtigen Patriotismus und praktische Gesichtspunkte geleitet wurde, gab er sich nach meiner Meinung in kirchenpolitischen Fragen ganz und vollständig einer einseitigen und unfruchtbaren Theorie hin. Der Staatsmann scheiterte hier an dem Professor. Der Letztere war nicht im Stande, in der katholischen Kirche das zu erkennen, was sie ist, nämlich Urquell und Mittelpunkt des Christentums, sondern nur das, was sie einmal in vorübergehender zeitlicher Gestaltung war, nämlich die Zwangskirche des Mittelalters; es ist der wesentlich gleiche Irrtum, wie ihn auch der Ultramontanismus begeht.

Von dem Vorhandensein einer freien und hohen, einer zugleich aufrichtig deutsch gesinnten Geistesrichtung innerhalb der Kirche hatte Jolly keine Ahnung; der überzeugungstreue Katholik und der fanatische Ultramontane flossen bei ihm in ein und dasselbe Bild zusammen: er kannte nur das Streben nach der römischen Weltherrschaft, gestützt auf eine Religion des Irrtums und des Truges. — Wohl mag auch er seither in vielen Dingen älter und ruhiger geworden sein, als er es damals war; aber selbst seine publicistischen Leistungen der letzten Jahre legen Zeugniß dafür ab, daß er zu einer vorurteilslosen Betrachtung der katholischen Kirche und ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft sich die Befähigung noch immer nicht erworben hat.

Doch genug: die Vertreter der „katholischen Volkspartei" in dem Landtage des Jahres 1869 glaubten sich zweifellos verpflichtet, sowohl die nationale als die

kirchliche Politik des Ministers entschlossen anzugreifen, und sie thaten es anläßlich der Debatte über die Antwortsadresse auf die landesherrliche Thronrede. Ich machte meinen Parteigenossen den Vorschlag einer Minoritätsadresse, welche ich entwarf und für dieselbe Lindaus, Bissings und Lenders Zustimmung fand. Mit dem Entwurf in der Tasche begab ich mich nach Mannheim zu Roßhirt. Er fand Alles sehr schön, glaubte jedoch, seine Seele sei zu so hohen Gedankenflügen nicht organisirt und verweigerte seine Unterschrift. Die Folge davon war, daß wir übrigen Vier allein ins Feuer gingen und zur Belohnung eine Zeit lang den von unseren zahlreichen Freunden im Lande mit nur zu großer Anerkennung unserer Bemühungen in Scene gesetzten Cultus des „Festungsvierecks" auszuhalten hatten.

Mir ward das Loos zu Teil, die Minoritätsadresse vorzulesen und zu begründen; unter stiller Anrufung der Gottesmutter bestieg ich zum ersten Male die Tribüne. Mit kühnen und entschlossenen Worten griff unser Manifest die weltliche wie die kirchliche Seite der Regierungspolitik an, und verlangte die Entlassung des Ministeriums. Es war eine kecke That, und ich wundere mich heute noch, woher ich den Mut zu diesem Auftreten nahm; denn seine Hoffnungslosigkeit konnte gerade mir am allerwenigsten verborgen sein.

Man hat damals vielfach geglaubt, es habe auf unserer Seite die thörichte Hoffnung obgewaltet, wir, oder Einzelne von uns könnten bei einem Umschwung der Dinge im österreichischen Sinne Mitglieder einer badischen Staatsregierung werden. Es war dies nicht

der Fall: mich hat in jenen Tagen mein seliger Vater, dem ich keine Lüge sagte, gefragt, ob ich solche Gedanken hätte, und ich habe ihm mit einem aufrichtigen und ruhigen Nein geantwortet. Ich dachte keinen Augenblick daran. Nur Roßhirt galt bei manchen Leuten als regierungsfähig; aber auch er war es nicht, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Daß ich persönlich nach meiner ganzen geistigen Anlage und sogar nach meinen äußeren Formen und Manieren unmöglich in den Rat eines Fürsten tauge, darüber habe ich mich in meinem Leben keinen Augenblick getäuscht; mir schwebte als Ziel nur das Eine vor, wo möglich dieses Ministerium zu Fall zu bringen, damit beim Eintreten der großen Ereignisse, die ich als nahe bevorstehend mit Sicherheit voraussah, andere und nach meiner Ansicht bessere Kräfte und Personen an die Stelle Derer treten könnten, welche ich bekämpfte.

Das selbstverständliche Ergebniß der heftig erregten Adreßdebatte war die Verwerfung des Minoritätsantrages mit allen gegen unsere vier Stimmen; die Folge des ganzen Unternehmens war eine höchst feindselige Stimmung zwischen der Regierungsbank und dem Festungsviereck. Lindau und Bissing waren, als die zwei Unterländer Tribunen, längst bekannt und verurteilt: Lender, so fand man auf Seite der Regierung, war Priester und als solcher in einer ganz begreiflichen Stellung; seine große Kraft und parlamentarische Schlagfertigkeit machte auf Jolly einen gewissen Eindruck, den er durch wiederholte Anerkennung der geistigen Eigenschaften seines clericalen Gegners kundgab. Mir dagegen widmete er ganz besondere Kennzeichen der

Mißachtung, denn in meiner Person waren die Eigenschaften des fanatischen Convertiten und des rebellischen Staatsdieners vereinigt. Ich kann es dem damaligen Minister in der That nicht verargen, daß er mich so auffaßte: es wäre mir vielleicht bei umgekehrten Rollen gerade eben so mit ihm ergangen. Meine entschlossene und opferfreudige Hingebung an die Fahne, der ich zugeschworen, erkannte er zwar willig und ausdrücklich an; im Uebrigen aber fand er mein parlamentarisches Auftreten gering, oder, wie er einmal sagte, „unermeßlich schwach“.

Diesen letzteren Ausdruck gebrauchte Jolly übrigens in einem Augenblick der unbewußten Selbstüberhebung, als es sich um die gesetzliche Regelung des Unterstützungswohnsitzes und der Armenpflege handelte. Ich hatte gegen diese Vorlage im Gefühle gänzlicher Hoffnungslosigkeit das Wort ergriffen zu einigen kurzen Bemerkungen allgemeinster Natur, und ich hatte dabei namentlich hervorgehoben, daß diese sociale Gesetzgebung an einem Grundfehler leide, an dem Mangel christlicher Ideen. Diese Einwendung fand der Minister „unermeßlich schwach“; er hat vielleicht dieses Wort unmittelbar nachher wieder vergessen für alle Tage seines Lebens, wie auch ich es Jahre lang vergessen hatte; mir aber ist es wieder eingefallen, als ich nach einem Jahrzehnt des Culturkampfes den Fürsten Bismarck eintreten hörte für die Herrschaft, welche das Christentum ausüben müsse über alle unsere socialen Verhältnisse. — Und da fühlte ich, daß nicht ich besiegt war, sondern ein Anderer.

8. Im Uebrigen jedoch hatte der Minister, ohne es zu wissen oder zu ahnen, vollkommen Recht; ich

fühlte mich in der That und Wahrheit, aber in rein körperlichem Sinne, „unermeßlich schwach“.

Der liebe Gott hatte mir das parlamentarische Handwerk gelegt, indem er mich krank machte. Unglaublich und unbeschreiblich sind die Drangsale, welche mir während dieser Landtagscampagne mein körperlicher Zustand verursacht hat. Eine dreistündige Kammersitzung konnte mich in dem Grad ermüden und aufreiben, daß ich den Weg zur Wohnung an den Mauern der Häuser tastend suchen mußte; der Uebergang über eine Querstraße war mir fast immer ein Unternehmen, vor dessen Beginn ich eine Minute lang, Kräfte sammelnd, stille stand; mehr als einmal mußte ich mich ins Ständehaus fahren lassen, um bei „wichtigen“ Anlässen nicht zu fehlen, weil ich im buchstäblichen Sinne des Wortes die Kraft nicht besaß, den Weg von drei Minuten zu Fuß zurückzulegen. Diese diabolische Qual, aus Störungen im Blutkreislauf und Ueberreizung des Centralnervensystems hervorgehend, war für mich um so peinlicher und gleichzeitig um so tröstlicher, als kein sogenanntes „organisches“ Leiden, das heißt keine materielle Veränderung oder Corruption irgend welcher Art damit verbunden war; tröstlich, sagte ich, insofern ich die Hoffnung auf Wiederherstellung nicht zu verlieren brauchte, peinlich, insofern man mir wenig oder nichts von der Sache ansah, so daß meine Klagen und geringen Leistungen gar mancher zweideutigen Miene begegneten. Allein es war mir die große Wohlthat von oben geschenkt, daß ich dieses schwere Leid im Allgemeinen mit fröhlichem Herzen trug und nur von Zeit zu Zeit mich selbst und meine Umgebung brummend peinigte.

Inzwischen ging der Landtag seinen Gang weiter. Zunächst fand eine große akademische Streiterei statt über die Frage des allgemeinen Stimmrechts und der directen oder indirecten Landtagswahl. Selbstverständlich kämpfte ich aus christlich-demokratischen Gründen für das allgemeine und unmittelbare Stimmrecht, und ich bin heute noch der Meinung, daß die Gründe für die Abgeordnetenwahl durch Wahlmänner nichts weniger als stichhaltig sind. Eine ganz andere Frage ist es allerdings, ob die Erörterung dieses Streitpunktes in den zur Zeit noch bestehenden deutschen Einzelstaaten überhaupt der Mühe wert ist. Uebrigens hatten wir Ultramontanen bei diesem Gegenstand sogar einzelne Liberale theoretisch auf unserer Seite, und wir gingen aus dieser Schlacht ohne Zweifel mit Ehren hervor. Auch wurde die Verfassung schließlich im Sinne des allgemeinen Stimmrechts abgeändert, wogegen in Baden der mittelbare Wahlmodus bis auf den heutigen Tag in Geltung geblieben ist.

Weit weniger trostreich verlief die nunmehr folgende Behandlung der Civilehe. Diese Frage brachte uns die Anwesenheit des Herrn Erzbistumsverwesers von Freiburg, Lotar v. Kübel, der als Vertreter der katholischen Kirche seinen verfassungsmäßigen Sitz in der ersten Kammer der Ständeversammlung einnahm. Es war in den Gesellschaftsräumen des gastlichen Hauses Dahmen, wo der hochwürdigste Herr mich in seine Arme schloß, als ich zum ersten Male mich ihm nähern durfte. Er hat mich mit unsäglicher Güte und Liebe behandelt, und es bedurfte einer schweren und außerordentlichen Verwickelung der Dinge, um zwischen ihm und mir

vor seinem Tode eine Scheidewand aufzurichten. Wir werden das im späteren Verlaufe sehen.

Der Herr Bischof fühlte sich in Karlsruhe nichts weniger als heimisch oder wohl. Er war nur an den Umgang mit Priestern gewöhnt, und in der That besaß er unter dem katholischen Clerus Badens eine große und wohlverdiente Beliebtheit. Mit einem Teil der bejahrteren Herren war er als Altersgenosse, mit dem größeren Teil der jüngeren als ihr Convictsdirector persönlich bekannt und verbunden: Milde, Wohlwollen und Leutseligkeit waren hervorstechende Charakterzüge seines Wesens, und es war für diesen Mann ein wirklich tragisches Schicksal, daß er durch die Verhältnisse gezwungen wurde, ein Kampfesbischof zu sein.

Eine hervorragende rednerische oder gar diplomatische Begabung war ihm nicht verliehen, und seine würdevolle Ruhe war nicht im Stande, dasjenige zu ersetzen, was Minister Jolly an formgewandter Dialectik und siegesbewußter Redefertigkeit mehr besaß, als er. Das Auftreten des Herrn Bischofs im badischen „Oberhause" war unter diesen Umständen nicht geeignet, die großen Mängel und Gebrechen seiner „unermeßlich schwachen" Anhänger im „Unterhause" auszugleichen.

Bald nach seinem Eintreffen hatte der Herr Bischof seinen Kanzleidirector Dr. Maas nachkommen lassen, um gegenüber der Gesetzesvorlage über die Civilehe mit ihm zu arbeiten. Der berühmte Canonist verweilte etwa eine Woche in der Residenz; als er wieder abgegangen war, ließ mich der Bischof in später Abendstunde rufen, weil er mit der Leistung seines Ratgebers so unzufrieden war, daß er die von demselben ent-

worfene „Verwahrung“ gegen die Civilehe vom kirchlichen Standpunkte aus gar nicht brauchen zu können glaubte. Ich sollte nun in gemeinsamer Arbeit mit dem Herrn Bischof der Sache wenigstens eine solche Form geben, daß man sich damit vor den Menschen des 19. Jahrhunderts sehen lassen könnte. Dabei befand ich mich wirklich in einer üblen Lage. Was der Katholik von der „Civilehe“ als solcher zu halten hat, darüber ist ja kein Wort zu verlieren; allein ich hatte damals schon die auf Geschichte und Erfahrung gestützte Ueberzeugung, daß eine Gesetzgebung des modern paritätischen Staates über die für alle Staatsbürger gemeinsam giltigen, rein bürgerlichen Formen der Eheschließung unserem katholischen Sacrament der Ehe nicht nur keinen Eintrag thun kann, sondern im Gegenteil nur geeignet ist, dieses Sacrament in seiner ganzen menschenwürdigen Hoheit und Herrlichkeit zu zeigen. Allein für diese Betrachtung der Dinge fand sich in jenen aufgeregten Tagen kein Raum: ich half dem Bischof, so gut ich konnte, er kämpfte in der ersten Kammer, so gut er konnte, und ich vermochte es schließlich in einer besonders schwachen Minute nicht zu unterlassen, mich in der zweiten Kammer dadurch zu blamiren, daß ich anläßlich der Civilehe gegen Charles Darwins Descendenztheorie focht. Und gerade diese fragwürdige Leistung war unter allen meinen parlamentarischen Leistungen die einzige, welche von lautem Beifall der Galerieen begleitet und belohnt ward. Gott tröste uns arme Sünder!

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht verschweigen, daß unser damaliger Kammerpräsident, der längst ent-

schlafene Hildebrandt, über uns Ultramontane eine strenge Zuchtrute führte. Mir persönlich war er sehr wohlwollend gesinnt, ich hatte schon im Jahre 1864 im gleichen Richtercollegium mit ihm gearbeitet und seine Freundlichkeit gewonnen; auch schätzte er an mir die gemessene Kälte des Vortrags, zu welcher mich auf dem dornigen Pfade der Selbstbeherrschung mein ununterbrochenes Krankheitsgefühl zwang, höher, als ich es verdiente. Ich will den Toten gewiß keiner Ungerechtigkeit beschuldigen; allein er hielt uns streng. Als einmal der Abgeordnete Näf seiner Sehnsucht nach baldigem Eintritt in den norddeutschen Bund anläßlich einer Petition mehrerer Wirte über die „Wirtschaftsgerechtigkeiten" Ausdruck verliehen hatte, wollte ich meinem nationalliberalen Collegen einige Worte entgegnen; flugs rief mich der Präsident zur Sache, und als ich nicht sofort Gehorsam leistete, entzog er mir das Wort mitten im Satz. Die parlamentarischen Verteidiger der katholischen Kirche in Baiern, in Preußen und in Baden seit neuerer Zeit haben gar keine Vorstellung und gar keinen Begriff davon, unter welcher Disciplin das kleine „Festungsviereck" gestanden ist. Namentlich war auch Bissing wegen einiger großdeutscher Bosheiten der Gegenstand heftiger Abneigung ohne genügenden Grund.

9. Allein die äußerste Erregung der Leidenschaften auf beiden Seiten des „hohen Hauses" sollte sich erst bemerklich machen, als der Gesetzentwurf „über die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung der Stiftungen" auf die Tagesordnung kam.

Gleich vom Beginn des Landtages an hatte dieser

Gegenstand wie ein unheimlich in der Ferne grollendes Gewitter unsere Ohren umtost und unsere Köpfe bestürmt. Hier handelte es sich um Geld und Dr. Maas war auf den Beinen. Es bestand ohnedies in jener Zeit ein heftiger Zwiespalt zwischen der Staatsregierung und dem erzbischöflichen Ordinariat hinsichtlich der Geschäftsleitung des von Staat und Kirche gemeinsam zu besetzenden „katholischen Oberstiftungsrats". Die Präsidentenstelle des Collegiums war erledigt, der vorsitzende Rat war der Regierung treu ergeben; andere Kräfte waren eben so fest mit Freiburg verwachsen; Jolly zog an einem, Maas am anderen Ende des beklagenswerten Collegiums, welches bei dieser Gelegenheit fast in Stücke gegangen wäre, wenn nicht das Pflichtgefühl geschäftsmäßiger Berufserfüllung seine wohlthätige Wirkung schließlich zur Geltung gebracht hätte. Dieser Zwist brachte uns abermals die Ehre, Herrn Maas in unserem Kreise zu sehen. Er war kühn hinter dem Ofen. Er versicherte, die „Curie" werde den Oberstiftungsrat nach Freiburg berufen, beziehungsweise „sprengen"; allein auf die kühle Frage des Konstanzer Convertiten, wie viel Geld sie denn in Freiburg hätten, um die Folgen eines derartigen Widerstandes für die davon betroffenen Beamtenfamilien zu tragen, hatte er als Antwort nichts Bestimmtes, sondern nur einen heißen und bösen Blick.

An diesen mehr hinter den Coulissen spielenden Kampf schloß nun Staatsminister Jolly mit siegesgewisser Entschlossenheit die Vorlage seines Entwurfes zum Stiftungsgesetze an. Daß diese schwierige Materie gerade damals, unter den ohnehin so gespannten Verhältnissen, bei der mit jedem Tage rascher heran-

tretenden Lösung der großen deutschen Frage, in Baden gesetzgeberisch erledigt werden mußte, vermag ich heute noch so wenig einzusehen wie damals; allein Jolly hatte gerade an diese Frage ganz besonders seinen Kopf gesetzt, und er führte sie ebenso schneidig als erfolgreich durch.

Der Gesetzentwurf beruhte, abgesehen von dem organisatorischen und administrativen Detail, auf folgenden Grundsätzen:

1) Kirchliche Stiftungen (d. h. kirchliches Vermögen) sind nur diejenigen, welche bestimmt sind zur Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse einer Religionsgemeinschaft oder zum Vorteil von Bildungsanstalten, die nach Maßgabe der Gesetze von der Kirche errichtet werden dürfen, sowie solche, die schon vor Verkündung dieses Gesetzes als kirchliche anerkannt wurden; alle übrigen Stiftungen sind weltlich, also namentlich alle künftigen und der größte Teil der bisherigen Stiftungen für Armenunterstützung und Krankenpflege.

2) Die ganze Leitung des Stiftungswesens einschließlich der Entscheidung darüber, von wem eine Stiftung zu verwalten und die Stiftungsgenüsse zu vergeben seien, ist Verwaltungssache; nur in wenigen Ausnahmefällen findet eine gerichtliche Entscheidung, und diese durch den Verwaltungsgerichtshof statt.

3) Wenn die fernere Erfüllung der Stiftungszwecke nicht mehr möglich ist, oder wenn der Fortbestand und die fernere Wirksamkeit einer Stiftung aus irgend welchen Gründen als dem Staatswohl nachteilig angesehen werden muß, so ist die Staatsregierung bei allen, auch bei den kirchlichen Stiftungen berechtigt,

das Stiftungsvermögen einem andern öffentlichen Zwecke zu widmen; kirchliche Stiftungen jedoch nur für andere kirchliche Zwecke.

Dieser Entwurf ist zum Gesetz geworden; der Vollzug des Gesetzes hat mit lobenswerter Mäßigung stattgefunden, und die katholische Kirchengewalt in Baden hat sich längst in das Gesetz gefunden und mit demselben thatsächlich ausgesöhnt. Unter diesen Umständen bin ich natürlich weit entfernt davon, den alten Streit noch einmal aufwecken zu wollen in einer ruhigen geschichtlichen Darstellung, die eben so, wie meine ganze öffentliche Wirksamkeit seit Jahren, dem Zwecke der Versöhnung zwischen Staat und Kirche gewidmet ist. Allein ich bin es gleichwohl mir selbst schuldig, zu erklären, daß ich die oben angeführten Grundsätze auch heute noch für nicht richtig, für nicht gerecht halte, und daß sich gegen die Annahme derselben der Jurist in mir noch weit mehr sträubt, als der Katholik in mir. Ich meinerseits stelle vielmehr jenen Grundsätzen aus bester Ueberzeugung folgende gegenüber:

1) Kirchlich sind diejenigen Stiftungen, welche nach dem Willen des Stifters kirchlich sein, das heißt zum Vermögen der Kirche gehören sollen; man kann auch Stiftungen für Armenunterstützung und Krankenpflege der Kirche schenken. Warum denn nicht?

2) Die Frage, ob eine Stiftung kirchlich oder weltlich ist, d.h. zum Vermögen der Kirche oder einer anderen juristischen Person gehört, ist eine vermögensrechtliche Frage, also von den bürgerlichen Gerichten zu entscheiden.

3) Zuwendung kirchlichen Stiftungsvermögens zu anderen, als den stiftungsmäßigen Zwecken kann niemals

durch die Staatsgewalt erfolgen, sondern nur durch die Kirchengewalt, meinetwegen unter dem Oberaufsichtsrechte des Staates, aber nicht durch ihn.

Wir badische Oppositionsmänner im Jahre 1869 hatten es mit einem Ministerial-Gesetzes-Entwurf, nicht mit einem Gesetze zu thun, und wir glaubten deßhalb, bis an die äußersten Grenzen der Kritik gehen zu dürfen und gehen zu müssen. Das Ordinariat hatte eine größere Anzahl wissenschaftlicher Gutachten von angesehenen Rechtslehrern erhalten, welche sich mit größter Entschiedenheit gegen den Entwurf aussprachen; ich nenne nur Zöpfl und Bauerband. Während aber diese Beiden sachlich und gründlich untersuchten und erörterten, gefiel sich der jetzige Altkatholikenführer v. Schulte in den wirklich gröbsten und verletzendsten Ausdrücken gegen die Staatsregierung, so daß der Präsident der zweiten Kammer mit vollem Recht die officielle Verteilung des Gutachtens an die Abgeordneten untersagte; v. Schulte gab uns Hitzköpfen beim Festungsviereck ein böses Beispiel, und Einige von uns sollten bald der Versuchung unterliegen.

Dr. Maas hetzte und schürte an uns in einer Weise, deren Verantwortung ihm überlassen bleibt. Unser Fehler, daß wir uns mißbrauchen ließen, wird dadurch nicht geringer; es liegt mir auch fern, uns hintennach entschuldigen zu wollen, aber die Wahrheit muß gesagt werden. Maas verstieg sich bis zu dem unsinnigen Vorschlag, die Partei solle eine große Volksversammlung bei Ettlingen halten und mit derselben zum Sturze des Ministeriums nach Karlsruhe marschiren. Er fand natürlich unter uns keinen Narren, der auf ein solches

Abenteuer eingegangen wäre. Ich für meine Person bat den Herrn, er möge aus seinem ruhigen Hinterhalt endlich einmal hervortreten und seinen persönlichen Mut durch Teilnahme an den Mühsalen und Kämpfen des öffentlichen Lebens über jeden Zweifel erheben; allein er zog es vor, besagten persönlichen Mut da zu lassen, wo er bisher geblieben war, nämlich in dem besagten ruhigen Hinterhalt — hinter dem Ofen.

Je höher die Wogen der Leidenschaft gingen, desto ruhiger schien Lender zu werden, der offenbar schon damals einsah, daß man uns mißbrauche, um sich schließlich höflichst zu unterwerfen; er zeigte keinerlei Lust, seine Haut zu Markte zu tragen, und er hat sicherlich daran eben so recht als klug gehandelt. Für Bissing war die ganze Sache nicht politisch genug; Roßhirt behandelte sie in seiner Weise, fein, gelehrt und akademisch. Lindau dagegen und ich waren voll Feuer und Flamme. Meine Abneigung gegen Maas war weit aufgewogen durch meine Liebe für den Bischof, und das Bewußtsein einer ehrlichen juristischen Ueberzeugung verblendete mich über den Charakter und die Tragweite meiner Handlungen. So beschlossen denn wir Beide, eine Volksagitation gegen das Stiftungsgesetz zu versuchen. Dieser Plan war von vorn herein eine Thorheit; denn der Gegenstand des Gesetzes war viel zu fein, zu schwierig, zu wissenschaftlich, dem täglichen Leben und seinen Bedürfnissen zu fern liegend, um damit große Massen zu elektrisiren. Wir sollten das bald erleben.

Die erste — und letzte — Volksversammlung wurde nach Hardheim bei Walldürn im badischen Odenwald

angesagt und fand unter freiem Himmel statt. Tausende von Menschen haben ihr beigewohnt, und wir thaten unser Möglichstes, um die guten Leute für die Frage des Stiftungsgesetzes zu begeistern; ich selbst erlaubte mir den großen Fehler, mit dem katholischen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus" eine Versammlung über irdische Angelegenheiten zu eröffnen und zu entzünden; auch fehlte es uns nicht an dem bekannten „frenetischen" Beifall. Mir insbesondere war die Aufgabe zu Teil geworden, die nachher eine Zeit lang viel genannten „Hardheimer Resolutionen" zu begründen, welche wir Abends zuvor in einem Pfarrhause abgefaßt hatten. Ich hatte übrigens von dem ganzen Verlaufe der Versammlung den Eindruck, daß die vielen Leute nicht aus Teilnahme an den Fragen des Stiftungsgesetzes herbei gekommen waren, sondern aus zwei ganz anderen Gründen. Viele von ihnen kamen, weil sie neugierig waren auf die beiden damals populären Redner, die meisten aber wohl deßhalb, weil ihre Pfarrer oder Kapläne sie dazu aufgefordert hatten. Der weitere Verlauf der Dinge machte der Agitation ein Ende.

Was nämlich den Inhalt der Resolutionen betrifft, so scheint es mir jetzt, nach so vielen Jahren und bei abgekühltem Blute, daß sie ein klein wenig nach dem guten Weine dufteten, dessen Geist und Blume bei ihrer Entstehung mitwirkten. Sie gipfelten nämlich in dem Schlußsatze, daß, wo die Gesetzgebung einmal solche Wege betreten habe, wie in dem streitigen Entwurf, überhaupt kein Eigentum mehr sicher sei. Nun wollten wir allerdings mit diesen Worten nicht sagen, was man uns nachher criminalistisch zu unterstellen bemüht

war, daß nämlich die Regierung mit dem siebenten Gebote Gottes auf gespanntem Fuße stehe, sondern vielmehr nur, daß die Gesetzgebung sich eben so gut über jedes Privatrecht hinaussetzen könnte, wie über das von uns verteidigte Vermögensrecht der Kirche. Um die Sache so zu verstehen, um sie überhaupt unparteiisch zu beurteilen, muß man sich in die tiefe Erregung jener Tage hineindenken, in welchen selbst ein so ruhiger, streng loyaler und leidenschaftsloser Mann, wie der damalige Präsident des Kreis- und Hofgerichts Konstanz, Prestinari, der namentlich mein Auftreten damals keineswegs billigte, sich dennoch zur Veröffentlichung einer Broschüre veranlaßt sah über die Frage, ob die katholische Kirche in Baden ein Recht an ihrem Vermögen habe. Ueberhaupt wird man kaum bestreiten können, daß, wenn irgend eine unserer verschiedenen „Oppositionen" eine innere Berechtigung hatte, dies gewiß die Opposition gegen das Stiftungsgesetz war.

Dennoch verkenne ich nicht, daß die Ausdrucksweise unserer Resolutionen hart an der Grenze des gesetzlich Zulässigen sich befand; die Regierung dagegen war der Ansicht, sie liege bereits jenseits dieser Grenze. Demzufolge wurde der Drucker eines kleinen Rastatter Blättchens, das unsere „Resolutionen" gemeldet hatte, strafgerichtlich verfolgt, was die selbstverständliche Folge hatte, daß Lindau und ich öffentlich in der Kammer die volle Verantwortlichkeit übernahmen und mit ihr auch den Strafprozeß. Lindau dürstete damals förmlich nach einer gerichtlichen Hauptverhandlung, bei welcher er mit aller denkbaren Freiheit der Verteidigung sein Herz ausschütten zu können hoffte; ich meinerseits

zögerte allerdings auch keinen Augenblick, die Folgen meiner Handlungen auf mich zu nehmen, allein ich war mir wohl bewußt, daß es sich bei mir um die ganze Lebensexistenz handle. Mein Lebensplan war ursprünglich gewesen, Rechtsanwalt zu werden, allein in den fünfziger Jahren, als ich mich dazu meldete, herrschte nicht die jetzige Freiheit. Die damals maßgebenden Personen schlugen meine Bitte ab, indem sie sagten, ich sei für den Staatsdienst bestimmt und ich werde es nicht zu bereuen haben. Jetzt stand ich im 39. Lebensjahre, mit einer Gesundheit, von der Niemand wußte, ob sie blos gestört oder gebrochen sei, und war belastet mit der Verantwortlichkeit des Familienhauptes. Zur Anwaltschaft war es unter diesen unsicheren Umständen zu spät, und die Regierung machte gar kein Hehl daraus, daß auf eine strafgerichtliche Verurteilung die disciplinäre Entfernung aus dem richterlichen Amte folgen werde.

Der Gnade Gottes allein habe ich es zu danken, daß ich unter diesen peinlichen Umständen zu meiner eigenen Verwunderung durchaus ruhig und gelassen blieb. Ich weiß mich bestimmt zu erinnern, daß ich dem gegen mich eingeleiteten Strafprozeß nicht eine einzige schlaflose Stunde zuzuschreiben hatte, und wenn die Stunden aus anderen Gründen schlaflos waren, so regte dieser Grund meine Pulse nicht auf; ich stellte die Sache ruhig Gott anheim.

Als wir zur Einvernahme vor dem Untersuchungsrichter in Rastatt zu erscheinen hatten, mußte Bissings Arm mich zum Bahnhof führen, weil ich meinen schlimmen Tag hatte und nicht über die Straße gehen

konnte; im Waggon trafen wir mit Kiefer zusammen und fuhren in fröhlichster Unterhaltung dem Inquisitor zu, welcher bezaubert war von seinen zwei aufrichtigen Verbrechern; als ich Abends beim Klosterpfarrer Brugier in Gesellschaft sein sollte, mußte ich mich auf einem Sopha an die Tafelrunde rücken lassen, weil der elende Leib zu müde war, um die Seele zu tragen.

Durch solche Drangsale schleppte ich mich jammervoll hin; es war zu spät und zu früh, um davonzugehen, und gleichwohl sah ich kein Heil in der Sache. Doch um den Strafprozeß ein für allemal zu erledigen, sei gleich hier dessen Ende erzählt. Wir — Lindau und ich — wurden vor das Schwurgericht in Offenburg verwiesen. Lindau jubelte; er hat zum größten Leidwesen aller seiner Freunde und vieler achtungswerter Gegner in späterer Zeit an einem ähnlichen Fall erleben müssen, daß eine Freiheitsstrafe nicht für jede Körperconstitution eine gleichgiltige Sache ist. Ich meinerseits erklärte es als meine Pflicht, jedes mögliche Rechtsmittel zu ergreifen. Lindau gab nach, und der oberste Gerichtshof Badens sprach uns auf die gegen den Verweisungsbeschluß erhobene Beschwerde frei. Dies geschah im Frühsommer 1870, und die geistlichen sowohl als weltlichen Ultramontanen in Freiburg hatten mich schon damals so lieb, daß nach meiner ganzen Lebensfrage vor und nach deren Erledigung vom Bischof bis zum letzten Kaplan herab kein Mensch mehr gefragt hat, nur der „Ortspfarrer der Resolutionen“ dachte noch daran.

Von dem Augenblicke nämlich, wo die Regierung gegen mich und Lindau Ernst zeigte, war das Blättlein

wie umgewendet. Klarer und kluger hat das Niemand gesehen als Lender; ich war thöricht genug, ihm die Zumutung zu machen, daß er sich freiwillig mit Lindau und mir sammtverbindlich erklären solle; er gab mir die sehr vernünftige Antwort: nach dem Landtag wolle er wieder auf seine Pfarrei. Ich fühlte, wie übereilt es war, daß ich meine „Pfarrei" aufs Spiel gesetzt hatte.

Von Freiburg aus wurden wir in unserer Opposition gegen das Stiftungsgesetz mit keinerlei actenmäßigem oder wissenschaftlichem Material versehen; die Proteste der Capitelsconferenzen wurden, gleich so vielem anderen schätzbaren Material, zu den Acten gelegt, und wir selbst, nachdem der Herr Bischof den Landtag aufgegeben und verlassen hatte, unserem Schicksale überlassen.

Jetzt aber drängte die Zeit. Die Commission für das Stiftungsgesetz hatte in der Person des damaligen Rechtsanwalts und späteren Justizministers Dr. Grimm ihren Berichterstatter aufgestellt. Diesem, mir persönlich freundlich gesinnten früheren Studiengenossen stand ich nun aufs Aeußerste gegenüber. Er verfaßte, gestützt auf das gesammte von der Regierung gelieferte Material, einen weitschichtigen Bericht, zu dessen Widerlegung ein ruhig ausgearbeitetes Buch besser getaugt hätte, als eine Kammerrede. In dieser Lage und bei der Unmöglichkeit, meine juristische Ueberzeugung dem Gesetzentwurf unterzuordnen, verfiel ich auf den Gedanken, daß wir nach Stellung und Verwerfung der parlamentarischen Vorfrage unter Protest den Sitzungssaal zu verlassen hätten.

Mit diesem verzweifelten Vorschlag fand ich den ersten Anklang bei Bissing, keineswegs, als ob er zu extremen Dingen hingeneigt hätte, sondern aus ganz entgegengesetzten Gründen. Bissing hatte wohl damals schon das ewige Geschrei um die kirchlichen Stiftungen satt, weil er bemerkte, daß die berufenen Hüter derselben bei der ganzen Sache sehr kühl blieben; je bälder die Frage von der Tagesordnung verschwand, desto lieber war es ihm, dem Politiker. Lindau stimmte mir bald aus ganz anderen Gründen bei; er sah auf den Effect und war überzeugt, daß bei den Gegnern rechtliches Gehör nicht zu finden sei. Roßhirt widerstrebte, denn eine elegante akademische Dissertation in mündlichem Vortrag stand in Gefahr, verloren zu gehen. Lender widersetzte sich gleichfalls, denn sein männlicher und feuriger Geist verlangte darnach, sich mit dem Gegner zu messen und die Flinte nicht ins Korn zu werfen.

Ich siegte ob, und die Minderheit unterwarf sich. Um letztere mit dem beschlossenen Schritt auszusöhnen, gab ich mir ernstliche Mühe, unsern Protest gegen das Gesetz in einem sprachlich und sachlich möglichst vollendeten Lapidarstil abzufassen, was auch nach dem Urteil der Gegner nicht ganz mißlungen ist. Die Sache wurde ausgeführt und erregte während einiger Tage großes Aufsehen, um natürlich alsdann — spurlos im Sande zu verlaufen. Die Liberalen machten das Gesetz ohne uns und gegen uns, und wenn ich mein jetziges Urteil über die ganze Frage aufrichtig aussprechen soll, so habe ich mich damals, trotz des schönsten Lapidarstils, um die von mir so eifrig, so leidenschaftlich, und unter schweren Leiden unermüdlich vertretenen Interessen —

nicht wohl verdient gemacht. Ich bin jetzt ein alter Soldat geworden, und habe, im Gegensatz zu dem damaligen Recruten, die Ueberzeugung gewonnen, daß man unter allen Umständen auf dem Posten bleiben soll.

Seit Hardheim hatte sich von Freiburg aus weder Herr Maas noch sonst Jemand blicken lassen. Die Budgetberatung und die Erledigung untergeordneter Gesetzesvorlagen schleppten sich durch den Rest des Landtags hin, dessen Interesse nach unserer Niederlage beim Stiftungsgesetz gebrochen war.

Das „Festungsviereck" mußte sich als besiegt erkennen; Jolly war Meister auf allen Flanken. Für den nicht nur kirchlich, sondern auch patriotisch gesinnten Politiker war es sonnenklar, daß die Entscheidung der großen nationalen Frage nur noch an einem Haar hänge; nur wußte man nicht, welche Scheere dieses Haar entzwei schneiden werde. Für den nicht nur patriotisch, sondern auch kirchlich gesinnten Katholiken war es fast eben so gewiß, daß die nächste Zukunft für die römisch-katholische Kirche recht schwere Drangsale in ihrem Schooße berge.

Auf der österreichischen Gesandtschaft, wo ich feierlich die letzte Stunde für gekommen erklärte, fand ich kein Verständniß, sondern empfing eher den Eindruck, als ob man Lust habe, mich auszulachen; in Freiburg hatte man den Convertiten, die anima ignita, wie Dante sagt, bereits vergessen und sich selbst überlassen. Und so kehrte ich denn, nachdem wir auch dem feierlichen Schluß, wie seiner Zeit dem Eröffnungsacte des Landtages, nicht angewohnt hatten, als Angeklagter auf meinen Richterplatz in Konstanz zurück. Nicht lange

vor dem Schluß des Landtages hatte Minister Jolly mich öffentlich als den hingebendsten Vertreter „der österreichisch-clericalen Sache" bezeichnet; ich fühlte bei seinen Worten den bitteren Stachel der Empfindung, daß die österreichische Sache verloren war, und daß mir der schwerste Kampf noch bevorstehe, nämlich die Entscheidung der Frage, ob die clericale Sache und die Sache der Religion durchaus und notwendig eine und dieselbe Sache sei. Denn in der That: ich hatte auf diesem Landtag, und ganz besonders bei dem leidenschaftlichen Kampf um das Stiftungsgesetz zwar die schwersten Opfer an meiner Gesundheit, an meiner Lebenskraft und an meiner ganzen Lebenszukunft gebracht, aber ich hatte trotz allem Erlebten nur die Ahnung und noch nicht das Bewußtsein der Wahrheit eingetauscht, daß nicht alle Dinge, die von irgend einer bischöflichen Kanzlei aus verteidigt oder erstrebt werden, deßhalb auch mit dem Wesen der Religion und des Christentums zusammenhängen müssen.

Es ist nur die Geschichte eines Particular-Landtages, die ich hier in flüchtigen Umrissen erzählt habe. Mir scheint jedoch, daß sie einigermaßen lehrreich sein kann. Gewiß haben meine damaligen Freunde und ich große Fehler begangen, und während ich nach außen vielleicht ihr Führer zu sein schien, fallen wahrscheinlich die größten dieser Fehler gerade mir zur Last. Dennoch aber, und obgleich wir persönlich besiegt waren, hatte unsere Partei im Volke an Kraft und Macht gewonnen, weil man unserer Ehrlichkeit vertraute, und weil unser siegreicher Gegner seine Macht zu hart gebrauchte.

Dritte Tagreise.

Das Reich.

10. Zum Kaiser. 11. Besiegt.

10. Als ich von den Strapazen meines ersten parlamentarischen Feldzuges nach Konstanz zurückgekehrt war, da gewann ich Zeit, um zu mir selbst zu kommen, und die Folgen meiner Handlungen zu überlegen. Laut, ungestüm, und in vernehmlich officiösem Ton verlangte die liberale Presse von mir die freiwillige Niederlegung meines richterlichen Amtes. Davon war nun freilich nicht die Rede; im Gegenteil, ich erklärte eben so laut und deutlich an zuständiger Stelle, daß ich entschlossen sei, die einmal errungene Lebens-Stellung festzuhalten — bis aufs Messer. Allein ich konnte mir andrerseits nicht verhehlen, daß es um meine fernere Laufbahn als Staatsdiener geschehen sei, und zwar, ohne daß es nötig gewesen wäre. Vorzeitig und voreilig hatte ich Alles auf eine Karte gesetzt, und mich dadurch wahrscheinlich der Möglichkeit beraubt, in späteren Jahren und in einflußreicherer Stellung für die Sache der Kirche mehr und besser zu wirken, als es jetzt schon

und in untergeordneter Lebenslage thunlich war. Allein das war vorüber, und es blieb Nichts übrig, als sich den gegebenen Verhältnissen zu unterwerfen, und zu der stillen, ruhigen Arbeit des Tages zurückzukehren.

Dies geschah im ernsten Gefühle der Pflicht, und nebenher kämpfte ich den harten Kampf gegen die rebellische Gesundheit weiter, mit allen diätetischen, medicinischen und moralischen Mitteln, die mir zu Gebote standen. Zugleich vereinigte ich mich mit meinem Bruder Hermann zur gemeinsamen Herausgabe unserer schon erwähnten „Conversionsschrift" unter dem Titel: „Unsere Wege zur katholischen Kirche". Um dieses kleine Buch hat uns Beide mit Recht mancher gute Christ beneidet; denn wir haben mit sicherer Kunde erfahren, daß es mehr als nur einer einzigen Seele zum Wegweiser nach dem gleichen Ziele geworden ist. Gott sei dafür gelobt, und möge es nie und nirgends Unheil gestiftet haben.

Das Werkchen war noch unter der Presse, als plötzlich das große, weltgeschichtliche Ereigniß eintrat, dem ich seit Jahren mit voller Gewißheit vorahnend ins Auge geschaut hatte: der gewaltige Kampf zwischen Preußen und Frankreich um die endgiltige Gestaltung der politischen Einheit Deutschlands brach herein. Es geschah dies gleichzeitig mit der Verkündung des vaticanischen Dogmas von der lehramtlichen Irrtumsfreiheit des heiligen Stuhles, und man kann sich leicht vorstellen, welchen doppelten Sturm der Gefühle diese beiden Thatsachen in einem Herzen erregen mußten, das mit gleicher Liebe sowohl dem Vaterland als der Kirche sich hingegeben hatte.

Nicht, als ob ein krankhafter Unmut gegen die heimischen oder persönlichen Verhältnisse mich zu irgend einer sträflichen Hinneigung nach der französischen Seite verleitet hätte; aber in dem großdeutschen Gedankenstrom tauchte vor dem endgiltigen Versinken noch einmal, zum letzten Mal, die große Frage auf, ob es nicht der habsburgischen Monarchie und Dynastie gelingen könne, das erlösende Wort zu finden und die rettende That zu vollbringen. Es ist nicht geschehen, es konnte nicht geschehen, ja, ich mußte nach kurzer Besinnung mir sagen, daß Oesterreich, abgesehen von der Umklammerung durch Rußlands eherne Faust, nicht Vorwurf, sondern vielmehr Dank verdient hat, indem es einen Versuch nicht wagte, der von vornherein als undurchführbar betrachtet werden mußte.

So ging ich denn zum Kaiser, bevor er noch äußerlich und historisch da war. Denn von den ersten siegreichen Schlachten an war ja der endliche Ausgang nicht mehr zweifelhaft; das Todtengesicht des napoleonischen Frankreich grinste uns eben so ohnmächtig an wie später die verzerrten Grimassen des „fou furieux“, den ich von Anfang seiner Laufbahn genau so betrachtet habe, wie er in der Neujahrsstunde 1883 von uns geschieden ist. Der Würfel war gefallen, und es war nicht mehr zweifelhaft; das Gericht Gottes hatte die Leitung der deutschen Nation der Krone Preußen anvertraut.

Diesem Gottesgerichte mich demütig zu unterwerfen, und dabei alle persönlichen, confessionellen und Stammes-Antipathien entschlossen niederzukämpfen, erschien mir einfach als sittlich-religiöse Pflicht, deren Erfüllung ich mir, wie es die Schwäche der menschlichen Natur mit

sich bringt, allmählig anzugewöhnen hatte. Daß ich dabei von so rohen und ungeschlachten Naturen wie sie in Baiern am „Vaterland" in schimpfendem „Patriotismus" geiferten, wegen „Erfolgsanbetung" und „Speichelleckerei" in Anklagezustand versetzt werden müsse, das war als eine naturnotwendige Sache eben so bestimmt vorauszusehen, als es für mein Verhalten unmaßgebend und für meine Seelenruhe gleichgiltig war.

Was den Katholicismus betrifft, so wußte ich schon längst, daß die Katholiken in Rheinland und Westfalen, in Schlesien, Posen und Brandenburg an Verständniß und Uebung des Christentums die Vergleichung mit ihren süddeutschen Brüdern mindestens sehr gut aushalten können, und daß bei aufrichtigem und selbstverläugnendem Anschluß an das vor unseren Augen aus Blut und Ruinen erstehende neue deutsche Reich zwar alle Liebhabereien und alle Ideale meiner Jugend auf dem Spiele standen, daß aber Nichts in so geringer Gefahr war, wie meine Religion.

Zum glücklichen Bestehen dieses inneren Kampfes hatte ich um so besser Zeit und Gelegenheit, als mir durch Alter und Lebensstellung jede persönliche Teilnahme an dem vaterländischen Kampfe, abgesehen von der Fürsorge für die Familien der kämpfenden Wehrmänner, abgenommen war, und als gleichzeitig die Wogen des Krieges niemals unmittelbar in meinen stillen Wohnsitz am Fuß der Alpen schlugen. Der einzige Kriegslärm, den ich vernahm, war der rohe Tumult der unter Bürgermeister Stromeyer in Konstanz ihre Freudenfeste feiernden Partei. Nicht alle, aber manche Mitglieder derselben empfanden jeden Sieg der deutschen Waffen

und jede Großthat der deutschen Armeen nicht sowohl als einen Triumph über den äußeren, sondern vielmehr über den „inneren Feind", unter welchem sie allerdings — man kann dies mit Wahrheit nicht bestreiten — nichts anders verstanden, als die römisch-katholische Kirche. Fahnenschmuck und Trinkgelage füllten die Tage und die Nächte aus, während meine Seele mit unendlichem Schmerz auf den Schlachtfeldern weilte, so daß ich das zügellose Treiben um mich her nur mit einer eben so stillen als tiefen Verachtung anschauen konnte. Ich las Tacitus dazu, und lernte die Hand aufs Herz halten und schweigen. Aber ich beklagte gleichzeitig die Regierung, welche, ohne es zu wissen oder zu wollen, mit so roher Uncultur Arm in Arm zu gehen genötigt schien.

Als die Ereignisse einen sicheren und stetigen Gang zum Ziele zu nehmen angefangen hatten, suchte ich meiner Partei zu dienen durch Abfassung und Herausgabe einer kleinen Schrift über „das Verhältniß der katholischen Volkspartei zum Kriege gegen Frankreich". Es war dabei meine Absicht, die Loyalität unserer deutschen Gesinnung zweifellos festzustellen und dadurch vorzubereiten auf die Entschließungen, welche notwendig in Bälde gefaßt werden mußten. Ich kann nicht selbst beurteilen, ob meine Arbeit ihrem Zweck genützt hat, aber an und für sich war die aufgewendete Bemühung jedenfalls zeitgemäß. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß das heftige und entschlossene Widerstreben der süddeutschen Katholiken gegen den Anschluß an Preußen uns in weiten Kreisen der öffentlichen Meinung dem Verdacht und Vorwurf ausgesetzt hatte,

als ob wir nach der innersten Stimmung unserer Herzen sogar dem „Erbfeind" den Vorzug zu geben im Stande wären vor dem Norddeutschen. Ich weiß nur, daß unter denjenigen Männern, welche mit mir zur katholischen Volkspartei Badens gehörten oder derselben nahe standen, Keiner war, auch nicht ein Einziger, welcher jemals einen solchen Vorwurf verdient hätte. Es ist richtig, daß der „Gang zum Kaiser" nicht Jedem so verhältnißmäßig leicht wurde, wie dem Freunde Bissing, welcher zuerst dieses Wort journalistisch aussprach, und mir, der ich den Gedanken publicistisch vertheidigte: aber Alle ohne Ausnahme, mögen sie mir jetzt Freunde oder Gegner sein, waren vom ersten bis zum letzten Augenblicke rein deutsch gesinnt. Allein der ungerechte Vorwurf, welcher auf uns lastete, hatte in den ersten Tagen des Krieges eine so bedrohliche Schärfe angenommen, daß man an manchen Orten Gewaltthaten gegen die Katholiken befürchtete, und an anderen sie der allgemeinen Volks- und Freiheitsrechte verlustig erklären wollte. Nur ein Beispiel, aus meiner eigenen Erfahrung. Ich sollte, mit Bezug auf den vergangenen Landtag, in meinem Wahlbezirk als Abgeordneter zufällig in dem Augenblicke eine Volksversammlung halten, in welchem der Krieg urplötzlich ausbrach. Die Versammlung wurde verboten, und der Polizeibeamte, welcher mir das Verbot schriftlich zuzustellen hatte, trat in die geheime Gerichtssitzung der Rats- und Anklage-Kammer ein, deren Mitglied ich war. Die Motive des Verbots sprachen es nicht unmittelbar aus, ließen es aber deutlich genug durchblicken, daß die Polizeibehörde deßhalb sich zu dem

Verbot berechtigt glaubte, weil es sich um die Versammlung einer vaterlandsverräterischen Partei handle. Nun, diese furchtbaren Mißverständnisse sind Gottlob längst vorüber, und wenn wir Deutsche den kirchlichen Frieden wieder einmal vollständig werden gefunden haben, dann hoffen wir der Welt erst recht zu zeigen, was an uns ist. Aber damals sah es trübe aus, und es gehörte innere Ruhe, Kraft und Sammlung dazu, um nicht nur selbst nicht erschüttert zu werden, sondern auch auf Andere aufklärend, beschwichtigend und versöhnend einzuwirken. In solcher Thätigkeit erblickte ich recht eigentlich meinen geistigen Beruf, und in jener bedrohlichen Zeit wurden meine Bestrebungen, im Gegensatze zu späteren und jetzigen Tagen, von meinen Partei- und Glaubensgenossen mit Teilnahme und Dank anerkannt.

11. Das gewaltige Jahr 1870 neigte sich zu seinem Ende, und es erfolgte die Einberufung eines außerordentlichen Landtags des Großherzogtums Baden auf den 12. Dezember. Die Tagung dauerte nur vom 12. bis zum 21. des genannten Monats, war aber in hohem Grade interessant und wichtig; denn sie bezog sich, abgesehen von einigen geringfügigen Nebensachen, ausschließlich auf den Beitritt zu den Verträgen mit dem norddeutschen Bunde, Hessen, Baiern und Württemberg über die Bildung eines deutschen Bundes oder Reiches.

Die Geschichte dieses kurzen Landtages wurde von einer sachkundigen Feder geschrieben im 67. Bande der „Historisch-politischen Blätter", und Dr. Jörg verdient Dank für die Veröffentlichung des fraglichen Aufsatzes; denn der künftige Geschichteschreiber jener Tage wird

Jörgs „gelbe Hefte" nicht bei Seite liegen lassen. Die dort gegebene Darstellung trägt zwar in hohem Grade das Gepräge der leidenschaftlich erregten und beklommenen Zeit, in welcher sie geschrieben ward; aber sie ist im Wesen der Dinge geschichtlich wahr, und ich kann sie im Großen und Ganzen nur bestätigen, wenn ich auch nicht jedes einzelne Wort unterschreiben würde.

Ich fasse mich kurz: es fanden unter den Mitgliedern der katholischen Volkspartei, welchen in dieser Frage auch Roßhirt sich vollständig beigesellte, wiederholte Beratungen Statt; die Ansichten gingen auseinander, aber es war möglich, sie zu vereinigen, eben aus dem schon vorhin hervorgehobenen Grunde, weil kein unpatriotisches Element, kein undeutscher Gedanke in der Partei war. Die Notwendigkeit, den Verträgen zuzustimmen, wurde schließlich allseitig anerkannt, und man beschloß, obwohl dieses Letztere nicht eben so einmütig geschehen konnte, auch zu verzichten auf jeden Widerspruch gegen die Militär-Convention, durch welche die badischen Truppen der königlich preußischen Armee einverleibt wurden. Ich persönlich läugne nicht, daß meine ganz entschieden unitarische Geistesrichtung sich mit dieser letzteren Maßregel besonders leicht befreundete, wie ich denn überhaupt ein lebhafter Fürsprecher des Einigungswerkes war. Damit hing es auch zusammen, daß meine Parteigenossen mich mit ihrer Vertretung in der entscheidenden Kammersitzung beauftragten. Dieselbe fand am 16. Dezember 1870 Statt, und ich bin mir niemals in meinem Leben der ganzen Verantwortlichkeit meiner Handlungen und Worte klarer bewußt gewesen, als indem ich an jenem denk-

würdigen Tage die Stellung der badischen Katholiken zum neuen Reich parlamentarisch zu begründen bemüht war. Es stürmte in meiner Seele, während ich in öffentlicher Rede die letzte Brücke des großdeutschen Gedankens hinter mir abbrach und auf die vielgeliebten Ideale einer begeisterten Jugendzeit verzichtete: aber es gelang mir, mich so zu beherrschen und so ruhig und kalt zu bleiben, daß Lindau scherzhaft äußerte, es habe ihn gefroren bei meiner Rede.

Ich sprach ausdrücklich die Worte aus, welche uns gebrechlichen Menschen so schwer zu werden pflegen, die Worte: „Wir sind besiegt". Ich lobhudelte das neue Vertragswerk in keiner Weise; ich rügte die Mängel seiner Entstehung, die Mängel seines Inhaltes vom Standpunkte meiner politischen Partei und meines religiösen Bekenntnisses und kam dann zu folgenden kurzen Schlußworten:

„Wenn wir trotz aller dieser und vielfacher anderer Mängel dem Vertragswerke zustimmen, so geschieht es deßhalb, weil wir als politische Männer wissen, daß den gegebenen Verhältnissen Rechnung getragen werden muß. Wie wir von Anfang an deutschgesinnte Männer waren, so wollen wir auch künftighin loyale Bürger des deutschen Reiches sein. Wir wollen uns in das neue Staatsgebäude hineinstellen, nicht aus demselben heraus; wir wollen innerhalb desselben mit allen gesetzlichen Mitteln nach der Erreichung unserer politischen und kirchlichen Ziele streben, und wir müssen uns deßhalb ohne Vorbehalt und mit voller Redlichkeit dem, was erreicht werden kann, anschließen."

Jetzt ist es wohl leicht, diese Worte sehr einfach und selbstverständlich zu finden: damals war es minder leicht, sie zu sprechen. Auf der Grundlage dieser Worte hat sich die parlamentarische Berechtigung und Wirksamkeit der katholischen Partei in Baden aufgebaut, und Alles, was ich auf politischem Gebiet in der Folge noch, schriftstellerisch oder in anderer Weise, gewirkt habe, war die einfache Consequenz derselben.

Sie wurden damals mit Beifall, Dank und Freude aufgenommen. Mein Freund und Gegner Kiefer pries es als „den größten Segen dieser großen Zeit", daß solche Worte aus dem Munde eines „Ultramontanen" kommen könnten, und selbst Minister Jolly sprach Anerkennung und Dank für unsere Partei aus.

Die Verträge wurden, mit Ausnahme der von zwei Demokraten verworfenen Militärconvention, in der zweiten Kammer einstimmig, in der ersten Kammer mit allen gegen zwei Stimmen angenommen. Daß ich für die Militärconvention war, brachte mich bei den Demokraten erstmals unter die Anklage des „Servilismus", welche mit der anderen Anklage, daß ich ein nach allen Seiten unverträglicher und abstoßender Mensch sei, nicht ganz vollständig übereinstimmen dürfte.

Die Stimmung der Parteigenossen im Lande war jedoch damals noch von der Art, daß wir es für nötig erachteten, zur Rechtfertigung unserer Abstimmung vom 16. Dezember ein kurzes Manifest zu erlassen, welches ich verfaßte und Bissing, Lender und Lindau mit mir unterzeichneten; Roßhirt hielt sich fern, wie er auch in der Sitzung selbst nach mir ohne Parteiauftrag noch Einiges gesprochen hatte, das auf allen Seiten des

Hauses gleichmäßig als höchst überflüssig und nichtssagend erkannt wurde. Die Erklärung an unsere Gesinnungsgenossen lautete so:

„Die unterzeichneten Abgeordneten der katholischen Volkspartei haben in der Sitzung der zweiten Kammer vom 16. d. Mts. der Verfassung des deutschen Reiches ihre Zustimmung erteilt. Sie haben dabei die vielfachen und großen Mängel dieses Verfassungswerkes, sowie insbesondere der mit demselben in Verbindung stehenden Militärconvention keineswegs verkannt. Wenn sie gleichwohl zu dem erwähnten Votum sich entschlossen haben, so haben sie es gethan vor Allem mit Rücksicht auf die Lage des in einem schweren und langwierigen Kriege befindlichen Vaterlandes, welche ein möglichstes Zusammengehen aller Parteien als politische Pflicht erscheinen läßt. Sie haben es ferner gethan, weil nach den Ereignissen dieses Jahres es sich als unmöglich herausgestellt hat, daß das badische Land fernerhin ein politisches Einzeldasein führe, und weil eine andere und bessere Form der Einigung mit den übrigen deutschen Staaten sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr erwarten ließ. Sie haben es endlich gethan, weil es von jetzt an die Aufgabe der katholischen Volkspartei Badens sein muß, ihre dem Volke zur Genüge bekannten und durch die Abstimmung vom 16. Dezember in keiner Weise erschütterten Grundsätze in treuem Anschluß an die große katholische Gesammtpartei Deutschlands mit allen gesetzlichen Mitteln innerhalb der Formen der neuen Reichsverfassung zu verteidigen und ihrer Verwirklichung entgegenzuführen.

Die unterzeichneten Abgeordneten der katholischen Volkspartei sind sich hierbei bewußt, in schwerer Stunde und nach reiflicher Prüfung nur dasjenige gethan zu haben, was bei der jetzigen Weltlage allein im Stande ist, die richtig verstandenen Interessen sowohl des Vaterlandes als der katholischen Kirche zu fördern und zu verbürgen."

Wir werden wohl recht gehandelt haben; jedenfalls haben wir ehrlich gehandelt. Auch erhob sich keine Stimme gegen uns.

Während meine Freunde und Gegner glaubten, daß ich mich in der nunmehr errungenen Stellung als anerkannter Führer der Partei recht festsetzen werde, schrieb ich noch am nämlichen Tage die Niederlegung meines Abgeordnetenmandats nieder, und schickte sie, ohne auch nur einem einzigen der Freunde ein Wort gesagt zu haben, um jede Möglichkeit einer Sinnesänderung auszuschließen, gleichzeitig an die Regierung, an das Kammerpräsidium und an die katholischen Zeitungen des Landes. Ich wollte durch meine, als Convertit, als oppositioneller Staatsdiener und als Oesterreicher dreifach verhaßte Persönlichkeit der katholischen Sache nicht schaden, und ich zog mich gerne in meine stille Klause zurück.

Ich hatte in diesen Tagen auch empfunden, daß es, wenn man noch so sehr mit dem Ehrgeiz fertig geworden zu sein glaubt, dennoch uns elenden Menschen in einem gewissen Grade schmeichelt, eine Rolle zu spielen, an der Spitze zu stehen, Beifall zu ernten. Ich weiß nicht, ob Andere davon gänzlich frei sind; ich war es nicht v o l l s t ä n d i g. Deßhalb ging ich in

die Kapelle des Hauses der Vincentius-Schwestern, kniete vor dem geliebten Bilde der Gottesmutter nieder, vor welchem ich oft Trost und Stärkung gefunden hatte, legte ihr mein kleines Opfer zu Füßen und gelobte, nie mehr in meinem Leben, und wenn ich es zehnmal könnte, an die Spitze einer Partei zu treten, sondern einsam zu bleiben nach dem Worte des Psalmisten:

„Singulariter sum ego, donec transeam“.

Einsam bleibe ich, bis ich vorüber bin.

Ich konnte mit gutem Gewissen gehen. Zwar Lindau war kränklich, Bissing war ungern mit kirchlichen Dingen beschäftigt, aber in Lenders klarem Geist und kraftvoller Hand waren die Interessen der Partei weit besser gewahrt, als ich dies jemals hätte leisten können; und wenn ich sonst gewankt hätte, so würde die Ueberzeugung, daß er allein für lange Zeit hinaus der geborene Führer der Partei sei, mich zum Abschied bewogen haben. Ich ging und lernte bei Zeiten, wie leicht entbehrlich jeder Einzelne ist.

Jetzt war ich bis zu einem gewissen Grade in Jollys Hand. Denn meine Mandatsniederlegung hatte mich jedes öffentlichen Charakters beraubt; ich war Nichts mehr, als Staatsdiener. Ich kann nicht sagen, daß er und sein weit untergeordneter College, der mir als Justizminister unmittelbar vorgesetzte v. Freydorff, mich besonders großmütig behandelt haben; doch bin ich eben so ferne davon, über sie Beide zu klagen: sie behandelten mich eben als ihren Gegner. Ich mochte noch so sehr mich jeder politischen Thätigkeit enthalten, es wurde mir jede Anerkennung und Beförderung beharrlich versagt, wobei freilich hinzugefügt

werden muß, daß ich nie schriftlich oder mündlich mich um irgend etwas beworben habe. Nur, als der Präsident des Gerichtshofes mich fragte, ob ich zum Eintritt in den Justizdienst der neuerworbenen Reichslande Lust hätte, sagte ich freudig: Ja. Aber auch dazu konnte man mich nicht brauchen; stillschweigend wurde mein Anerbieten abgelehnt. Einer meiner jüngeren Collegen nach dem anderen stieg über mich hinauf in das Collegium zweiter Instanz; ich aber hielt die Schultern aufrecht und lehnte mich ruhig an meinen Gott und Heiland.

Während es so immer stiller um mich ward, da man mir jede Gelegenheit, in öffentlichen Gerichtssitzungen dem Publicum gegenüber selbständig oder als Vorsitzender aufzutreten, systematisch entzog und mich ausschließlich zum Actenstudium verwendete, schreckte mich ein Ereigniß aus meiner zunehmenden Ruhe furchtbar auf: es war der Ausbruch des Kampfes zwischen Staat und Kirche im Königreich Preußen.

Vierte Tagreise.

Der Ausbruch des Kampfes.

12. Kulturkampf. 13. Centrum. 14. Gesellschaft Jesu. Cardinal Hohenlohe. 15. Einsiedelei und Fegfeuer. 16. Reiseprediger.

12. In dem Augenblicke, wo ich die Ueberzeugung gewann, daß der politische Begründer der neugewonnenen nationalen Einheit denjenigen Kampf gegen die römisch-katholische Kirche eröffnen werde, welchen die unverzeihliche Oberflächlichkeit eines wenn auch noch so berühmten, doch jedenfalls für diese Dinge nicht berufenen Mannes mit dem thorheitsvollen Namen „Kulturkampf" gebrandmarkt hat, da erfaßte mich ein unaussprechlicher, fast wilder Schmerz. Ich glaubte den großen und genialen Staatsmann längst verstanden zu haben, als noch die Verblendung der preußischen Fortschrittspartei ihm und seinen Gedanken die Berechtigung zum Dasein absprach; und eben deßhalb hatten damals gegen ihn besonders meine Herzenswünsche sich aufgebäumt, weil ich von ihm und seiner Geisteskraft allein die Zerstörung aller großdeutschen Ideale meines Herzens befürchtete.

Jetzt hatte er gesiegt, nicht nur über Frankreich, sondern auch über mich und über Hunderttausende katholischer Herzen, in welchen der große auswärtige Kampf die hell lodernde Flamme des Patriotismus wieder angefacht hatte zur reinsten, zur lautersten Glut; kein Nebengedanke, keine weltlichen Gelüste, vor allem kein Schielen nach irgend welchem Ausland trübten unsere echt deutschen Gesinnungen. Was wir in kirchlicher Beziehung wollten, das verstanden wir einzig als — gleiches Recht für Alle. Was wir uns in jedem Falle verbitten wollten, das war nur: Fortsetzung der Reformation.

Auch heute noch wird es im günstigsten Falle nur Wenigen gegeben sein, klar zu sehen bis in die innersten Tiefen der Entstehung dieses Kampfes. Daß bis zum Jahre 1866 und auch später noch die Sympathieen der deutschen Katholiken sich dem alten Kaiserhause Habsburg zugewendet hatten, das konnte wahrlich für die Regierung der protestantischen Monarchie Preußen keine Ueberraschung und keine Ursache des Grolls, sondern nur ein Sporn sein, durch gerechte und wohlwollende Behandlung jene Sympathieen auf sich zu übertragen. Der Zusammensturz der päpstlichen Herrschaft im September 1870 wurde von den deutschen Katholiken als ein schweres Unrecht empfunden, und die Vorstellungen und Beschwerden Einzelner über diesen Gegenstand mögen dem Oberhaupt des deutschen Reiches und seinem Kanzler schwer und lästig gefallen sein, aber eine irgend gründliche Beobachtung der Volksstimmung konnte sicherlich darüber keinen Zweifel lassen, daß eine unpatriotische Aufregung zu Gunsten

der weltlichen Herrschaft über den Kirchenstaat in ganz Deutschland nirgends bestand. Die Erfahrungen sodann, welche in den wiedergewonnenen Reichslanden gemacht werden mußten, sprachen entschieden dafür, daß der hier auftretende Widerstand nicht ein confessioneller, sondern ein politischer war.

Am allerwenigsten vermochte ich den Ausbruch des Kampfes in Zusammenhang zu bringen mit dem Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des heiligen Stuhles. Persönlich befand ich mich freilich diesem Dogma gegenüber in der denkbar günstigsten Stellung. An der Notwendigkeit und Wahrheit dieser Lehre hatte ich seit meiner Annäherung an die katholische Kirche keinen Augenblick gezweifelt: ich war in die Kirche eingetreten in der festesten Voraussicht, daß das Dogma verkündet werden müsse, und alle die schweren inneren Kämpfe so zahlreicher, vortrefflicher und hervorragender Katholiken, welche vor dieser Verkündung der Kirche Kraft und Leben gewidmet hatten und durch dieselbe in schwere Beunruhigung gestürzt wurden, sie blieben mir vollständig erspart. Ein Versuch, die gottgewollte Verfassung der Kirche umzustürzen, erschien mir eben so unmöglich, als mir die Träume Einzelner von einer Wiederherstellung der mittelalterlichen päpstlichen Machtfülle über Fürsten und Völker lächerlich vorkamen. In meinem juristischen Kopfe saß der moderne paritätische Rechtsstaat als eine ebenfalls von Gott gewollte Stufe menschlicher Kulturentwicklung so fest auf seinem Throne, daß ich in meinem heilsbedürftigen Herzen die himmlische Glorie der durch Gottes Beistand in der Wahrheit erhaltenen Erlösungsanstalt unbesorgt

und ruhig durfte leuchten lassen; eine Trennung zwischen dem Haupte und dem mystischen Leib der Kirche gab es für mich nie. Die politischen Irrgänge der Umgebung Papst Pius des Neunten hatten für mich Nichts zu thun mit seinem Amt als Stellvertreter Christi, und ich war der Meinung, ein geistvoller großartiger Mann wie der Reichskanzler müsse selbst als Protestant fähig sein, sich diesen Standpunkt wenigstens vorzustellen, so gewiß ich meinerseits im Stande gewesen war, mir denselben in einem Grade anzueignen, als ob ich damit zur Welt gekommen wäre. Auch haben, so scheint es mir, die Staatsgewalten im Laufe des letzten Jahrzehnts ihre frühere Behauptung, die Kirche sei durch das „neue Dogma" eine andere geworden, als einen Irrtum erkannt. Denn sie alle erkennen, eine nach der andern, das Antlitz unserer hehren und heiligen römisch-katholischen Kirche, die ja einzig dasteht in der Geschichte der Menschheit, von Neuem als dasselbe Antlitz an, und es hätte nur eines ernsteren Studiums und einer größeren Leidenschaftslosigkeit bedurft, um sich diesen Irrtum von Anfang an zu ersparen. Freilich muß auch anerkannt werden, daß protestantische und altkatholische Gelehrte von hohem Ansehen und reichem Wissen ihr Möglichstes gethan haben, um die Staatsgewalten in ihrer irrigen Auffassung zu bestärken; und es soll hier ausdrücklich gesagt sein, daß die thörichten Uebertreibungen der „Civilta cattolica" und das geradezu wahnsinnige Treiben der „Genfer Correspondenz" noch mehr, als alles Andere, geeignet waren, eben dieser Auffassung immer neue Vorwände zu leihen.

Es muß zugegeben werden, daß die Reichsregierung

wie jene der preußischen Monarchie sich nach dem Kriege parlamentarisch zunächst auf die Unterstützung der nationalliberalen Partei angewiesen sah, wie es denn nicht minder richtig ist, daß eben diese Partei der katholischen Kirche von vorn herein mit Mißtrauen und Uebelwollen entgegentrat, und daß diese Gesinnungen sich in einzelnen Gegenden Deutschlands und unter der Einwirkung specieller Verhältnisse zu einer hochgradigen und höchst widerwärtigen Feindseligkeit ausbildeten. Allein auch diese Parteiextreme hätten, zu dieser Hoffnung glaubte ich berechtigt zu sein, von einer überlegenen und genialen Staatsleitung von oben herab behandelt und beherrscht werden sollen, und ich vermochte keinen zwingenden Grund einzusehen, warum auch auf dem Gebiete der religiösen Fragen die Regierung dem Nationalliberalismus folgen müßte.

Konnte ich nun in allen bisher berührten Punkten und geistigen Elementen eine zureichende Erklärung für den Ausbruch des Kampfes nicht finden, so wurde mir dagegen sehr bald klar, daß für die katholische Sache nicht leicht ein größeres Unglück eintreten konnte, als die Bildung der religiös-politischen Centrumspartei im deutschen Reichstag und preußischen Landtag.

13. Als der Reichskanzler bald nach seiner Rückkehr aus Frankreich diese feste und gewaltige Mauer einer kaum entstandenen und doch schon so zahlreichen politischen Oppositionspartei vor sich sah, da fragte er sich begreiflicher Weise, wer denn eigentlich die leitenden Geister der neuen Vereinigung seien. An ihrer Spitze erblickte er neben seinem früheren, gekränkten Collegen v. Savigny den Leiter der hannoverisch-welfischen Wider-

standspartei, den früheren Minister Dr. Windthorst. Mit vollstem Rechte — ich kann das unmöglich leugnen — erkannte der Kanzler, daß in diese Partei alle particularistischen Elemente, alle Hoffnungen einer nochmaligen Zerstörung seines neugeschaffenen Werkes sich flüchten werden und müssen, wie es denn auch geschehen ist. Denn trotz aller beständigen Versicherungen der Reichsfreundschaft haben sich unter der Fahne Windthorsts thatsächlich seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag alle und jede Bestrebungen gesammelt, deren Zweck darauf hinauslief, die Reichsgewalt zu schwächen oder ihre Stärkung zu verhindern. Darum hat der Kanzler ausdrücklich dem Centrum bald nach seiner Entstehung den Frieden angeboten, wenn es Windthorst von sich ausscheide; allein Windthorsts Katholicismus war nicht groß genug, um der Kirche Luft zu machen durch den Verlust seiner politischen Machtstellung. Er blieb bis heute, und hindert den Frieden noch heute. Der an kirchlicher Gesinnung, an Tiefe der Empfindung und wahrer Seelengröße unendlich über Windthorst stehende, längst in Gott ruhende Mallinckrodt war auf religiösem und kirchlichem Gebiete ein viel schärferer, fast erbitterter Gegner des Kanzlers; dennoch hat Bismarck nie verlangt, daß Mallinckrodt sich zurückziehe, weil er vollkommen klar einsah, daß er bei diesem Manne der reinen Religiosität ohne politischen Nebengeschmack gegenüberstand. Windthorst dagegen hätte einsehen müssen, daß schon seine Vergangenheit allein, ganz abgesehen von seiner fortdauernden Gesinnung, für die katholische Kirche in Preußen und im Reich nur als ein unglückbedeutendes Zeichen betrachtet werden könne. So groß

er ist und so klein ich bin, mag es dennoch gerade mir erlaubt sein, dieses Urteil auszusprechen; denn ich habe nicht gezögert, auf meine politische Stellung in dem nämlichen Augenblick zu verzichten, wo es mir als möglich erschien, daß meine Person den Interessen der Kirche schaden könne.

Unter diesen bedeutungsvollen Umständen trat der erste deutsche Reichstag zusammen, auf welchem sich die beiden wichtigen Thatsachen ereigneten, daß die Forderung der preußischen Verfassungsparagraphen, unter deren Herrschaft seit dem Jahre 1850 die katholische Kirche in der preußischen Monarchie sich freier und glücklicher, als fast in irgend einem katholischen Lande entwickelt hatte, für das deutsche Reich abgelehnt wurde, und daß andererseits die Centrumspartei dem in der Huldigungsadresse an den Kaiser betonten Nicht-Interventionsprincip ihre Zustimmung versagte. Diese beiden parlamentarischen Ereignisse beherrschten die Situation und steigerten die gegenseitige Spannung. Der sorgenvollen Stimmung, mit welcher die Lage des Augenblicks die deutschen Katholiken erfüllte, suchte ich damals in meiner Weise Ausdruck zu geben durch die Schrift: „Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche“. Diese Arbeit ist selbstverständlich jetzt längst veraltet, aber sie brachte mir damals die teilnehmende und ehrenvolle Freundschaft des verehrungswürdigen Greises v. Gerlach, der mich mehrere Jahre nach einander in meiner abgeschiedenen Einsamkeit an den Gestaden des Bodensees besuchte, und an dessen herzinniger Frömmigkeit ich nur bewundernd und mich selbst verachtend emporschauen konnte. In seiner

ganzen Geistesrichtung durch und durch katholisch, brachte es dieser edle und viel verkannte Mann, vielleicht gerade um seiner großen, fast peinlichen Gewissenhaftigkeit willen, nicht zu dem entscheidenden Schritte: um so wohler that mir der Umgang mit ihm, weil ich in demselben so recht klar erkannte und tief empfand, daß mich von den evangelischen Christen auch nicht der leiseste Ton eines Grolles, auch nicht die geringste Spur einer fanatischen Abneigung trennte.

Schon einige Zeit vorher hatte die neugebildete Centrumsfraction mir die Ehre erwiesen, mich in einer mit zahlreichen Namen versehenen, und insbesondere von allen leitenden Persönlichkeiten unterzeichneten Zuschrift zur Bewerbung um ein Reichstagsmandat aufzufordern. Ich lehnte sofort und ohne Zögern ab, indem ich in meiner an v. Savigny gerichteten Antwort hervorhob, daß ich nicht diejenige nach allen Richtungen unabhängige Lebensstellung besitze, welche ich haben müßte, um unter den damaligen Umständen die politische Arena wieder zu betreten; in der That wäre mir ein solches Vorhaben auch durch meine Gesundheit eben so sehr, wie durch meinen beginnenden Zwiespalt mit der Politik des Centrums unmöglich gemacht worden. Die gleiche Einladung von Seiten Einzelner wiederholte sich noch mehrmals, es wurde mir volle Entschädigung für alle Auslagen angeboten, allein trotz der verlockenden Möglichkeit, so viele bedeutungsvolle, geistreiche, hochinteressante Männer aller Richtungen auf dem Kampfplatze des Lebens kennen zu lernen, blieb ich meiner Weigerung ohne Wanken treu, weil ich mich nun und nimmermehr entschließen konnte, einer Partei beizutreten,

von welcher ich mich politisch tief getrennt und abgestoßen fühlte, trotz aller Hochachtung für den katholischen Bekennermut ihrer einzelnen trefflichen Mitglieder.

Ich hielt vielmehr an dem Entschlusse fest, der activen Politik dauernd fremd zu bleiben, und den Ereignissen nur als Schriftsteller zu folgen, wobei ich mir fest vornahm, alle Kraft, welche mir Amtspflicht und Gesundheitszustand übrig lassen würden, auf die gewissenhafte Erringung einer ernsthaften und angesehenen öffentlichen Stellung als katholischer Schriftsteller zu verwenden.

In diesem Sinne bearbeitete ich mein Buch über den großen spanischen Satyriker, Humoristen und Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Don Francisco de Quevedo. Ich habe dieses durchaus auf Quellenstudium beruhende und vollkommen selbständige kleine Werk dem von mir so aufrichtig verehrten Professor Alban Stolz gewidmet, und bei dieser Gelegenheit öffentlich und feierlich ausgesprochen:

„Daß meine Feder sich niemals mit einem Gegenstande beschäftigen wird, ohne die innerste und grundlegende Absicht, auf irgend einem Gebiete mit meiner geringen Kraft unserer heiligen katholischen Kirche zu dienen".

Ueber meine Handlungen und deren Erfolge steht Anderen das Urteil zu, nicht mir; daß ich aber der Absicht und dem Vorsatz treu geblieben bin, welcher in den so eben angeführten Worten aus dem Innersten meines Herzens ausgesprochen ist, darf ich mit gutem Gewissen behaupten. Und wenn ich für Vaterland und Kirche zugleich als Schriftsteller, und

nicht nur als solcher, thätig zu sein mich bemühte, so geschah diese Anstrengung erst recht im Interesse der Kirche. Denn ich hoffte, in meiner geringen Person den Beweis liefern zu können, daß man nicht nur ein vorwurfsfreier Unterthan und Staatsbürger, sondern geradezu ein warmer, begeisterter deutscher Patriot, und gleichzeitig ein treuer, gläubiger Bekenner der katholischen Kirche sein kann. Für diese Bemühung bin ich innerlich reich belohnt worden durch die Erfahrung, daß keinerlei Mißverständniß, keinerlei Feindseligkeit, keinerlei Verfolgung von Seiten der politisch-ultramontanen Partei in mir die feste Ruhe der religiösen Ueberzeugung auch nur einen Augenblick zu trüben vermocht hat. Nachdem ich auf die schönen, aber für die Wirklichkeit nicht bestimmten politischen Träume meiner jüngeren Jahre verzichtet, nachdem ich mit entschlossener Festigkeit auf den Boden der gegebenen Thatsachen mich gestellt hatte, da erwachte in mir erst recht das glückliche Bewußtsein, daß mein Weg zur katholischen Kirche ein reiner, von Nebenabsichten freier, ein heller und gerader Weg gewesen ist, ein Weg der religiös-sittlichen Erlösungsbedürftigkeit, und daß ich mit Gottes Hilfe das Kleinod des Glaubens über alle Stürme des Erdenlebens hinaus bis in die Todesstunde zu retten hoffen darf. Und gerade diese feste Ueberzeugung ist auch die Quelle, aus welcher mir die Kraft kommt, einseitigen und verkehrten Richtungen innerhalb der Kirche mit vollster Entschiedenheit entgegenzutreten, und einem beschränkten, erdhaften, herrschsüchtigen und reactionären Ultramontanismus gegenüber das Banner des reinen und religiösen Katholicismus auf-

zupflanzen mit der nicht auf die Berge, sondern auf den Himmel hinweisenden Devise: Plus ultra!

14. Allein es wollte nicht gelingen, durch ideale Studien edelster Art sich gänzlich fern zu halten von dem Kampf, der nun einmal begonnen hatte und, wie jede Krankheit des Leibes oder der Seele, seinen Verlauf haben mußte. Ich kann dem Fürsten Bismarck das Wort nicht ersparen, ich muß seinen Kampf gegen die katholische Kirche als den schwersten und schlimmsten Irrtum seines gewaltigen Lebens bezeichnen. Er mag lächeln über den homo obscurus, der diese Worte schreibt, aber die Geschichte wird auf meiner Seite sein. Kein genügender Grund war gegeben, um die alte, blutige Wunde unseres Vaterlandes von Neuem aufzureißen, und nur ein gründlicher Mangel an Erkenntniß über das Wesen der Kirche konnte dazu verleiten. Eine innerhalb des menschlichen Materials der Kirche sich breit machende — nennen wir es Geistesrichtung, Partei oder Coterie — wurde verwechselt mit dem Wesen der Kirche selbst, und vom Standpunkt politischer Machtfragen wurden diejenigen Dinge aufgefaßt und behandelt, welche hätten gewürdigt werden sollen im Lichte der ethischen Zustände der Nation. Das mag auch heute noch ein Räthsel sein für Leute, die nichts verstehen von den höchsten Gütern der menschlichen Seele: sicherlich gibt es auch viele Andere, die seit 1871 Etwas gelernt haben. Mir zerriß der Reichskanzler das Herz durch seine Thaten, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Folgen dieser Thaten auch ihm selbst das Herz zerrissen haben. Er scheint mir viel zu groß, als daß ich das Gegenteil annehmen könnte.

Und nun folgten sich die gegenseitigen Schachzüge in unerbittlichem Kampfe. Die katholische Abteilung des königlich preußischen Kultus-Ministeriums wurde aufgehoben, während man sich ganz füglich darauf hätte beschränken können, maßlose oder staatsfeindliche Elemente aus dieser Abteilung persönlich zu entfernen. Auf der anderen Seite beging Bischof Krementz von Ermeland die nicht genug zu beklagende Unklugheit, einen grundsätzlichen Streit über den Gehorsam gegen Gott oder gegen die Menschen zu eröffnen anläßlich der Excommunication einiger altkatholischer Priester, die vielleicht nicht einmal das Papier wert war, auf welches der Bischof seine Concepte schrieb. Aber wie konnte ein so geistvoller, milder und lebensgewandter Mann, wie konnte ein Bischof des neunzehnten Jahrhunderts vergessen, daß er nicht als Apostel einem entarteten Juden- und Heidentum, sondern als Kirchenfürst einer christlichen Obrigkeit, einer Obrigkeit der treuen, tief religiösen, auch in der Form des protestantischen Bekenntnisses durch und durch christlichen deutschen Nation gegenüberstand?

Es war damals, wie wenn alle Furien gegenseitigen Mißverständnisses entfesselt wären; man glaubte fast, es handle sich nur darum, Ruinen auf Ruinen, Opfer auf Opfer zu häufen, zum beiderseitigen Verderben des kirchlichen wie des staatlich-socialen Lebens. Jede Stimme der Vermittelung wurde entweder überschrieen oder verhöhnt. Die Staatsgewalt hängte sich mit einer kaum glaublichen Verblendung an den Altkatholicismus, dessen Schein und Sein jedem Kenner der Geschichte im Lichte der zweifellosesten Unbedeutendheit erscheinen

mußte, und die vaticanischen Katholiken erhoben um jeder altkatholischen Bagatelle willen derartige Notschreie gen Himmel, als ob auf einmal die Pforten der Hölle über die Kirche Gottes Meister zu werden im Begriffe ständen.

Den baierischen Kultusminister v. Lutz ließen die Lorbeeren dieses Geisterkampfes auch nicht ruhig schlafen; gegen den Mißbrauch der Kanzel zu Angriffen auf die Staatsgewalt veranlaßte er ein höchst überflüssiges Reichsgesetz vom 10. Dezember 1871, zu welchem ihm der maßlos bornirte Fanatismus und die gänzliche Unkultur verschiedener geistlicher Herren leider nur allzu scheinbaren Vorwand bot: überflüssig nenne ich jenes Gesetz, an dessen Anwendung schon jetzt seit Jahren kein Mensch mehr denkt, weil jeder wirklich vorhandene derartige Unfug innerhalb des Rahmens der allgemeinen Rechtsordnung seine Ahndung finden kann und muß.

In der Hitze des Kampfes befolgte Fürst Bismarck die eigentümliche Tactik, seine angeblich und vermeintlich vernichtenden Schläge abwechslungsweise bald innerhalb der preußischen Monarchie, bald innerhalb des deutschen Reiches zu führen.

So wurde den Geistlichen in Preußen die Localschulinspection und Schulrevision entzogen, während kurz nachher der Kampfplatz wieder in das Reich verlegt und der Krieg gegen den Jesuitenorden eröffnet wurde.

Dieser letztere Kampf war für mich persönlich abermals ein herber Punkt. Frömmere Priester und edlere Menschen habe ich in meinem Leben nicht kennen gelernt, als die wenigen Jesuiten, mit denen zu ver-

kehren ich Gelegenheit fand. Die Großartigkeit der Verdienste, welche die Gesellschaft Jesu sich um die katholische Kirche erworben hat, kann von Niemand bestritten werden, auch nicht von dem heftigsten Gegner des Christentums. Das unablässige Martyrium, mit welchem die heldenmütige apostolische Missionsthätigkeit der Nachfolger Loyolas bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird, verdient und erntet die Bewunderung Aller, die ein Herz haben für menschliche Sitte, Bildung und Glückseligkeit. Aus diesen Gründen mußte es mich unendlich schmerzen, diese herrliche Kerntruppe des Katholicismus angegriffen, zerstreut, aus dem deutschen Vaterland vertrieben zu sehen unter der Anklage, daß die Conspiration gegen das Wesen und die Ideen des modernen Staates von dem Wesen und den Ideen des Jesuitismus schlechterdings nicht zu trennen sei. Die Verfolgung beschränkte sich nicht auf die Gesellschaft Jesu; sie ward ausgedehnt auf Alle, welche des gleichen Geistes mit mehr oder weniger Grund teilhaftig befunden wurden, auf die demütigen Lazaristen, auf die eifrigen Lehrer des niedrigen katholischen Volkes, die frommen Nachfolger des von mir tief verehrten und literarisch gefeierten Clemens Maria Hoffbauer, die Redemptoristen, auf die Väter vom heiligen Geiste, auf die geistvollen Erzieherinnen der vornehmen weiblichen Jugend, die Schwestern des heiligen Herzens Jesu. Meine Teilnahme ward auf eine schwere Probe gestellt, indem mir aus der Mitte des Jesuitenordens der Antrag zukam, gegenüber der von Bluntschli geführten Angriffscolonne als schriftstellerischer Verteidiger der gefährdeten Ordensgesellschaften aufzutreten.

Lebhaft erinnere ich mich der Stunde, in welcher ich dalag, kämpfend mit diesem Gedanken, mit mir selbst, mit meinem klopfenden Herzen, mit meiner Liebe und mit meiner Vernunft.

Ich lehnte ab unter Berufung auf meinen Gesundheitszustand; der große Eifer, die mir selbst unbegreifliche Fruchtbarkeit, und der meine besten Hoffnungen übersteigende Erfolg, mit welchem mir gerade in jenen Jahren schriftstellerisch thätig zu sein vergönnt war, lieferten mir allerdings den Beweis, daß ich, halb unbewußt und halb bewußt, eine Ausrede gebrauchte. Denn ich kann es nicht läugnen — ich war im Grund genommen überzeugt, daß der Geist des Jesuitenordens wenigstens für die gegenwärtige geschichtliche Epoche mit den Interessen meines Vaterlandes unvereinbar sei. Wer so eingehend wie ich mit der Sprache, Literatur und Geschichte der spanischen Nation sich beschäftigt hat, dem kann es unmöglich verborgen bleiben, daß der Gesellschaft Jesu das geistige Gepräge ihres großen und heiligen, aber ganz specifisch spanischen Gründers durch alle bisherigen Zeiten aufgeprägt geblieben ist, und man wird mindestens die Frage aufwerfen oder den Zweifel aussprechen können, ob es dieser Verbindung geistiger Soldaten jemals gelingen wird, den eigentümlichen Geist und Standpunkt des sechszehnten Jahrhunderts zu überwinden. Ihre eigenen Häupter wollen das nicht, nach dem bekannten Satze: Sint ut sunt, aut non sint. Die Missionsthätigkeit unter den Heiden ist das einzige Gebiet, auf welchem eine solche Erhebung über sich selbst möglich scheint; wo die Gesellschaft Jesu innerhalb civilisirter, moderner Staaten auftritt, da ist

ihre Wirksamkeit thatsächlich, sie mag nun wollen oder nicht, unvereinbar mit dem innersten Wesen unserer Zeit. Die zweifellose Wahrheit, daß die Jesuiten in Dogma und Moral das echte Christentum lehren oder wenigstens anstreben, ändert an dem Gesagten eben so wenig Etwas, als die andere, nicht minder feststehende Thatsache, daß viele einzelne, namentlich auch deutsche Jesuiten ihre persönliche Vaterlandsliebe seit drei Jahrhunderten immer und überall, namentlich auch in dem großen Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, durch heroische Thaten und Leistungen bewährt haben. Denn höher, als all' diese Thatsachen steht der entscheidende Umstand, daß der Jesuitismus sich nicht zu erheben vermag über einen Standpunkt, welchen die Kirche nach meiner festen Ueberzeugung für alle Zeiten — zum Glück der Menschheit — verloren hat, nämlich über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Herrschaft, des äußerlichen Zwanges. Die fortgesetzte Bestrebung, diesen Standpunkt zurückzuerobern, bringt die Kirche notwendig in Conflict mit den nationalen Staatsbildungen der Neuzeit; sie hat den Jesuitismus verleitet, sich dem Absolutismus in die Arme zu werfen, und, was noch schlimmer ist, das unausgesetzte und leidenschaftliche Ringen nach Beherrschung der Geister fördert schließlich die Regungen der Superstition. Auf diesen verhängnißvollen Wegen läuft die Gesellschaft Jesu Gefahr — was sie sicherlich nicht will —, fremdartigen und unchristlichen Elementen Einfluß zu gestatten auf den Kultus, auf die Disciplin, und schließlich sogar — auf Moral und Dogma.

In diesen Gedanken, deren klare und selbstbewußte

Entwickelung freilich Jahre in Anspruch nahm, fühlte ich mich aufs Schmerzlichste bewegt und gewissermaßen hin- und hergerissen zwischen meiner aufrichtigen Liebe für eine großartige und merkwürdige kirchliche Anstalt und zwischen meiner sich mehr und mehr befestigenden Ueberzeugung von der Unverträglichkeit eben dieser Anstalt mit den geschichtlichen Anfängen des politischen Gemeinwesens, dem ich mich mit vorbehaltloser Aufrichtigkeit angeschlossen hatte.

Es ist ja tief zu beklagen, daß zwei so in ihrer Art herrliche und hochwürdige Erscheinungen, wie die Gesellschaft Jesu und das Reich deutscher Nation, sich für den Augenblick noch nicht verstehen können. Auch dürfen wir flüchtig vorüberziehende Kinder eben dieses Augenblickes die Hoffnung nicht vollständig aufgeben, daß in einer späteren Zeit die Erkenntniß gemeinsamer Aufgaben den Sieg davontragen werde über den Zwiespalt dieses Jahrhunderts. Allein für die Spanne Zeit, welche zu erleben mir vergönnt sein kann, vermag ich in dem Jesuitismus nichts Anderes zu erblicken, als die mächtigste und echteste Verkörperung des Ultramontanismus, oder, was für mich dasselbe ist, des politischen Katholicismus, also derjenigen Geistesrichtung innerhalb der katholischen Kirche, auf deren Ueberwindung mein ganzes geistiges Streben und Trachten gerichtet ist.

Während der Sturm gegen den Jesuitenorden sich zusammenzog, etwa zwei Monate vor Erlassung des Reichsgesetzes, durch welches er und die „affiliirten" Orden von dem Boden des deutschen Reiches hinweggefegt wurden, trat ein anderes Ereigniß ein, das mich mit wahrem Schrecken erfüllte; ich meine die

Zurückweisung des Cardinals Hohenlohe als preußischen Botschafters in Rom von Seiten Pius des Neunten. Meine aufrichtige Liebe und Bewunderung für dieses erhabene Oberhaupt der Kirche war stets mit eigentlichstem Seelenschmerz gemischt. Mit tiefem Bedauern erkannte ich, daß dem heiligen Vater selbst das eigentliche Verständniß für die innerste Natur des deutschen Geistes und Herzens fehle; um so leichter mußte es für die ihn umgebenden, untergeordneten Geister werden, den bedrängten Greis zu Aussprüchen und Handlungen zu bewegen, in welchen der beraubte Fürst und der Italiener allzusehr hervortraten, um eine vorsichtige und gerechte Behandlung deutscher Verhältnisse möglich zu lassen. Unter die Aussprüche dieser Art zähle ich unbedenklich jenes gewagte Wort von dem „Steinchen, das sich loslösen wird, um den Fuß des Colosses zu zertrümmern"; und unter den Handlungen gleich unseliger Beschaffenheit nahm für mich die Zurückweisung Hohenlohes vom ersten Augenblick an eine zweifellose und hervorragende Stelle ein. Was man damals auf ultramontaner Seite fabelte über die arglistigen Motive des Fürsten Bismarck bei seinem Vorschlag, das kam mir gar nicht wahrscheinlich vor, und selbst wenn es positiv wahr gewesen wäre, so schien mir die richtige kirchliche Politik darin zu bestehen, daß man durch sofortige Ergreifung des Vorschlags demselben die etwaigen Giftzähne einfach ausbreche. Mit vollster Klarheit und Bestimmtheit erwartete ich, daß nach so und so vielen Jahren — ich fürchtete einen längeren Zeitraum, als er geworden ist — die Kirche froh sein werde, wieder einen preußischen

Botschafter in Rom zu sehen, und es gehörte wahrlich keine Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß dieser künftige Botschafter, sei es Preußens oder des deutschen Reiches, jedenfalls nicht wieder ein Cardinal der römisch-katholischen Kirche sein werde. In Ermangelung unmittelbarer Anknüpfungspunkte in Rom wandte ich mich an die „Genfer Correspondenz", welcher solche Beziehungen anerkannter Maßen zu Gebote standen, mit dringenden und flehentlichen Gegenvorstellungen; allein es ward mir keine andere Antwort, als ein oder der andere hämische Artikel, der meine Gesinnungen und meine Person verdächtig oder lächerlich zu machen bestrebt war.

Aus dieser einzigen Thatsache ergibt sich wohl deutlich genug, wie sehr diejenigen irren, denen mein Kampf gegen Ultramontanismus und Centrumspolitik als eine „Wandelung" späterer Jahre erscheint: von allem Anfang an habe ich dieser Richtung entgegengestrebt, und wenn es in den Jahren der Verfolgung und des Kampfes in anderer Form geschehen ist als später, so kommt dies einfach daher, daß es mir nicht gegeben ist, gegen die Unterdrückten anzukämpfen. Ich bin in meinem ganzen öffentlichen Leben und Wirken immer bei den Minoritäten gewesen, weil die Vergewaltigung immer die Sache der Majoritäten ist. So lange die Kirche schwer litt und das Centrum schwer kämpfte, hielten mich heilige Rücksichten innerhalb gewisser Grenzen zurück; als für die Kirche Nichts mehr zu befürchten und das Centrum zu einer beinahe tonangebenden politischen Macht geworden war, da fand ich die entschlossenste Rücksichtslosigkeit am Platze. Als der Nationalliberalismus die wildesten Orgien

der Parteiherrschaft feierte, fand er mich unter seinen unbeugsamsten Gegnern; als der kalte Hauch der Reaction seine Zugluft entsandte, trat ich für die Notwendigkeit freisinniger Principien ein. Man kommt auf Erden allerdings nicht weit mit dieser Art von Politik, aber zu jeder anderen bin ich verdorben.

15. In diesen Tagen der beginnenden Auseinandersetzung zwischen meiner deutsch-patriotischen und zwischen der ultramontan-internationalen Behandlung der kirchenpolitischen Frage war es für mich eine große geistige Wohlthat, daß der gelehrte und edle Archivar auf der Trausnitz, der in seiner bedeutungsvollen Persönlichkeit nicht genügend erkannte Anführer der bairischen „Patriotenpartei", Dr. Edmund Jörg, mir vom Juni 1872 an die „Historisch-politischen Blätter" zur Geltendmachung meiner Ideen öffnete. Ich zweifle nicht, ich glaube vielmehr bestimmt zu wissen, daß die echt katholische Freisinnigkeit, mit welcher Jörg mich in den von ihm redigirten „gelben Heften" duldete, ihm von Seiten seiner fanatischen Genossen genug der Widerwärtigkeiten zugezogen hat. Er selbst, mit mir gewiß in vielen und wichtigen Dingen nicht einverstanden, drückte sich einmal eben so schön wie zu meiner Beschämung demütig dahin aus, „daß er unter dem weithin schattenden Baume meiner politischen und kirchlichen Gedanken für sich nur Raum finde in der äußersten Ecke". Ich habe nie vergessen und es hat mich oft getröstet, daß dieser geistvolle Mann, mit dem ich einmal ein paar Stunden persönlichen Verkehrs genossen habe, bei seiner so zweifellos echt katholischen Gesinnung wenigstens die Ecke nicht verlor, die ihm mit mir gemeinsam war.

Jörg ist Einer der Wenigen, an dem ich keine Täuschung erfuhr; wir stellten schweigend und in ruhigem Einverständniß das zur Unmöglichkeit gewordene Zusammenwirken ein, als die Wogen der Bewegung über ihn nicht minder als über mich, wenn auch über Jeden von uns Beiden in verschiedener Weise, hinausgingen; aber kein Mißton ist je zwischen den ernsten Denker auf der Trausnitz bei Landshut und zwischen den „politischen Einsiedler" am Bodensee getreten.

Unter der eben angeführten Bezeichnung, die schon an und für sich mein Verhältniß zur Centrumspartei klar genug erkennen ließ, veröffentlichte Dr. Jörg im Sommer 1872 meine „Glossen", in welchen ich so entschieden, als es damals nur möglich war, die Eigentümlichkeit meiner politischen und kirchlichen Anschauungen ausgesprochen habe. Es fällt mir nicht ein, auf diesen Blättern einfach zu wiederholen, was ich früher gesagt habe: wer sich die Mühe machen wollte, die „gelben Hefte" vom Sommer 1872 zu vergleichen mit den Frühlingslüften von 1883, der würde vielleicht erkennen, wie wenig sträflich und wie streng folgerichtig die Gesinnungen des „Einsiedlers" im Laufe der Jahre geblieben sind. Nur das hat sich geändert, daß man ihn damals duldete und schonte, später dagegen im Bewußtsein der eigenen, inzwischen stärker gewordenen Macht sich nicht mehr veranlaßt fühlte, solch „widerhaarige" Elemente neben sich zu leiden.

Allein ich war schon damals nicht zufrieden mit den gelegentlichen Aussprüchen und Herzensergießungen, welche Jörgs Duldsamkeit mir edelmütig gestattete; es drängte mich, nach einer originellen Form zu suchen, in der

ich das Wesentliche meiner Gedanken aussprechen und dabei gleichzeitig durch eine über das Niveau der Tagesliteratur erhabene Darstellung die Aufmerksamkeit höherer Geister erwecken könnte. So entstand eines Tages im September 1872 die Idee der „Fegfeuergespräche des Lukianos Dendrosthenes", während ich in einer lieblichen Spätjahrstunde am Ufer des Rheinfalls bei Schaffhausen stand. Ich weiß nicht, ob diese Schrift im wilden Strudel des „Kulturkampfes" untergegangen ist, oder ob sie seiner Zeit, wenn die Geschichte dieses Kampfes geschrieben wird, noch eine Beachtung ansprechen darf. Eins ist mir gewiß: die klarbewußte Geltendmachung des deutsch nationalen Gedankens neben dem katholisch kirchlichen Gedanken ist im Jahr 1872 von keinem Anderen mit so entschlossener Festigkeit versucht worden, als es in den „Fegfeuergesprächen" geschah. Die belletristische Form, das eigentümliche Pseudonym und der sonderbare Titel regten die Neugierde an, und das Bedürfniß des Tages drängte zum Nachdenken über die hier besprochenen Fragen; viele Tausende von Exemplaren waren innerhalb dreier Monate verbreitet, und die streng katholische Verlagshandlung war in einer bittersüßen Lage zwischen dem vortrefflichen Absatz und den malitiösen Bemerkungen der Fanatiker. Indem ich Persönlichkeiten wie Bismarck, Gambetta, Thiers, Jolly im Schattenreiche unter sich und mit mir sprechend einführte, konnte ich wohl in gewissem Grad den Anspruch auf eine originelle Darstellungsweise erheben, und ich fand, daß mir unter dieser Form nach verschiedenen Richtungen hin mehr gestattet oder nachgesehen wurde, als es vielleicht

bei irgend einer andern Art des sprachlichen Vortrags geschehen wäre. Daß ich mit der eigenen inneren Entwickelung noch nicht endgiltig abgeschlossen hatte und deßhalb Manches nur andeutungsweise aussprach, hatte ich durch das Motto: „Ein Büchlein, darinnen auch zwischen den Zeilen zu lesen" ausdrücklich hervorgehoben. Daß weder persönlicher Haß, noch leichtfertiger Scherz der Veröffentlichung zu Grunde lag, habe ich nicht nur im „Vorwort" des Büchleins feierlich versichert, sondern es ist mir auch von allen Seiten geglaubt worden. Denn selbst die abfälligsten Kritiken der „Fegfeuergespräche" haben die gute und ehrliche Meinung des Verfassers anerkannt, und wo man demselben am übelsten wollte, da hüllte man sich in Schweigen, weil man dieser selbständigen und nicht ganz talentlosen literarischen That gegenüber nicht wohl mit Schmähungen auftreten konnte.

Beiden im „Kulturkampf" ringenden Parteien den Weg zum gegenseitigen Verständniß zu zeigen, sie aufmerksam zu machen auf die hüben und drüben begangenen Leidenschaftlichkeiten und Maßlosigkeiten, zu warnen vor weiterem Fortscheiten auf dieser unheilbringenden Bahn, zwischen den Zeilen namentlich den Katholiken den Rat der Mäßigung und Selbstbeherrschung zu erteilen, das waren die Hauptabsichten, welche mich bei Abfassung der Schrift leiteten. Vorsichtig und leise mußte ich allerdings in der damaligen Sachlage noch auftreten; gleichwohl habe ich es damals schon gewagt, die Kirche vor dem Centrum zu warnen. Oder muß man dies nicht zugeben, wenn man beispielsweise folgende Worte liest:

„Die Führer der deutschen Katholiken in ihrem Kampfe sind die Bischöfe. Durch die Gewalt der Umstände gezwungen, müssen sie die politische Lage nicht nur des Vaterlandes, sondern ganz Europas bei jeder einzelnen Handlung verstehen und im Auge haben. Dazu bedürfen sie, vollbeschäftigt mit den schweren Lasten und Pflichten des oberhirtlichen Amtes, des treuen und umsichtigen Beirates Anderer, denen ihre Umstände vergönnen, sich ausschließlich und fachmäßig mit Politik zu beschäftigen. Ich halte es für sehr wichtig, daß die deutschen Bischöfe in der Wahl ihrer politischen Ratgeber umsichtig und pünktlich sind."

Das war, wenn auch vorsichtig, doch deutlich. Aber deutlicher noch war der Satz: „Auch der moderne Staat ist ein göttliches Werkzeug zur Erziehung des Menschengeschlechts. Gott braucht die Kirche und den Staat." Kein Wunder, daß die besten und höchstgestellten meiner ultramontanen Freunde mir offen gestanden, daß sie bei Lesung dieser Schrift über mich und für mich wahrhaft erschrocken sind.

16. Unmittelbar an die Veröffentlichung der so eben besprochenen Schrift schloß sich für mich nicht sowohl nach innerem Zusammenhang, als nach äußerer Zeitfolge eine Einladung an, die mich zu einer für mich ganz neuen und vielfach höchst belehrenden Thätigkeit berief. Die „populär-wissenschaftlichen Vorträge", welche im Winter 1883, da ich diese Zeilen schreibe, von den liberalen Vereinen und Gesellschaften eifriger denn je gepflegt werden, traten im Winter 1872/73

namentlich in der preußischen Rheinprovinz als ein neugeborener Liebling der katholischen Kreise auf. In der herrlichen Kaiserstadt Aachen nahm das unter der entscheidenden Mitwirkung des frommen und begeisterten Abgeordneten Lingens gegründete „Karlshaus" sich der Sache an, und der armselige „politische Einsiedler" am Bodensee wurde für würdig befunden, die Reihe der Vorträge mit zwei Abenden über Daniel O'Connell zu eröffnen. Von diesem Jahr 1872 an bis einschließlich 1878 erhielt ich jedes Jahr Einladungen zur Haltung solcher Vorträge in verschiedenen größeren Städten des nördlichen und mittleren Deutschlands; und mit Ausnahme des Jahres 1875 bin ich diesen Einladungen jeweils gefolgt, und habe während sehr kurzer, die Dauer einer einzigen Woche niemals übersteigender Urlaubstage in Basel, Aachen, Köln, Koblenz, Krefeld, Bonn, Mainz, Düsseldorf und Aschaffenburg vor ausgewählten und nach Hunderten zählenden Kreisen meine historische Weisheit, von welcher natürlich „jegliche Politik ausgeschlossen war", ausgekramt. O'Connell, Dante, Philipp II., Marie Antoinette, Cardinal Ximenes, der Cid „der zieht", Leopold der Heilige von Oesterreich und eine Anzahl anderer geschichtlicher Gegenstände beschäftigten mich und meine Zuhörerkreise.

Auf diesen Predigtreisen habe ich die Elite der katholischen Bevölkerung der Rheinlande, vom Erzbischof Paulus bis herab zum angehenden Mitglied eines kaufmännischen Jugendvereines, in ihren herrlichsten Eigenschaften kennen gelernt. Nie werde ich vergessen, mit welcher Liebenswürdigkeit, Gastfreundschaft, Treuherzigkeit und innigsten Frömmigkeit ich in den

Kreisen dieser prächtigen Menschen aufgenommen und für meine so geringen Dienste hoch geschätzt und edel behandelt worden bin.

Diese erhebenden und freudigen Eindrücke waren aber auch im höchsten Grade notwendig, um mich bei der ganzen Sache aufrecht zu erhalten. Denn — offen gestanden — ich halte nicht sehr viel auf diese populär-wissenschaftlichen Soiréen, und ich habe daraus nie ein Hehl gemacht; nur die dringendsten Vorstellungen und Einladungen vermochten mich zur Beteiligung an der Sache zu bewegen und bis zum Jahre 1878 bei derselben festzuhalten. Wenn meine Wahrnehmungen mich nicht gänzlich täuschen, so springt außerordentlich wenig ernsthafte und bleibende Belehrung dabei heraus: die ehrenwerten Zuhörer und die liebenswürdigen Zuhörerinnen begeben sich zu neun Zehnteilen in den Hörsaal mit vorgefaßter Meinung und vorbedachter Parteistellung; schon das *Haus*, in welchem die Vorträge stattfinden, enthält gleichzeitig die Verfügung über ihre *Tendenz*, und alle Bemühungen, diesen Sachverhalt abzuleugnen, sind meines Erachtens entweder boshaft oder naiv. Wenn irgend hervorragende Persönlichkeiten von liberaler Seite einzelne meiner Vorträge anhörten, wurde mir immer nachträgliche Meldung von ihrer Anwesenheit gemacht; und vielleicht hätte mich hie und da eine kleine Eitelkeit gekitzelt, wenn es mir nicht für diese Empfindung in der Regel viel zu körperlich übel gewesen wäre.

Denn eine zweite und große Schattenseite dieser Strapazen bestand eben darin, daß ich beinahe nicht im Stande war, sie auszuhalten. Amtlich hinreichend

beschäftigt, durch rege Teilnahme am kirchlichen Leben in Anspruch genommen, von mancherlei häuslichem Leid und Kreuz geplagt, unausgesetzt schriftstellerisch thätig, war ich von früh bis spät im regelmäßigen Lauf der Dinge stark in Anspruch genommen. Kam sodann die Vorbereitung auf einige Vorträge hinzu, die raschen Reisen bei der äußerst geringen Zeit, die ich dienstlich herauszubringen vermochte, und bei den kurzen Tagen mitten im Winter, so blieb mir für die Vorträge selbst manchmal nur so viel Kraft übrig, daß ich eben meine ganze Persönlichkeit einsetzen mußte, um nicht zu unterliegen. Gerade das fühlte aber die Zuhörerschaft, und das grausame Vergnügen, welches sie — wohl unbewußt — hiebei empfand, mag an meinen augenblicklichen Erfolgen nicht den kleinsten Anteil gehabt haben. Oft, wenn eine solche Kraftübung glücklich zu Ende war, hätte ich alles Mögliche darum gegeben, wenn ich in der nächsten Minute hätte ruhig in meinem Bette liegen können; allein jetzt kam für mich, den geborenen Einsiedler, erst das Schrecklichste. Mit einer nahezu dogmatischen Unfehlbarkeit schloß sich an den Vortrag zuerst ein stehender Empfang, bei welchem Dutzende von vorn herein ungehörter und deßhalb auch alsbald vergessener „Vorstellungen" stattfanden, während mir beinahe die Sinne vergingen (in der Regel bat ich inmitten der Action flehentlich und altbairisch um „a Bier"), und nachher entweder ein Souper oder ein sonstiges „geselliges Beisammensein" an. Die Beefsteaks, Schellfische und sonstigen Herrlichkeiten, welche ich dabei jammervoll kauen mußte, wurden allerdings erweicht, versüßt und umduftet von den edelsten Gaben der Rhein- und

Mosel-Weinberge; aber bis die warme Empfindung dieses Genusses sich über die Nerven verbreiten konnte, war es schon so spät, daß der Bahnzug des folgenden Morgens und der Vortrag des folgenden Abends in gräßlich naher Aussicht standen. Das Entsetzlichste von Allem aber war für den von Natur in sich gekehrten Süddeutschen die Wahrnehmung, daß diese liebenswürdigen und geistvollen Rheinländer, die ja keinen Vortrag gehalten hatten, dies beim Souper notwendig nachholen mußten, und zwar in einer Weise, die nur allzu oft Erwiderungen des vielgequälten Reisepredigers geradezu verlangten: da habe ich zuweilen noch um Mitternacht kleine Tischreden und Toaste gehalten, bei welchen ich alle passiven Genüsse der Vivisection lebhaft an meiner anima vilis verspürt habe.

Möge mir Niemand aus jenen Tagen und aus jenen Kreisen diese zwischen Scherz und Ernst — wirklich in gutgemeintem Humor — geschriebenen Worte verübeln; ich bin noch jetzt erfüllt von der lebhaftesten und dankbarsten Freude an all' den edlen Menschen, die ich kennen lernte, und an all' den guten Erinnerungen, die ich davon trug. Aber ich darf mit der größten Bestimmtheit versichern, daß ich es nicht gewagt und nicht ausgehalten hätte, wenn nicht die stets wiederholte Versicherung von der Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieser Bestrebungen für die kirchliche Sache meine Körperkraft verdoppelt und verdreifacht hätte. Denn nach der — Tag und Nacht fortgesetzten — Rückkehr zu Amt und Familie wartete meiner natürlich keine Erholung, sondern nur — im günstigsten Falle — angesammelte Arbeit.

Aber alles bisher über die Reisevorträge Gesagte

war für meine geistigen Zustände von geringerer Wichtigkeit, als die Erfahrungen, welche ich bei dieser Gelegenheit hinsichtlich des Kulturkampfes machte.

Manche Leute, die sich mit dem Grundzug meines Wesens, dem unverblümten Heraussagen der persönlichen Ueberzeugung, nicht zu versöhnen im Stande sind, haben seit einigen Jahren gegen mich das große Geschrei von meiner „Indiscretion" erhoben, und auf diesem Wege meine arme Persönlichkeit um diejenige Geltung zu bringen gesucht, welche sie meinen ernsten und unabweisbaren Gedanken zu entziehen nicht im Stande sind. Und in der That; wenn mir Jemand einen schlechten Streich mitteilt oder ansinnt und nachher mein Privatvertrauen in Anspruch nimmt, so kommt er bei mir so gewiß an den Unrechten, wie wenn ein Mörder mir sein Verbrechen mitteilen und dann um meine stillschweigende Unterstützung bitten wollte. Diese moralische Frage hat bei mir ihre feste Lösung gefunden, und ich handle darin nach ruhigen Grundsätzen. Im vorliegenden Falle würde ich also nicht den geringsten Anstand nehmen, es auszusprechen — allein ich würde schon vor Jahren davon gesprochen, und jede damit zusammenhängende Verbindung sofort aufgegeben haben —, wenn ich persönlich in Situationen oder in Pläne gezogen worden wäre, die mit meiner Ueberzeugung nicht übereinstimmten.

Allein davon war nicht die Rede. Der Verfasser der „Fegfeuergespräche", der „politische Einsiedler", wurde am Rhein und an der Mosel wie am Main zwar freundlichst aufgenommen und auch benutzt, so gut es eben ging, allein als vertrauenswürdig galt er

doch schon damals keineswegs, vielmehr schwebte schon in jenen Tagen das Gesetz der Verdächtigen über seinem Haupte. Die persönliche Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, welche er zu erfahren das unverdiente Glück hatte, vermochten ihn über seine eben bezeichnete Stellung keinen Augenblick zu täuschen, und auch die Aufmerksamkeiten hochstehender Persönlichkeiten haben ihn niemals an seiner ganz eigentümlichen Lage irre gemacht. Wohl aber hat dieser herzlich geplagte Einsiedler zwischen allen seinen Plagen bei Tag und bei Nacht immer noch die nötigen Stunden ausfindig gemacht, um die Stimmungen des Volkes zu erforschen in ihrer ganzen Wahrheit, gleichgiltig, ob sie ihm gefielen oder nicht.

Und hier muß ich nun dem Jahre 1872, von welchem ich ausgegangen bin, ein wenig voraneilen, und meine Eindrücke kurz zusammenfassen bezüglich der ganzen sechsjährigen Periode, auf welche meine Reisevorträge sich erstreckten: es ist dies geradezu die Periode des eigentlichen, acuten Kulturkampfes.

Mit wahrem Schrecken habe ich im Laufe dieser Zeit wahrgenommen, wie unter der katholischen Bevölkerung der preußischen Rheinlande und der benachbarten außerpreußischen Gegenden in Folge des kirchlichen Kampfes eine zunehmende politische Verwilderung einzureißen drohte. Der Gegensatz zwischen „uns" und „den Preußen" steigerte sich bis zur Feindseligkeit; von dem zu wünschenden deutschen Reiche hatten gar Viele eine Vorstellung, die allem Anderen mehr ähnlich sah, als dem wirklich vorhandenen Reiche; die Schlag auf Schlag sich folgenden Acte der preußischen Gesetzgebung wurden von jedem Einzelnen als persönliche Beleidi-

gungen, als „Schläge ins Gesicht" empfunden; die wahnsinnige Redensart „je schlimmer je besser" fand mit jedem Jahre zahlreichere Anhänger, und es fehlte keineswegs an Solchen, die im Uebermaß ihrer Gereiztheit und Verzweiflung von Blutvergießen und neuem Religionskrieg Erlösung hofften aus dem Elende dieser Zeit. Das sind harte Worte, die ich hier ausspreche, und sie sind um so härter, als sie in meinem Munde keine Redensarten sind, sondern den bitteren Ernst grausamer Buchstäblichkeit an sich tragen: so weit hatte es nach und nach die zusammenwirkende Verkehrtheit der Regierungspolitik und der Centrumshetzer gebracht.

Der bekannte Centrumsabgeordnete und Journalist Majunke hat mir im Laufe dieser Jahre einmal in Konstanz im Beisein des Abgeordneten Lender die Ehre seines Besuches geschenkt, und ich bin überzeugt, daß Keiner der beiden Männer vergessen hat, mit welcher schonungslosen, alle Rücksichten der Gastfreundschaft bei Seite setzenden Heftigkeit ich über Majunke losfuhr und seine Partei für all' das Elend verantwortlich machte, welches in Folge einer so unerhörten Volksverhetzung über unser Vaterland teils hereingebrochen sei, teils noch hereinbrechen werde; Lender hörte mir staunend zu, weil er, obwohl an den freimütigen Ausdruck meiner Ueberzeugung gewöhnt, mich doch bis dahin niemals mit der Fackel in der Hand gesehen hatte. Und ich muß leider heute noch bei den gleichen Gedanken stehen bleiben, welche ich in jener erregten Stunde ausgesprochen habe. Die Regierung Preußens mag gefehlt haben, so viel es sei; das Uebergewicht der Schuld ruht auf den Schultern des Centrums,

und zwar namentlich aus zwei ganz entscheidenden Gründen.

Der erste dieser Gründe besteht darin: Wer behauptet, daß er des Besitzes der ewigen Wahrheit gewiß sei, der darf sich niemals auf die Fehler und Sünden seines Gegners berufen, um ein Gleiches zu thun; wer da weiß, daß seine Sache von Gott ist, der muß den Willen Gottes achten in jeder Beziehung, und der Wille Gottes gegenüber der geordneten Obrigkeit ist für den Christen nicht zweifelhaft. Indem also die Politik des Centrums thatsächlich darauf ausging, das Reich, in welchem diese Partei arbeitete und wirkte, wo möglich wieder zu ruiniren, jedenfalls und bei jeder Gelegenheit zu schwächen, keinenfalls und bei keiner Gelegenheit zur Stärkung gelangen zu lassen, indem das Centrum sich unter die so zu sagen allmächtige Leitung eines Mannes stellte, als dessen politisches Endziel jedenfalls nur das Gegenteil des deutschen Reiches betrachtet werden konnte, hat das Centrum all' die Unwahrheit und all' die bösen Thaten, welche es seinen liberalen Gegnern zur Last legt, auf seine eigenen Schultern geladen und damit jedes Recht, von den Sünden seiner Feinde zu sprechen, gänzlich eingebüßt.

Und der zweite Grund ist folgender.

Die Verfechtung religiöser Ueberzeugung und kirchlicher Rechte hat nur so lange einen sittlichen Wert, als dieselbe frei ist von politischen Voreingenommenheiten und Vorwänden. Nun bin ich sicherlich weit davon entfernt, irgend eine einzelne Person in dieser Rücksicht einer klar bewußten Felonie oder Treulosigkeit oder Unwahrhaftigkeit zu beschuldigen. Ich beschuldige auch

Windthorst nicht, obgleich weder seine ehrwürdigen Jahre, noch seine vielgepriesene persönliche Liebenswürdigkeit, noch seine politische Genialität mich im Geringsten abhalten würden, ihn zu beschuldigen, wenn ich eine solche Anklage durchführen zu können zweifellos überzeugt wäre. Aber so viel muß ich sagen: die Logik der Thatsachen brachte es in zwingender Notwendigkeit mit sich, daß unter dem Namen der Religion Bundesgenossen fast jeglicher Art willig angenommen wurden, wenn sie nur bereit waren zu gleichmäßigem Kampf gegen die Staatsgewalt. In dem Augenblicke, wo solches geschah — und es war dies gleich von Anfang an der Fall —, war die Reinheit des religiösen Standpunktes getrübt und die sittliche Bedeutung des Kampfes geschwächt. Und wenn man der Staatsregierung nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, daß sie religiöse Fragen zu politischen Machtfragen emporgeschraubt und inzwischen die ethischen Mächte des Volkslebens in ihrer Bedeutung vergessen oder zu gering geschätzt habe, so muß man auf der anderen Seite der Centrumspartei geradezu ins Gesicht sagen, daß sie thatsächlich — mögen es ihre einzelnen Führer und Mitglieder mit ihrem Gewissen ausmachen, wie sie wollen und können — unter dem Vorwande einer heidnischen, diocletianischen Verfolgung, welche nie bestand, und aus Haß sowohl gegen das protestantische Preußen, als gegen das nicht ihren Wünschen entsprechende deutsche Reich — das preußische und das deutsche Volk bis ganz nahe an den Rand des Bürgerkrieges geführt hat.

Dieser Wahrheit Zeugin sei mir — die Communionbank in der Kirche zu Trier.

Wer sich jetzt noch in die schmerzliche Spannung hineinzuversetzen im Stande ist, die in den Jahren 1872 und 1873 die Geister beherrschte, der kann sich wohl auch einen ungefähren Begriff machen von dem tiefen und steigenden Schmerz, mit welchem ich die so eben ausgesprochenen Ueberzeugungen von jeder meiner Rheinreisen in zunehmendem Grade der Bestimmtheit mit nach Hause brachte.

Fünfte Tagreise.

Die Last des Tages und die Hitze.

17. Das System Falk. 18. Weckstimmen und Lebensbilder.
19. Weltgeschichte. Johannes Janssen.
20. Der Höhepunkt des Kampfes.

17. Inzwischen aber gingen neben meinen kleinen Leiden die gewaltigen Ereignisse ihren großen Gang. Falk hatte das Kultusministerium übernommen und unter seiner Leitung nahmen die Dinge von Monat zu Monat eine schroffere Gestalt an. Jetzt, nachdem jene schweren Tage vorüber sind, will ich es wohl glauben, was man uns in glaubwürdiger Weise versichert, daß nämlich die Absicht der Krone und ihrer Räte niemals dahin gegangen sei, einen Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche in Preußen zu führen. Allein, um gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß damals die äußere Gestalt der Dinge einen Zweifel über diese Frage wohl entschuldigen konnte. Der Reichskanzler und sein Kultusminister waren eine Zeit lang nicht sehr wählerisch in der Auslese ihrer Bundesgenossen, und das Wort jenes kulturkämpfenden Kanonisten Friedberg, daß es notwendig sei, der katholischen

Kirche „die Lebensadern zu unterbinden" ist noch in eben so frischer Erinnerung, wie die weitere Aeußerung des nämlichen Mannes: „wenn eine solche Kirche, wie die römisch-katholische, sich erst jetzt bilden würde, so müßte der Staat es als seine Aufgabe betrachten, dieselbe zu zertreten und zu vernichten". Von keiner maßgebenden Stelle wurde damals solch thörichten Anmaßungen irgendwie entgegengetreten. Es ist ja richtig, daß die Uebertreibung zum Wesen des Kampfes gehört; allein diese Wahrheit muß man nicht blos nach einer Seite hin für sich in Anspruch nehmen, sondern man muß sie gelten lassen nach beiden Seiten. Und es folgt hieraus, was für die Zukunft gar nicht so unwichtig sein dürfte, daß Alles, was auf katholischer Seite während der Kampfesjahre gegenüber dem modernen Staat in Lehre, Wort, Schrift und That gesündigt worden ist, für alle Zeiten nur dem Kampfzustand zugeschrieben, und nicht auf Rechnung des Wesens der katholischen Kirche gesetzt werden darf. Denn die Kirche selbst hat sich über oder gar gegen den modernen Staat mit dogmatischer Autorität niemals ausgesprochen.

Es darf heutzutage füglich, ohne zu verletzen, daran erinnert werden, wie sehr Fürst Bismarck selbst gegenüber den Aufregungen jener Zeit der menschlichen Natur ihren oder vielmehr seinen Tribut bezahlen mußte. Hat er sich doch einmal zu der für mich noch jetzt kaum verständlichen Aeußerung hinreißen lassen, daß durch Papst Pius IX. seine, des Fürsten, Seligkeit bedroht oder gefährdet sei. Wenn solche Geister in solchem Grade unter dem Einfluß einer Zeitbewegung

stehen, dann mag uns Kleinen auf beiden Seiten sicherlich Viel vergeben werden. Und nur in diesem Sinne und zu diesem Zwecke rufe ich hier um der Wahrheit willen solche Erinnerungen wach, damit wir Alle auf beiden Seiten alles Geschehene nicht nur vergeben, sondern auch vergessen möchten, um uns neu vereint die Hände zu reichen im Angesichte des zu neuer Kraft und Blüte erstehenden Vaterlandes.

Allein auch abgesehen von den persönlichen Auswüchsen des Kampfes — schon die objectiven Thaten der Gesetzgebung waren schwer genug. Sie sind in Aller Erinnerung; es genügt, um des geschichtlichen Zusammenhanges willen mit wenigen Worten sie zu erwähnen.

Während der sehnlichste Wunsch fast aller deutschen Katholiken darauf gerichtet war, die Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde über die Selbständigkeit der Kirche in Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten auf das ganze deutsche Reich ausgedehnt zu sehen, wurden gerade diese Bestimmungen aufgehoben. Und um die ganze Tragweite dieser Aufhebung an den Tag zu legen, brachte Minister Falk jene Reihe von Gesetzentwürfen ein, welche bestimmt waren, das Verhältniß der preußischen Monarchie zur katholischen Kirche von Grund aus umzuändern — fast möchte man sagen umzuwälzen. Diese sogenannten Maigesetze des Jahres 1873 behandeln, wie wir Alle wissen, den Austritt Einzelner aus der Kirche und die Grenze des damit im engsten Zusammenhange stehenden Rechtes zur Anwendung kirchlicher Straf- und Zucht-Mittel, die äußerste Beschränkung der kirchlichen Disciplinar-

gewalt durch Einsetzung eines staatlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten, sodann aber namentlich die Vorbildung der Geistlichen und die Besetzung der Kirchenämter. Nur Angehörige des deutschen Reiches, welche die Gymnasial-Reifeprüfung bestanden, ferner ein dreijähriges Universitätsstudium zurückgelegt und noch eine besondere Prüfung, das sogenannte Kulturexamen in Geschichte, deutscher Literatur und Philosophie abgelegt hätten, sollten fortan zu kirchlichen Aemtern gelangen können; die Kandidaten für geistliche Aemter sollten vor der Ernennung durch den Bischof dem Oberpräsidenten der Provinz angezeigt werden, um das staatliche Einspruchsrecht ausüben zu können. Die bischöflichen Konvicte und Knabenseminarien wurden aufgehoben, die Priesterseminarien, welche sich der angeordneten staatlichen Aufsicht und Inspection nicht unterwarfen, wurden geschlossen.

Erschütternd war die Wirkung dieser Maßregel auf alle Diejenigen, welche in gleicher Treue für Kirche und Vaterland sowohl ihrem Gott als ihrem Kaiser das Seinige zu geben trachteten; denn so, wie die Dinge sich anließen, mußte man allerdings befürchten, früher oder später in die schauerliche Wahl zwischen dem Einen und dem Andern gestellt zu sein. Im Großherzogtum Baden insbesondere konnte es nicht die geringste Beruhigung gewähren, daß die Maigesetze nur für Preußen bestimmt seien. Denn einesteils galten mehrere sehr ähnliche Bestimmungen in Baden schon vorher, andrerseits war es nur allzu gewiß, daß das Ministerium Jolly jeden Augenblick bereit sein werde, der in Sachen des Kulturkampfes etwas voraneilenden deutschen Groß-

macht Schritt für Schritt in raschem Tempo nachzufolgen. Zudem waren die badischen Katholiken an der ganzen Entwickelung höchst unmittelbar beteiligt, insofern der Erzbistumsverweser der Freiburger Diöcese, der oberrheinischen Kirchenprovinz, als Bischof der hohenzollern'schen Lande zugleich unter die preußische Gesetzgebung fiel. Mit gespannter Erwartung sah deßhalb Freund und Feind der zu erwartenden Stellungnahme des preußischen Episcopats zur neuen Gesetzgebung entgegen.

Bekanntlich haben die Bischöfe in ihrer Collectiverklärung vom 26. Mai 1873 sich dahin ausgesprochen, daß sie bei Durchführung der neuen, in das innere Leben der Kirche eingreifenden und die unveräußerlichen Rechte derselben verletzenden Gesetze nicht mitzuwirken vermögen: es war damit der passive Widerstand gegen die staatliche Rechtsordnung erklärt. — Ich bin kein Freund der theoretischen Erörterung solcher Fragen, welche nach der göttlichen Oekonomie der Weltgeschichte nur praktisch gelöst zu werden pflegen; zu diesen Fragen rechne ich diejenigen über das „Recht des passiven Widerstandes" und über das „Recht der Revolution". Ich will ganz offen und freimütig bekennen, daß ich mir, als die Erklärung der Bischöfe bekannt wurde, zunächst, ja ausschließlich die Frage vorlegte, ob die Kirchenfürsten ihre thatsächliche Macht richtig beurteilt oder überschätzt haben. Daß die Maigesetzgebung zu weit ging, konnte ernstlich niemals bestritten werden und ist jetzt glücklicher Weise längst auf allen Seiten anerkannt. Wenn die Bischöfe im Stande waren, die Durchführung derselben zu verhindern, so konnte mir

dies vom Standpunkt des Katholicismus wie von jenem des Patriotismus nur gleichmäßig erwünscht sein: denn was dem Vaterlande das abermalige schmerzvolle Aufreißen der blutigen Wunde des sechszehnten Jahrhunderts frommen solle, das vermochte ich in der That niemals einzusehen. Indem nun die preußischen Kirchenfürsten feierlich vor aller Welt erklärten, daß sie lieber das Aeußerste über sich ergehen lassen würden, bevor sie solchen Gesetzen Gehorsam leisteten, war meines Erachtens allen deutschen Katholiken die sittliche und kirchliche Pflicht auferlegt, ihre Bischöfe jedenfalls so lange nicht zu verlassen, als der von diesen unternommene Versuch nicht durch die Feuerprobe der Erfahrung erledigt war. Ich selbst traute mir über diese große Frage ein Urteil nicht zu; ich hatte meine Zweifel, allein ich vertraute der höheren Weisheit der hierzu Berufenen. War ihre geistige Macht über die katholische Bevölkerung so groß, und war die Haltung dieser Bevölkerung eine so ernste, daß die gesetzgebende Gewalt ihre Fehler einsah, so konnte ja auf rechtmäßigstem Wege um den leicht zu erschwingenden Preis eines Ministeriums Alles wieder gut gemacht werden. Freilich, wenn die Bischöfe sich sollten geirrt haben, dann — war guter Rat teuer, das fühlte ich sehr wohl. Denn in der Sache selbst gehörte ich von Anfang an zu Denjenigen, welche gewünscht hätten, daß ein Unterschied gemacht würde zwischen den erträglichen und den unerträglichen, zwischen den annehmbaren und zwischen den unannehmbaren Bestimmungen der Maigesetze. Und ferner hätte ich gewünscht, daß man Alles vermieden hätte, was den modernen Staat als heidnisch bezeichnete und angriff. Denn ich darf sagen

und ich habe es durch meine Handlungen bewiesen: ich habe während des ganzen Kampfes keinen Augenblick vergessen, daß wir uns in Mißverständniß mit einer christlichen Obrigkeit, und nicht im Zustande der Verfolgung durch heidnische Imperatoren befanden. Ich habe deßhalb die Thätigkeit solcher Schriftsteller, wie z. B. Konrad v. Bolanden stets mit der äußersten Mißbilligung beobachtet, und selbst aus meiner erregtesten Zeit wird mir Niemand nachweisen können, daß ich irgendwie mit derartigen Geistern gemeinsame Sache machte. Ich konnte sie nicht bewußter Unwahrheit beschuldigen, ich konnte mir ihr Auftreten sogar psychologisch wohl erklären, allein ich war mir klar bewußt, daß sie jedenfalls thatsächlich in Entstellung der Wahrheit und in höchst gefährlicher Uebertreibung arbeiteten. Allein trotz dieser Erkenntniß stand es für mich in erster Reihe fest, daß man die Bischöfe nicht verlassen dürfe, so lange dieselben auf dem einmal eingenommenen Standpunkt ausharren. Dabei empfand ich es aber sehr wohl als einen kranken Punkt, daß die Kundgebungen der Bischöfe in sich selbst einen Keim des Zwiespalts trugen. Denn auf der einen Seite gaben sie zu, daß, wenn sie bezüglich der neuen Gesetzgebung befragt worden wären, sie sich in der Lage befunden hätten, einzelne Bestimmungen derselben ohne Pflichtverletzung zu acceptiren, und daß für einige andere vielleicht eine Vereinbarung mit dem hl. Stuhl zu erreichen gewesen wäre. Auf der andern Seite dagegen erklärten sie in einem Hirtenbrief geradezu und ohne Bedingung oder Beschränkung: „daß die Durchführung solcher Gesetze die Abtrennung der Bischöfe von dem

sichtbaren Oberhaupt der Kirche, die Trennung des Clerus und Volkes von ihren Bischöfen, die Trennung der Kirche in unserem Vaterlande von der die ganze Erde umfassenden Kirche des Gottmenschen, die völlige Auflösung der von Gott gegebenen Organisation der Kirche notwendig herbeiführen müsse". Diese Behauptung ging in ihrer unterschiedslosen und schonungslosen Allgemeinheit entschieden zu weit.

Manche Centrumsmitglieder, die seither über mich den Stab gebrochen haben, darunter Einzelne, die mir persönlich nahe standen und meinem Herzen teuer waren, sind damals weit kühler gewesen als ich; sie haben den Schritt der preußischen Bischöfe innerlich geradezu mißbilligt und gleichzeitig dennoch den Parteikampf mit ungeschwächten Kräften fortgeführt: sie haben mich als naiv belächelt und sich später mit Inquisitor-Miene von mir abgewendet, obwohl ich vom ersten bis zum heutigen Tage der großen Entwickelung meiner Idee unerschütterlich treu geblieben bin, der Idee nämlich, daß der deutsche Geist und der deutsche National-gedanke notwendig seine Aussöhnung finden müsse mit der katholischen Kirche, deren Glauben und Lehre das unentbehrliche Heiligtum eines großen Teiles der deutschen Nation ist. Auf dem Boden dieser Idee werde ich auch stehen bleiben für den Rest meines Lebens, und so gewiß ich bin, daß dieser Gedanke groß und heilig in meiner Seele strahlt und glüht, eben so gewiß bin ich, daß man unter den Vorkämpfern dieser eben so christlichen wie patriotischen Idee auch meiner nicht vergessen wird.

18. Obgleich vom Kampfplatze politischen Handelns

entfernt, versäumte ich doch nicht, in meiner damals fest begründeten Stellung als katholischer Schriftsteller meine Stimme vernehmen zu lassen. Meine stille Einsamkeit in Konstanz, wo ich außer der eigenen Wohnung oft wochenlang nur die Kirche, den Gerichtssaal und die freie Natur, aber keinerlei „gesellige Kreise" sah, war nur eine scheinbare. Die Stellung meines Bruders Hermann in Nordamerica als Redacteur eines bedeutenden katholischen Blattes gab mir Gelegenheit, vor vielen Tausenden americanischer Katholiken die Sache der Kirche in Deutschland zu vertreten. Gleichzeitig hatte sich das Unternehmen der in Wien erscheinenden „Weckstimmen" um meine Mitwirkung beworben, und auch diesen Kampfplatz suchte ich freudig und unerschrocken auf.

Dabei erlebte ich allerlei Schicksale. Als früherer „Großdeutscher bis zum letzten Augenblick" besaß ich die Sympathieen vieler Oesterreicher; als „Convertit" verfügte ich über das Wohlwollen des Clerus bis in die extremste Richtung hinein; als „preußischer Unitarier" wurde ich gleichzeitig ein Gräuel, und als Vorkämpfer des „modernen Rechtsstaates" geriet ich hart vor die Schranke der Ketzerei. In meinem Kopfe war Alles so kühl und klar, und in meinem Herzen Alles so treu und warm, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie man im Stande sei, mich mißzuverstehen. Und dennoch muß ich jetzt zugeben: ich verlangte von den Leuten zu Viel.

Mein erster Versuch einer „Weckstimme" unter dem Titel: „Vergib uns unsere Schulden" scheiterte alsbald an der Censur des Wiener Redactions-Comités, weil ich neben mancherlei kleineren Ketzereien das

Hauptverbrechen begangen hatte, die eigenen Fehler des Verfassers und seiner Gesinnungsgenossen ans Licht zu ziehen und zur Heilung zu empfehlen. Ich mußte die Arbeit vorerst zurücknehmen, um sie dann anderthalb Jahr später, als meine schriftstellerische Geltung höher gestiegen war, in etwas veränderter Gestalt und nach abermaligen Redactions-Kämpfen dem Wesen nach dennoch zur Veröffentlichung zu bringen.

Diese Widerwärtigkeiten hielten mich durchaus nicht ab, gerade während des Jahres 1873 in die Sammlung der „Weckstimmen" einzutreten mit der kleinen Broschüre: „Was uns noch retten kann". So vergeßlich ist unsere Zeit, daß meines Wissens außer mir kein Mensch auf den Gedanken gekommen ist, daß der so originell tönende Titel dieser Schrift einem Anderen entlehnt war. Es war der früh gestorbene preußische Abgeordnete Twesten, der seiner Zeit die Verteidigung verkehrtester doctrinärer Fortschrittsideen unter diesem Titel geführt hatte, und ich war darauf gefaßt, daß man mir augenblicklich mein humoristisch wohlbewußtes Titelplagiat vorwerfen werde. Es ist aber Niemand darauf verfallen, obgleich die Schrift nichts weniger als todtgeschwiegen, sondern binnen einiger Wochen in 33,000 Exemplaren verbreitet und in öffentlichen Blättern aller Richtungen besprochen wurde.

Sie bezeichnet den Höhepunkt meiner geistigen Erregung und meines glühenden Enthusiasmus für die kirchliche Sache. Ich könnte jetzt, nach einem langen und schweren Jahrzehnt, wahrscheinlich nicht mehr so schreiben; ich würde vielleicht auch inhaltlich nicht mehr jeden der damals ausgesprochenen Sätze unterschreiben.

Gleichwohl darf ich mit strengster Aufrichtigkeit behaupten, daß auch in dieser schärfsten meiner schriftstellerischen Arbeiten der Grundgedanke meiner religiösen Ueberzeugung festgehalten ist, nämlich: nicht die Mittel weltlicher Macht und irdischen Parteikampfes, sondern nur die Mittel innerlicher Frömmigkeit und echten Glaubens können der kirchlichen Sache zum Sieg verhelfen. Dieser Gedanke entspricht wesentlich der deutschen Geistes- und Herzens-Eigentümlichkeit, und er ist gleichzeitig der wahre Ausdruck des religiösen im Gegensatz zum politischen Katholicismus; ich darf mich also ohne jegliches Verdienst von meiner Seite glücklich preisen, auch in der Zeit des wildesten Kampfes durch Gottes Hilfe nicht abgewichen zu sein von dem, was allein im Stande sein konnte, mich unter Verzicht auf Freunde, Vorteile, irdische Laufbahn und noch manches Andere zum treuen Bekenner der katholischen Kirche zu machen.

Bald nach der unglückseligen Erfindung des Wortes „Kulturkampf" schickte ich eine neue „Weckstimme" in die Welt unter dem Titel: „Kulturkampf gegen Rom!" oder: „Wo stehen wir?" In diesem Büchlein suchte ich, und zwar nach der Anleitung des bekannten Engländers William Cobbet (1766—1835) in seinem einst berühmten Werke über die „Geschichte der protestantischen Reform" an dem Beispiel der englischen Geschichte im sechszehnten Jahrhundert zu zeigen, bis zu welch' furchtbaren Consequenzen der eingeschlagene Weg führen müsse. Die Schrift wurde zwar ebenfalls in einer großen Anzahl von Exemplaren verbreitet, allein ich hatte gleichwohl den Eindruck, daß ich mein Publicum

überschätzt hatte. Die einschneidenden Lehren der Geschichte wurden weder in ihrer tröstenden und erhebenden, noch in ihrer warnenden und abschreckenden Richtung gehörig empfunden; und von den zahlreichen Kritikern war nur ein Einziger so belesen, daß er es wagen konnte, den Namen Cobbet zu erwähnen, und dies nur mit einem Fragezeichen. Ueberhaupt habe ich stets und oft recht schmerzlich erfahren und empfunden, daß das „katholische Volk" bei seiner Lectüre weit weniger durch eigenes Urteil, als durch Schlagworte, wo nicht geradezu durch Commandorufe seiner politischen Parteihäupter sich leiten und bestimmen läßt.

Allein diese Thätigkeit mittelst politischer Flugschriften genügte meinem damaligen Feuereifer noch lange nicht. Mir schien es, als ob unter der Zumutung stets gesteigerter Arbeit meine Kräfte nicht nur des Geistes, sondern auch des Körpers sich verdoppeln wollten, und ich warf mich mit aller Macht, so weit meine Mittel und Quellen reichten, auf ernsthafte historische Studien. Die reichhaltige, der Stadt Konstanz vermachte Bibliothek des Bistumsverwesers v. Wessenberg gewährte mir mancherlei schätzbare Hilfsmittel; freundliche Gesinnungsgenossen verhalfen mir zur Benutzung der Bibliotheken zu Freiburg i. B., München, Bonn u. a. m. Wie ernst ich es meinte, davon hoffte ich in meinen rasch auf einander folgenden geschichtlichen Monographieen über „Daniel O'Connell", „Columbus", „Kaiser Leopold I." und „Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien" Zeugniß abgelegt zu haben. Meine Bemühungen auf diesem Gebiete wurden namentlich von dem hochverdienten

Verlagsbuchhändler Herder in Freiburg freundlich aufgenommen und begünstigt, welcher mehrere meiner Arbeiten in der von ihm damals herausgegebenen Reihe von „Lebensbildern" veröffentlicht hat. Allein es zeigte sich bald, daß auch dieses Verhältniß den Keim eines wesentlichen Mißklanges in sich trug. Während nämlich die „Lebensbilder" eine sogenannte pädagogische Einwirkung auf ein bestimmtes Publicum von einer verhältnißmäßig beschränkten Begriffsfähigkeit ausüben sollten, suchte ich mich in geschichtlichen Dingen immer mehr von jeder vorgefaßten Meinung loszumachen und zur voraussetzungslosen Wissenschaftlichkeit zu erheben. Alle Schönfärberei wurde mir mit jedem Tage unausstehlicher und ich erkannte immer klarer, daß man der gerechten Sache, der Sache der Wahrheit auf eine würdige und erfolgreiche Art zu dienen ausschließlich nur im Stande sei durch rücksichtsloses Aussprechen der erkannten Wahrheit, möge sie nun aussehen und lauten wie immer sie wolle. Ich kann sehr wohl begreifen, daß Zeiten heftiger Parteikämpfe für eine solche Auffassung nicht günstig sind und ich zürne denjenigen nicht, mit welchen ich um dieser meiner Anschauungen willen in der Folge zerfallen bin. Allein mir blieb keine Wahl; lieber mußte ich auf meine ganze, schwer errungene schriftstellerische Geltung verzichten, als meinem Gewissen auch nur den leisesten Zwang anthun.

19. Man lobte in jenen Tagen ungemein und von allen Seiten eine gewisse natürliche Anlage für lebendige historische Darstellung, welche man bei mir zu entdecken glaubte, und Manche hofften, daß bei gehöriger Uebung

und ernstlichem Streben nach Vervollkommnung ich noch weit Besseres zu erreichen im Stande sein werde. So mag es gekommen sein, daß nicht nur Herder, sondern auch der ihm eng befreundete, seither durch seine „Geschichte des deutschen Volkes" berühmt gewordene Professor Janssen mir wiederholt und dringend das Ansinnen stellten, ich solle die Bearbeitung einer allgemeinen Weltgeschichte vom katholischen Standpunkte übernehmen. Man setzte mir mit Recht auseinander, daß ich durch ein solches Werk, wenn es gelänge, mir einen dauernden Platz in der katholischen Literatur Deutschlands erringen könne, während meine Broschüren und Monographieen trotz allen augenblicklichen Beifalls schließlich auch wieder mit dem Augenblicke oder wenigstens bald nach demselben verschwinden müßten; die Wahrheit dieser letzteren Bemerkung fühlte ich nur allzusehr. Man sprach auch nicht bloß zu dem Schriftsteller, sondern wendete sich gleichzeitig an den Menschen. Durch eine von dem gesammten katholischen Deutschland mit Beifall aufgenommene Weltgeschichte konnte ich ja allerdings für meine Familie eine unabhängige ökonomische Existenz begründen, was in der That um so wünschenswerter gewesen wäre, als es nach allem in Bezug auf mich Geschehenen mit der „Carriere" im Staatsdienst selbstverständlich aus und vorbei war. Der schriftstellerische „Ehrensold" für Flugschriften, Broschüren und Monographieen konnte in dieser Beziehung um seiner Geringfügigkeit willen gar nicht ernstlich in Betracht kommen. Das Alles erwog ich sehr, und das Ehrenvolle des Antrags blieb mir nicht verborgen. Allein ich lehnte denselben entschlossen und unumwunden ab aus zwei Gründen,

die ich hier auseinandersetzen muß, weil sie bezeichnend sind für mein Schicksal im öffentlichen Leben und in der katholischen Welt.

Fürs Erste erkannte ich, daß meine Kraft für die gestellte Aufgabe nicht hinreiche. Ich wäre ja zweifellos unter der Voraussetzung erträglicher Gesundheit im Stande gewesen, während eines Zeitraumes von sechs oder sieben Jahren je einen Band Weltgeschichte zu liefern, und so schließlich am Ziele anzukommen, wenn ich mich hätte entschließen können, einen mehr oder minder geistreichen und lebendig geschriebenen Auszug aus denjenigen Geschichtswerken zu geben, welche hinsichtlich der einzelnen Perioden den neuesten Stand der Wissenschaft vertreten, und diesen Auszug sodann durch die nötige Dosis Gesinnungstüchtigkeit und Begeisterung der großen Lesewelt auf unserer Seite mundgerecht zu machen. So ungefähr mag seiner Zeit Karl v. Rotteck seine berühmte Weltgeschichte bearbeitet haben, deren Lectüre die Freude und der Stolz meiner frühen Jugendjahre war. Allein gerade dieses Beispiel schwebte mir warnend vor; welche Mühe und welche Umwege hat es doch gerade mich gekostet, bis ich mich aus den Irrtümern losgeschält hatte, die ich bei Rotteck eingesogen! Nun kann ich zwar nicht behaupten, daß Janssen mir den Rat gegeben habe, so oder so zu verfahren. Allein auf meine Erklärung, daß ich mich nicht dazu verstehen könnte, Andern nachzuschreiben, sondern überall nur auf den Grund eigener und unabhängig gewonnener Ueberzeugung arbeiten wolle, machte er mich doch aufmerksam, daß in sehr großen Gebieten der allgemeinen Geschichte man heutigen Tages ohne

Gewissenlosigkeit dieses oder jenes Specialwerk zu Grunde legen dürfe und dies weder zu verschweigen noch sonst zu verheimlichen brauche. Er mag darin Recht gehabt haben bis zu einem gewissen Grad und ich denke nicht daran, daß er mich zu etwas Unrechtem verleiten wollte. Allein ich fühlte ganz bestimmt, daß mir zu einer ehrlichen, gewissenhaften und befriedigenden Ausführung des Werkes eine solche Masse von Zeit und die Vertiefung in eine solche Menge von Studien notwendig war, wie sie neben Ausübung meines richterlichen Amtes schlechterdings nicht aufgebracht werden konnte, ohne mich binnen kurzer Zeit ins Grab zu legen. In diesem Falle war dann für mich und für die Meinigen am schlechtesten gesorgt.

Wer meiner Erzählung bis hierher gefolgt ist, der wird bereits den Eindruck bekommen haben, daß meine amtliche Stellung für mich keine Kleinigkeit war. Ich darf dies aussprechen bei aller schuldigen Hochachtung vor dem Richteramte, dessen Ausübung noch heute meinen Lebensberuf bildet. Man betrachtete mich als einen Todfeind der Regierung: das allein schon gab mir eine schiefe Stellung. Das Verhalten der Regierung gegen mich, obgleich für mich begreiflich, war doch auch andrerseits in keiner Weise geeignet, mich anzufeuern oder zu ermutigen; ich ließ es an den nötigen innerlichen Ermahnungen zu rechter Pflichterfüllung zwar nicht fehlen, aber manchmal war ich doch recht nahe daran, zu ermatten und die Flügel sinken zu lassen. Und wer könnte leugnen, daß es kein Scherz war, neben einem Amt, das Andere voll beschäftigte und in welchem mir Nichts geschenkt wurde, eine so vielseitige

und anstrengende Thätigkeit zu entwickeln? Nur durch den gänzlichen Verzicht auf alle Geselligkeit und auf manches Andere ist es mir möglich geworden, jene Jahre auszuhalten. Eine weitere Steigerung der Arbeitslast, das fühlte ich bestimmt, war nicht möglich. Und die Niederlegung des Amtes auf den Grund einer ungewissen und weitaussehenden Unternehmung war nach allen Richtungen hin gleich unstatthaft. Eine unabhängige Stellung aber, die mich gleichzeitig in die Lage gesetzt hätte, eigentliches geschichtliches Quellenstudium zu treiben, etwa als Bibliothekar, als Archivar oder dergleichen, wollte mir von keiner Seite winken. Ich kam daher zu der festen Ueberzeugung, daß ich entweder auf die Weltgeschichte verzichten oder an ihr sterben müsse. Da ich Letzteres nicht wollte, that ich Ersteres.

Für Solche, die meine eben gestellte Alternative vielleicht als übertrieben zu bezeichnen geneigt sein möchten, will ich nur die Bemerkung beifügen, daß der edle Holzwarth, welcher die mir angetragene Aufgabe in der Folge übernommen hat, wirklich in der Mitte der Ausführung daran gestorben ist, obgleich er mir an Körperkraft vielleicht bei Weitem überlegen, jedenfalls wissenschaftlich weit besser vorbereitet als ich und zugleich ohne öffentliches Amt war. Ich habe also wohl richtig gehandelt, und die Weltgeschichte hat sich außerordentlich leicht darüber getröstet, daß sie ohne mich ihre Laufbahn fortsetzen muß.

Allein es war noch ein zweiter Grund vorhanden, der gleichfalls schon für sich allein stark genug erscheinen mußte, um den ganzen Plan unmöglich zu machen.

Ich wußte es damals noch nicht so klar, wie ich jetzt es weiß, aber ich fühlte es doch schon sehr bestimmt, daß ich auf einem ganz anderen Standpunkte der geschichtlichen Anschauung mich befand, als Diejenigen, welche mich zur Uebernahme des Werkes bestimmen wollten. Mein seliger Vater hatte nach dem Erscheinen der „Fegfeuergespräche" den kurzen und bestimmten Ausspruch gethan: „er gehört nicht zu ihnen". Und das ist die volle Wahrheit. Ich hatte das Christentum, welches ich in meiner Jugend als frommes Kind und als fleißiger Jüngling in seiner protestantischen Form in mich aufgenommen hatte, in den Stürmen des Lebens verloren, wie dies das Schicksal so Vieler ist. Ernstliches Nachdenken, ehrliche Forschung, religiös-sittliches Bedürfniß führten mich auf der Höhe der Mannesjahre zum Christentum zurück; aber die Urquelle, den Mittelpunkt und die Fülle desselben vermochte ich nach dem Maße der inzwischen errungenen wissenschaftlichen Erkenntniß nur im Katholicismus zu finden. Indem ich daher am Fuße des Kreuzes niederkniete, trat ich pflichtgemäß in die katholische Kirche ein. Aber der Satz: Christianus mihi nomen, Catholicus cognomen leidet auf mich seine vollste Anwendung. Von jenem bekannten Convertiten-Eifer, der sich mit dauernder Leidenschaft, selbst mit Haß gegen die verlassene Religionsgesellschaft wendet, habe ich nie etwas verspürt, und der Umstand, daß ich Nichts derartiges merken ließ, hat in manchen Kreisen sehr früh schon gegen mich verstimmt. Der Bibelspruch mit der eigenhändigen Unterschrift des ehrwürdigen protestantischen Geistlichen, der mich confirmirt hat, ruht

bei mir friedlich und einträchtig heute noch in dem nämlichen Gebetbuch, welches mir am Tage meiner katholischen Firmung durch den hochwürdigsten Bischof Greith in St. Gallen geschenkt wurde. Mein Christentum wird vollständig begriffen werden in jener Zeit, wo der Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus ausgeglichen und überwunden sein wird. Diejenigen aber, welche mich wegen dieses Ausspruchs zu verketzern und zu excommuniciren geneigt sein möchten, ersuche ich freundlich, das Gleiche auch zu thun bezüglich aller Derjenigen, welche seit dem 16. Jahrhundert an die Ueberwindung des Gegensatzes geglaubt und daran gearbeitet haben, so Leibnitz, Spinola, und die Kaiser sowohl als Päpste, welche diesen Bestrebungen nicht fremd geblieben sind.

Der Zufall, daß im Augenblicke meiner Rückkehr zur Kirche zwischen ihr und der Staatsgewalt gerade ein kirchenpolitischer Kampf entbrannt war, hat mich in Verbindung mit dem gleichzeitigen Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen hinsichtlich der deutschen Frage in die Arme der ultramontanen Partei geführt. Mein ganzes Lebensschicksal ist durch dieses Mißverständniß bestimmt worden, denn der Gang der Ereignisse und die Lebhaftigkeit meines Temperaments verwickelten mich so tief in die Sache, daß es schwere Kämpfe und bittere Schmerzen absetzte, bis ich wieder vollständig herausgewickelt war; allein mein Vater hatte vollständig Recht: ich gehörte nicht zu ihnen. Jetzt ist der ganze ultramontan-politische Dunst zerstoben, und, Gott sei Dank, der Katholicismus ist allein und unverletzt dageblieben.

Von dieser Sachlage also hatte ich schon damals eine sehr bestimmte Ahnung, als ich mit Herder und Janssen über die „Weltgeschichte" sprach. Zwar dem Ersteren muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wenigstens damals weitherzig genug war, um beinahe mit Allem, was ich in den „Fegfeuergesprächen" gesagt hatte, einverstanden zu sein. Bezüglich Janssens dagegen hatte ich den Eindruck, daß ich beispielsweise die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht in Uebereinstimmung mit ihm zu schreiben vermöchte. Ich dachte an eine christliche, an eine katholische, er dachte offenbar an eine ultramontane, an eine Centrums-Weltgeschichte.

Die Thatsache, daß bald nachher der Professor der Geschichte sich als Centrums-Abgeordneter wählen ließ, hat meinen Befürchtungen vollkommen Recht gegeben. Allein in noch höherem Grade sind dieselben verwirklicht worden durch Janssens Werk über die deutsche Geschichte seit der Reformation. Gerade dieses Buch ist so recht eigentlich einer der Marksteine, welche die scharfe Grenze zwischen mir und dem Ultramontanismus bezeichnen, und ich darf nicht versäumen, hier meine Meinung über dasselbe zu sagen, weil es zur Zeit in den meisten katholischen Kreisen Deutschlands, namentlich Preußens beinahe als Dogma angesehen wird, daß man, um gut katholisch zu sein, auf Janssens Worte schwören müsse.

Daß dieser Geschichtschreiber eine glänzende Darstellungsgabe besitzt, ist eben so unbestreitbar, als daß er sich in der glücklichen, gerade von mir so schmerzlich beneideten Lage befand und noch befindet, quellenmäßig zu arbeiten. Allein diese beiden Eigenschaften

haben ihn nicht vor dem Schicksal bewahrt, statt eines auf hoher Warte stehenden Geschichtforschers ein tendentiöser Partei-Schriftsteller des bornirtesten Ultramontanismus zu werden. Schon seine ganze persönliche Veranlagung ist in so hohem Grade zur Rhetorik, vielleicht sogar zur Declamation geneigt, daß er sich beständig die Gefahr vor Augen halten sollte, wirklich zum Declamator herabzusinken. Und in der That kann man die zwei ersten Bände seines Werkes — weiter habe ich nicht gelesen — nicht durcharbeiten ohne die Ueberzeugung, daß es sich hier um geistreiche und kunstvolle Verarbeitung des geschichtlichen Stoffes zu einem vorgefaßten Zwecke, und um Verwertung des Quellenmaterials für eine schon zum Voraus feststehende Tendenz handelt — gerade so, wie es Karl v. Rotteck im fortschrittlich-liberalen Sinne gemacht hat und wie ich es im ultramontanen Sinne hätte nachmachen sollen, wenn ich mir die Gunst der Partei und ihrer politischen Lenker hätte um den Preis der Wahrheit erhalten mögen. Es ist hier natürlich nicht der Ort, kann auch überhaupt nicht meine Aufgabe sein, mich in eine Detailkritik des Janssen'schen Werkes einzulassen, wie sie von mehreren seiner Fachgenossen geübt und von ihm selbst in einem besonderen Buche zu widerlegen versucht worden ist. Allein zwei grundlegende Bemerkungen allgemeinerer Art kann ich nicht unterdrücken.

1) Der ganze erste Band des Werkes entwirft ein bis ins Einzelnste gehendes Gemälde von den Lebenszuständen der deutschen Nation am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, also am Vorabend der Kirchenspaltung. Die Höhe der Kultur, der Glanz des Wohlstandes, die

Tüchtigkeit der Sitte, die Festigkeit der Religiosität werden aufs Glänzendste dargestellt. Alles wird durch Quellenzeugnisse belegt. Handelt es sich doch darum, zu zeigen, daß das Gesammtresultat der mittelalterlichen Geschichte das deutsche Volk edel, glücklich und wohlhabend gemacht habe, so daß es von vorn herein als ein ganz ungeheurer Frevel erscheinen muß, wenn irgend Jemand es wagen sollte, an diesem Prachtbau germanischer Herrlichkeit zu rütteln.

Verschwiegen wird, daß mindestens eben so viele und eben so echte Quellenzeugnisse die dunkle Kehrseite der Zustände hervorheben; daß überhaupt mit vielfach aus dem Zusammenhange gerissenen quellenmäßigen Notizen die ganze Wahrheit nie bewiesen werden kann; und verschwiegen wird namentlich, daß die Summe der damaligen politischen und kirchlichen Zustände Deutschlands in nichts Anderem gipfelte, als in der schmerzlichen Sehnsucht der Nation nach einer politischen und kirchlichen Wiedergeburt. Allein das durfte nicht gesagt werden, weil ja sonst die Ereignisse des folgenden Jahrhunderts als ein, wenn auch nicht gerechtfertigter, so doch höchst erklärlicher Ausbruch eines an und für sich begründeten Bedürfnisses erscheinen könnten. Ich meinerseits habe ein so gutes Gewissen hinsichtlich meiner katholischen Treue, daß ich durchaus keiner Geschichtsbaumeisterei benötigt bin, um die eingetretene Kirchenspaltung zwar auf das Tiefste zu beklagen, aber aus den gegebenen geschichtlichen Factoren in ihrer Notwendigkeit vollständig zu begreifen und die Verschuldung nicht blos auf einer Seite zu suchen. Eine unbefangene Betrachtung der Dinge ohne Leidenschaft und ohne willkürliche Voraus-

setzung wird zu dem Ergebniß führen, daß Janssen mit seiner ganzen Darstellung der Zustände unmittelbar vor der Reformation, weit entfernt davon geblieben ist, in irgend einer Beziehung bahnbrechend zu wirken, daß er vielmehr sein schönes Talent und seine reichen Quellenschätze nur dazu gebraucht hat, um alte, leidenschaftliche Vorurteile neu zu kräftigen und mit neuen Vorwänden auszustatten.

2) Nicht minder kläglich ist die Ausbeute des zweiten Bandes. Die Hauptgestalten der Epoche sind offenbar Kaiser Karl V. und Martin Luther. Von dem Ersteren hat Janssen gar kein Bild gezeichnet, sondern nur ein paar Striche in den Nebel, und der große Habsburger würde sich gar schön bedanken für die höchst untergeordnete Rolle, welche er in diesem Zeitgemälde zu spielen hat. Das Bild Luthers aber ist eine Carricatur, gezeichnet auf der Grundlage jener beschränkten Geistesrichtung, welche meint, man könne nicht gut katholisch sein, wenn man nicht beständig den Ketzergeruch in der Nase herumführe. Ich für meinen Teil bin katholisch genug, um mich ohne die geringste Besorgniß für meinen Glauben ganz dicht und nahe an Martin Luther heranzuwagen und in ihm neben der beklagenswerten Erscheinung eines von der Kirche getrennten Mannes dennoch einen wirklich großen und einen echt deutschen Mann zu erblicken. Auch dabei fällt mir mein seliger Vater ein, der in seiner akademischen Antrittsrede, von Luthers Bedeutung für die allgemeine Kulturentwicklung sprechend, den Ausdruck gebraucht hatte: Ille vir divinus. Er zog sich durch diese Bezeichnung gleichfalls den schweren Haß der Ultramontanen zu,

obgleich er dabei selbstverständlich an Luthers Stellung zum katholischen Dogma gar nicht gedacht hatte. Gleich als ob man beispielsweise von Göthe, von Shakespeare, von Newton, von Kant nicht füglich sagen dürfte: Ille vir divinus. O ihr traurigen Menschen, wie klein ist doch euer Gott! Und wie tief seid ihr heruntergekommen von der Gottesanschauung des Apostels, der da sagte: „In Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“.

Diese meine Bemerkungen haben voraussichtlich nur den Erfolg, neues Geschrei zu erregen gegen den Convertiten, an welchem die Hälfte des Protestantismus hängen geblieben sei. Allein die Sache hat mit dem Tridentinum und mit dem Vaticanum, zu denen ich mich ganz und vollständig bekenne, nicht das Geringste zu thun. Mir lag daran, hier öffentlich auszusprechen, daß es auch zweifellos glaubenstreue Katholiken gibt, welche sich nicht einverstanden erklären können mit einer Geschichtschreibung, deren grundlegende Ansichten den Frieden in Deutschland niemals ermöglichen würden. Mir erscheint es vielmehr als ein trauriges Zeichen für die katholische Wissenschaft und Literatur in unserem Vaterlande, daß man ein solches Aufheben machen konnte von einem Buch, das in der That nur die abermalige Befestigung ganz oder halb überwundener Irrtümer, Einseitigkeiten und Uebertreibungen herbeizuführen geeignet ist und jede befriedigende Anschauung der neueren Geschichte Deutschlands von vorn herein vollständig ausschließt.

Ich aber — um zurückzukehren zu dem Gegenstand, der mich auf Janssen und auf sein Geschichtswerk gebracht hat — ich danke Gott, daß es mir rechtzeitig

gelungen ist, mich der Versuchung zu erwehren, und daß ich nicht den Rest meines Lebens dem unglücklichen Gedanken geopfert habe, in solcher Gesellschaft Universalgeschichte zu treiben und zu schreiben.

Es wäre wohl sehr zu wünschen, daß es nicht der besonderen Versicherung bedürfte, wie fern mir bei dieser ganzen Auseinandersetzung die Annahme einer bösen Absicht oder einer bewußten Unwahrheit auf Seite der Gegner liegt: um aber für alle Fälle Alles gesagt zu haben, will ich diese besondere Versicherung und Ehrenerklärung hiermit zu allem Ueberfluß ausdrücklich geben. Es handelt sich für mich nur um die Sache und um die Grundsätze, nie um die Personen; wir arme Sterbliche sind, so weit meine Erfahrung reicht, auf allen Seiten gleich fehlerhaft und bei allen möglichen Standpunkten gleich sehr dem Irrtum unterworfen.

20. Während ich mich über den Schmerz um die verlorene Weltgeschichte durch unablässige Thätigkeit im Einzelnen zu trösten und über die Qualen des immer höher ansteigenden Kulturkampfes durch religiöse Uebungen zu erheben bemüht war, fand ich gleichwohl noch die Zeit, um sogar in gewissem Sinne als juristischer Schriftsteller thätig zu sein. Ich bearbeitete nämlich im Jahre 1873 und in den folgenden Jahren die sämmtlichen juristischen Artikel für die zweite Auflage des Herder'schen Conversationslexikons, und hatte dabei die Hoffnung und den Wunsch, meinen katholischen Lesern — denn wohl nur solche zählt das Werk — durch Klarheit der Gedanken und Schärfe der Begriffsbestimmungen nützlich zu sein. Wie mir das Alles zusammen möglich war,

das weiß ich, wie gesagt, nicht mehr so genau. Die Trübsal der Zeit verlangte, daß man sich zu vergessen suche, und das geschah unter den verschiedenen denkbaren Arten, sich zu betäuben, schließlich noch auf die unschädlichste Weise bei der Arbeit.

Wahrlich, die Trübsal war nicht gering, sowohl für den gläubigen Christen, als für den Freund des Vaterlandes. War das Jahr 1873 unter bedrohlichen Zeichen zu Ende gegangen, so blieb es dem Jahre 1874 vorbehalten, unter einer ganzen Reihe aufregender Ereignisse uns so recht auf den Höhepunkt des unseligen Kampfes zu führen. Ich erinnere nur an die hervorragendsten Thatsachen.

Es erschien zunächst das Gesetz über die Wiederbesetzung der erledigten Bischofssitze; dieselbe sollte binnen Jahresfrist, die Wahl der Kapitelsvicare schon binnen 10 Tagen erfolgen; wo diesen Anordnungen nicht entsprochen wurde, da sollte ein königlicher Commissär die Verwaltung des bischöflichen Vermögens übernehmen. Dazu kam das Reichsgesetz über die Internirung und Ausweisung bestrafter Kirchendiener. Die Drohung mit Einführung der obligatorischen Civilehe war vorausgegangen, und das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung folgte der Drohung auf dem Fuße nach. Ein weiteres preußisches Gesetz gab den Gemeinden und Patronen das Recht der Wahl oder Ernennung der Pfarrer, wo der Bischof keine Ernennung vornahm, und führte dadurch das eben so unselige wie unhaltbare Institut der „Staatspfarrer" ins Leben, dessen Nachwehen noch im Jahre 1883 nicht überstanden sind.

Neben diesen wechselnden Acten der preußischen und der Reichsgesetzgebung bewegte sich eine Reihe mehr persönlicher Zwischenfälle, die ganz besonders geeignet waren, den Kampf zu verschärfen und zu verbittern. Die Veröffentlichung des im August und September 1873 zwischen Pius IX. und dem Kaiser Wilhelm stattgehabten Briefwechsels entzündete die Gemüter noch mehr, als dies ohnehin schon der Fall gewesen war: das ziemlich schroffe Auftreten der Gegensätze sogar in den Aussprüchen der höchsten Häupter konnte die gewaltige Erregung in den unteren Lebenskreisen um so entschuldbarer erscheinen lassen. Auf die Veröffentlichung des erwähnten Briefwechsels folgte am 27. Januar 1874 die Adresse der englischen Protestanten an den Kaiser und einen Monat später das Dankschreiben des Kaisers an das Londoner Comité. Gleichzeitig erhielten denn auch die preußischen Bischöfe und Katholiken Zustimmungsadressen aus allen Gegenden der bewohnten Erde.

Inzwischen war die preußische Regierung in vollem und bitterem Ernst an die praktische Durchführung der neuen Gesetze herangetreten, und sie scheute hierbei vor keiner Consequenz und vor keiner Person zurück. Ledochowski, der Erzbischof von Gnesen und Posen, wurde verhaftet, abgeurteilt, von dem königlichen Gerichtshof für geistliche Angelegenheiten seines Amtes entsetzt und die erkannten Freiheitsstrafen unerbittlich an ihm vollzogen. Auch gegen Bischof Eberhard von Trier, gegen Erzbischof Melchers von Köln, und gegen den Weihbischof von Posen wurde strafgerichtlich eingeschritten.

Auf ein derartiges Frühjahr folgte im Sommer 1874 der Mordanfall Kullmanns gegen den Reichskanzler, welch' letzterer in Gedanken seine Mörder an den Rockschößen der Ultramontanen hängen sah; Auflösung und Verfolgung der katholischen Vereine und Bruderschaften war die unmittelbare Folge, und die förmliche Aufhebung des Gesandtschaftspostens in Rom schloß sich bald nachher an. Im Zusammenhang mit dem Processe gegen den früheren Botschafter in Paris, Grafen Harry v. Arnim, wurden sodann auch die diplomatischen Schritte bekannt, durch welche der Reichskanzler ein Eingreifen der Mächte bei Gelegenheit der nächsten Papstwahl vorzubereiten gesucht hatte.

Nachdem inzwischen Pius IX. die ganze Kulturkampfs-Gesetzgebung für ungiltig, wirkungslos und der göttlichen Einsetzung der Kirche widersprechend erklärt hatte, griff die preußische Regierung zu den äußersten Maßregeln, um die thatsächliche Befolgung derselben desto gewisser durchzusetzen. Hierher gehört das Sperr- und Brodkorb-Gesetz vom April 1875, welches allen widerstrebenden Kirchendienern ihr Einkommen entzog, und die Verbannung sämmtlicher kirchlichen Orden mit Ausnahme der krankenpflegenden Congregationen aus der preußischen Monarchie, letzteres insbesondere eine furchtbare Maßregel, welche das Land mit Hunderten von Ruinen segensreichster Thätigkeit erfüllte, während das erstere Gesetz die Opferfreudigkeit der Priester und der Gemeinden auf eine oft für die Dauer entsetzlich schwere Probe stellte. Es konnte keinem Zweifel mehr unterworfen bleiben, daß sich beider kämpfenden Mächte die Leidenschaft bemächtigt hatte, und daß das christliche

Volk dies mit seinen heiligsten Interessen büßen mußte. Das Gesetz über die Zuweisung der kirchlichen Vermögensverwaltung an die Gemeinden schloß den Reigen; diesem letzten Kulturkampfsgesetze haben die Bischöfe, weil es nur pecuniäre Interessen betraf, einen Widerstand nicht entgegengesetzt.

In der Zwischenzeit aber hatten die Maßregeln gegen die Personen der einzelnen Bischöfe ihren ungestörten Fortgang genommen. Nach einander traf das Loos der staatlichen „Absetzung" den Fürstbischof von Breslau, Dr. Heinrich Förster († 1881), den Bischof von Paderborn, Conrad Martin († 1879) während des Jahres 1875, sodann im folgenden Jahre den Bischof Brinkmann von Münster und zuletzt den Bischof Blum von Limburg. Von den übrigen Bischöfen entgingen diejenigen von Fulda, Kött, im Jahre 1873, und von Trier, Matthias Eberhard, im Jahre 1876, dem Schicksal der Absetzung durch einen frühzeitigen Tod; im Jahre 1878 folgte ihnen auch Bischof Beckmann von Osnabrück nach. Mit Ausnahme des Erzbischofs Ledochowski unterzogen sich jedoch die verurteilten Bischöfe den gegen sie erkannten Strafen nicht, sondern sie entwichen ins Ausland, nachdem die Erfahrung sie und uns Alle überzeugt hatte, daß ein erfolgreicher thatsächlicher Widerstand nicht möglich war.

Viele Hunderte von Geistlichen hatten nunmehr wegen Nichtbeachtung der Anzeigepflicht Gefängniß und Verbannung erlitten; die bischöflichen Ernennungen hörten jetzt vollständig auf. In den Rheinprovinzen war allmählig fast ein Viertel der Pfarreien verwaist; die Seelsorge litt aufs Schwerste, die wachsende Verwilderung der

Jugend zeigte, was die Ausweisung des Priesters aus der Schule und die Lahmlegung seiner ganzen Thätigkeit zu bedeuten habe. Wenn man auch ohne Weiteres zugeben will, daß die Absichten der Regierung unmöglich jemals auf Schädigung der Religion und des Christentums gerichtet sein konnten, so kann doch sicherlich nicht geläugnet werden, daß eine solche Schädigung, und zwar in hohem Grade, thatsächlich eingetreten ist. Mag es der Regierung wirklich nur darum zu thun gewesen sein, Auswüchse des kirchlichen Parteilebens niederzuhalten und eine dem deutschen Geist fremde und feindselige, also staatsgefährliche Richtung innerhalb des menschlichen Materials der Kirche zu bekämpfen, so war man doch, einerseits fortgerissen durch die Hitze des Kampfes, andrerseits irregeleitet durch unvollständige Kenntniß der Kirche und ihrer Institutionen, zweifellos zu Maßregeln gelangt, welche tief in das Gebiet des eigentlichen, innerlich religiösen Lebens einschnitten und die Gewissensfreiheit verletzten. Und, wie dies in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, die Art und Weise des Vollzugs durch die Unterbehörden ging vielfach noch über die Absichten der anordnenden Instanzen hinaus. Das Volk konnte zwar der Vollstreckung der Gesetze nicht entgegentreten, allein eben so wenig vermochte es sich zu überzeugen, daß die Gesetzesübertretungen, wegen welcher seine Bischöfe und Priester abgesetzt, verbannt und eingekerkert wurden, innerlich unrecht und strafwürdig seien; es sah Martyrer vor sich, nicht Verbrecher, und unter diesem Zustand wankte furchtbar der Glaube an Recht und Gerechtigkeit im Staate. Dazu kam, daß alle widerkirchlichen und widerchristlichen

Mächte, auch die schlimmsten und niedrigsten, sich der Regierung als Bundesgenossen aufdrängten. Im Gefolge dieser Zustände hatte sich eine Presse ausgebildet, die mit Wollust den Kulturkampf als Selbstzweck betrieb. Darüber war kein Zweifel mehr, daß Staat und Kirche gleichmäßig litten; man konnte höchstens noch fragen, welche der beiden Mächte am längsten aushalten werde, eine Frage, die natürlich von den leidenschaftlichen Vorkämpfern auf beiden Seiten eben so principiell beantwortet wurde, wie in der Sache selbst die schärfste Zuspitzung auf die äußerste Principienfrage Mode geworden war. Schlimm erging es Jedem, der vermitteln wollte: denn die leidenschaftliche Erregung der Gemüter ließ jede Stimme der Mäßigung ungehört verhallen, und jegliche Mahnung zu politischer Vernunft oder zu christlicher Milde, zum Nachgeben oder Einlenken, galt hüben und drüben als Abfall und Verrat. Das war die Lage der Dinge, als Papst Pius der Neunte, nachdem er die 25 Jahre des heiligen Petrus überschritten und im Jahre 1877 noch sein 50jähriges Bischofsjubiläum gefeiert hatte, am 7. Februar 1878 aus dieser Welt des Kampfes und der Irrung schied.

Sechste Tagreise.

Vorboten der Trennung.

21. „König Philipp II." Beichtstuhl. „Alte und neue Welt." 22. Hermann Baumstark †. 23. Dornen. 24. Mehr Fegfeuer. 25. Das Fest des hl. Konrad. Bischof Emanuel v. Ketteler.

21. Dies ist in allgemeinsten Umrissen das Bild der Jahre 1874, 1875, 1876 und 1877. Auch meine Thätigkeit und meine persönlichen Schicksale, obgleich die erstere unscheinbar und die letzteren äußerlich ruhig waren, entgingen dem Einfluß der kirchlich-politischen Zustände und Ereignisse nicht.

Ich hatte mich im Jahre 1874 dem Studium der Geschichte König Philipps II. von Spanien und seiner Zeit zugewendet. Glücklicherweise ist in Bezug auf diesen hochwichtigen und herrlichen Gegenstand fast das gesammte bisher überhaupt ausgegrabene Quellenmaterial zugleich auch schon gedrucktes Material, so daß es mir auch ohne die ersehnten archivalischen Forschungen möglich wurde, mit Hilfe einiger Universitätsbibliotheken recht gründliche und eingehende Studien zu machen. Ich

empfand dabei einen großen Genuß und überzeugte mich, daß ruhige, streng wahrheitsliebende, geschichtliche Forschung so recht eigentlich mein wahres geistiges Lebenselement sein würde. Daß es mir dauernd und endgiltig versagt ist, auch nur den Abend meines Lebens mit solcher Forschung zubringen zu dürfen, ist ein noch jetzt in mir nicht ausgelöschter Schmerz. Im Gefühl der Würde und Wichtigkeit meines Gegenstandes lehnte ich es ab, mein Buch über Philipp II. unter die Zahl der Herder'schen „Lebensbilder" einreihen zu lassen, sondern veröffentlichte diese Arbeit für sich allein, unabhängig von jener „Backfisch-Literatur", wie ich im Unmut über einzelne mir bei früheren Arbeiten gemachten Bemerkungen mich auszudrücken so frei war. Uebrigens befleißigte ich mich bei meinem kleinen Buch über den großen Monarchen der möglichsten Kürze und kam rasch genug damit zu Stande. Mit einer wohl entschuldbaren Schriftsteller-Eitelkeit vernahm ich, wie günstig der berühmte belgische Geschichtsforscher Gachard, eine Autorität ersten Ranges in Bezug auf den fraglichen Gegenstand, meine Schrift beurteilte. In der That war sie gänzlich unabhängig nach allen Seiten, und Manches darin, z. B. die Darstellung der letzten Krankheit und Lebenstage des Königs, beruht auf bisher meines Wissens noch von Niemand benutzten Quellen und Hilfsmitteln. Auch wurde mir bald die Freude zu Teil, zwei wohlgelungene Uebersetzungen in die französische und holländische Sprache vor mir zu sehen und mich zu überzeugen, daß auf dem Schauplatze der niederländischen Revolutions- und Befreiungskämpfe meine Schrift mit regem Interesse gelesen ward.

Gleichzeitig bezeichnet auch diese Arbeit einen entschiedenen Fortschritt auf meiner Bahn der Befreiung aus den Banden des Ultramontanismus und ein entschlossenes Emporstreben in reinere und freiere Lüfte des echten Christentums. Dies tritt besonders hervor an einer Stelle des fraglichen Buches, welche ich hier um so mehr erwähnen muß, weil sie alsbald von der Gesellschaft Jesu in den „Stimmen aus Maria Laach" mit ketzerriechender Schnelligkeit und Sicherheit aufgespürt und auch von meinem verehrten niederländischen Uebersetzer, der selbst ein Mitglied des Jesuitenordens war, in einer Note heftig gerügt wurde. Sogar mein hochverehrter Alban Stolz hat über die gleiche Stelle sehr den Kopf geschüttelt.

Auf Seite 248 meines Philipp II. heißt es nämlich:

„Allein auch der Zug von düsterm und angstvollem Ernst, welcher dem religiösen Leben Philipps immer beigemischt war, und der selbst auf den Charakter seines Volkes nicht ohne allen Einfluß geblieben ist — er fehlte nicht in den letzten Tagen des Sterbenden. Seinem Beichtvater sagte er, bevor er sich zur letzten Generalbeichte zusammenraffte, folgende Worte: „Mein Vater, Ihr steht an Gottes Statt. Vor seinem göttlichen Angesichte erkläre ich, daß ich bereit bin, Alles zu thun, was Ihr für mein Seelenheil für notwendig erachtet. Auf Eure Verantwortlichkeit möge kommen, was ich etwa unterlassen sollte. Denn an meiner Bereitwilligkeit fehlt es nicht." — Diese Worte bezeichnen gewiß aufs Schärfste den Punkt, an welchem der Katholicismus Philipps krankte, an welchem noch heutzutage das religiöse Leben eines großen Teils der süd-

lichen Bevölkerung Europas krankt. Wer mich an dieser Stelle versteht, für den habe ich genug gesagt; für die Anderen aber wäre ein ganzes Buch nicht genug."

Ich danke Gott, daß er mich diese Worte hat schreiben lassen. Ja, das Christentum ist wie die Sonne — es gibt nur eine einzige Sonne für die Erde, und nur eine einzige Wahrheit für die Menschenseele. Aber die einzige Sonne spiegelt sich verschieden im menschlichen Auge, im leuchtenden Thautropfen, im funkelnden Schneekrystall, im Regenbogen, im stürmischen Ocean, im Aufgang und im Untergang. Und die ewige Wahrheit des Christentums, vollständig erfaßt und sicher dargestellt im Dogma der katholischen Kirche, sie bleibt zwar ein und dieselbe, aber sie spiegelt sich verschieden in den mannigfachen Zeiten und Nationen, wie in den einzelnen Menschen. Es gibt deßhalb auch eine düstere und angstvolle subjective Auffassung der Religion, wie es eine ewig heitere und liebevolle Auffassung derselben objectiven Religion gibt: und der Kampf zweier Anschauungsweisen innerhalb des gleichen Dogma's gibt keiner von beiden das Recht, zu sagen, daß die Sonne aufgehört habe, die Sonne zu sein. Daß König Philipp die Verantwortlichkeit und die hohe Stellung eines Beichtvaters empfand, das war nicht der „kranke" Punkt, den ich in seiner religiösen Anschauung entdeckte; dieser besteht vielmehr darin, daß der sterbende König seine eigene Verantwortlichkeit nicht genügend empfand, daß er vielmehr glaubte, daß er, wie es scheint, fast hoffte, durch irgend ein Versehen seines

Beichtvaters die Verantwortlichkeit auf diesen zu werfen und damit von der eigenen loszukommen. Mit diesem Irrtum aber gelangt man allerdings hart an die Grenze, wo das Christentum, die Religion der freien Sittlichkeit im Gnadenschutze des Ewigen aufhört. Denn es ist nicht wahr, daß ein Irrtum des Beichtvaters die eigene Verantwortung des Menschen für seine Thaten aufhebt, sondern der Beichtvater wird nur für seine Fehler mit verantwortlich. Und das Seelenheil ist nicht abhängig vom Thun oder Unterlassen des Beichtvaters, sondern von der freien That des Sünders und von der Gnade Gottes. Und es steht keinem Menschen zu, Verantwortlichkeiten zu übertragen; dieselben bestehen oder bestehen nicht, Beides nach Gottes ewigen Gesetzen. Die spanisch-französische Auffassung des Christentums aber, wenn sie auch niemals die dogmatische Wahrheit der Kirche zu trüben im Stande sein kann, sie spielt mit einer praktischen Trübung der Lebensansicht bei den einzelnen Gläubigen. Sie bekennt sich nicht dazu, aber sie betreibt die Sache. Das historische Organ dieser beklagenswerten Verirrung aber ist allerdings der Jesuitenorden, über dessen Anschauungen der Katholicismus Philipps II. sich nicht zu erheben vermochte. Ihm entspricht, wie ich schon früher anzudeuten genötigt war, der Gedanke des Absolutismus, daß der allmächtige Beichtvater durch sein Thun oder Nichtthun ewige Verantwortungen zu verschieben im Stande sei: ihm entspricht der Gedanke der Superstition, daß überhaupt irgend etwas Anderes, als die reinste Innerlichkeit, vor dem Angesichte des Ewigen irgend welche Geltung beanspruchen könne.

Auch ist es die buchstäblichste Wahrheit, daß die sittliche Zügellosigkeit der romanischen Völker neben ihrer zweifellosen Katholicität sich nur erklären läßt aus dieser religiösen Krankheit, welche ich an Don Philipps Sterbelager diagnosticirt habe. Und endlich freue ich mich, es laut aussprechen zu dürfen, daß die religiös-sittliche Anschauung der deutschen Nation eine höhere und reinere ist. Wir sind allzumal Sünder, und ich gewiß nur allzusehr. Aber die ewige Sonne des Christentums spiegelt sich in den Tiefen des deutschen Gemütes schöner und glänzender als irgendwo. Im Umfang der antiken Bildungsform hat das Christentum den Untergang der alten Welt nicht aufgehalten, sondern es hat diese Welt als unheilbar verurteilt und hat selbst in erster Reihe zu ihrer Zerstörung mitgeholfen; erst im Umfang der germanisch-mittelalterlichen Bildung hat es die Welt erobert; diese Erlösungsthat wurde vollbracht zunächst im Rahmen der mittelalterlichen Zwangskirche, und es ist eine Thorheit, diese zwängende Schale zu verwechseln mit dem inneren Gehalt und mit dem ewigen Kern. Diesen letzteren hat kein Volk tiefer erfaßt und treuer festgehalten, als das deutsche Volk; und wenn dereinst die unheilvollen Dünste des italienischen Himmels durch die aufsteigende Sonne einer höheren Bildung hinweggefegt sein werden, dann werden auch die jetzt noch verblendeten Trabanten des heiligen Stuhles erkennen, daß die Cathedra Petri in ihrer welthistorischen und ewigen Bedeutung nirgends fester steht, als in diesem so reichen und doch so armen, vor Allem aber so heißgeliebten Deutschland, dessen schmerzvoller Beruf es ist, mit der klaffenden Wunde in der eigenen Brust

die Vermittelung zwischen Christentum und moderner Bildung zu vollziehen.

Wenn ich von der einsamen Höhe meiner Weltanschauung herab diese Fragen mit vollster Klarheit überschaue, o dann möchte ich fast sagen, es überwältigt mich die Fülle der Offenbarungen und es mangelt der menschlichen Sprache ein genügender Ausdruck für die tiefe Empfindung des gläubigen Herzens. Mitleid aber und inniges Mitleid muß ich fühlen für die düstere Engherzigkeit eines religiösen Gedankens, welcher von dem Sterbelager eines weltbeherrschenden Monarchen das Gericht Gottes hinwegzuscheuchen hofft durch die Möglichkeit, daß der functionirende Pater Etwas vergessen könnte — welche Vergeßlichkeit er dann in seiner eigenen Sterbestunde dem alsdann Functionirenden in die Schuhe schiebt.

Ich darf an dieser Stelle einen andern Gegenstand nicht ganz unberührt lassen, der zu den denkbar zartesten und schwierigsten gehört, aber auch zu den wichtigsten: ich meine die gegenwärtig so zu sagen herrschende Uebung in der Verwaltung des Bußsacraments. Von der Notwendigkeit und Göttlichkeit der speciellen Beichte denke ich genau das, was die Kirche glauben und denken lehrt; allein die heutige Praxis geht vielfach über den kirchlichen Lehrbegriff teils hinaus, teils bleibt sie hinter demselben zurück.

Das erstere ist der Fall, seit und insofern der Beichtstuhl vorzugsweise durch den Geist des Jesuitenordens bestimmt wird. Dies zu läugnen, ist ernsthaft nicht möglich. Die Jesuiten haben durch ihre hohe Frömmigkeit, verbunden mit ihrer ascetischen Mäßigung,

durch die Missionen und Exercitien, welche ihren Geist über alle katholischen Lebenskreise und über den gesammten Clerus verbreitet haben, und endlich durch ihre reiche Literatur auf den Gebieten der Moral, Casuistik, Pastoral und Ascese gerade bei den ernsthaftesten und edelsten Katholiken auch in denjenigen Ländern, aus welchen die Gesellschaft Jesu vorübergehend vertrieben ist, einen weit größeren geistigen Einfluß, als man glaubt. Freilich beruht dieser Einfluß nicht, wie die Feinde der Kirche wähnen, auf weiß Gott was für Intriguen und Conspirationen, sondern er beruht recht eigentlich auf der geistigen Größe und auf der erhabenen Frömmigkeit des ganzen Instituts und fast aller seiner Mitglieder. Allein das schließt keineswegs die Verirrung in einzelnen Fragen aus. Der Jesuitismus nun hat aus dem Beichtvater der katholischen Kirche, d. h. dem „verordneten Priester, welchem jeder Katholik wenigstens einmal im Jahre vor dem Empfang der österlichen Communion seine Sünden bekennen soll", den Seelenführer herausgebildet, d. h. denjenigen Priester, welcher im Beichtstuhl und außerhalb desselben das ganze Thun und Lassen des einzelnen Menschen nicht nur unter dem Gesichtspunkte der Erlaubtheit oder Sündhaftigkeit, sondern auch unter den Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit, der Klugheit, des Erfolges, leitet und beherrscht. Die Beichte tritt aus dem Rahmen des notwendigen Sündenbekenntnisses heraus und wird zu einer genußreichen Conversation über alle möglichen Angelegenheiten des Lebens, wobei nicht selten das Beichtkind viel mehr leistet in Selbstverherrlichung und

in Erzählung fremder Sünden, als in einfachem, unbefangenem Bekenntniß der eigenen Fehlerhaftigkeit. Es liegt für sehr viele wohlmeinende Seelen — und nicht nur für die Seelen weiblicher Beichtkinder, obwohl allerdings für diese in ganz besonders hohem Grade — ein unsäglicher Reiz in dieser Art geistigen Verkehrs. Das ganze Leben wird von ihm nach und nach umsponnen und beherrscht, die äußere Gesetzmäßigkeit, Tadellosigkeit und Frömmigkeit tritt in hohem Grade in den Vordergrund, aber das, was des Menschen höchsten, ja einzigen Wert ausmacht, die freie Selbstbestimmung, die Innerlichkeit, die eigentliche sittliche Persönlichkeit, das geht dabei zu Grunde. Wie König Philipp, so wälzen auch die Beichtkinder dieser Art die Verantwortlichkeit für Alles und Jedes gern auf den Priester, der im beglückenden Gefühl seiner wahrhaft königlichen Stellung nicht zögert, die dargebotene Last auf sich zu nehmen und weite Lebenskreise allseitig zu beherrschen.

Dagegen bleibt diese moderne Beichtpraxis hinter dem, was die Kirche verlangt und verlangen muß, sehr oft und sehr weit zurück, indem auf höchst wichtige Dinge viel zu wenig geachtet wird. Die Beobachtung der kirchlichen Gebote, die Stellung des Einzelnen zur Kirche und zur positiven Religion überhaupt, die religiösen Uebungen und das ganze äußere Verhalten des Christen sind ja allerdings Fragen höchst wichtiger Art; allein viel zu wenig wird geachtet auf die Fragen der bestimmten Berufserfüllung und Pflichttreue, auf die Pflicht der Wahrhaftigkeit in allem Thun und Reden, auf die innersten Beweggründe der gesammten

Lebenshaltung. Daher kommt es, daß so oft die entschieden kirchlichen und frommen, dem häufigen Empfang der Sacramente mit Begeisterung zugeneigten Persönlichkeiten durchaus nicht leisten, was man gerade von ihnen an Aufrichtigkeit, Selbstlosigkeit, kurz an wahrer Tugend zu erwarten berechtigt wäre; sie täuschen teils sich selbst, teils den Beichtvater, und im Gefühl ihres wohlgemeinten kirchlichen Strebens glauben sie Alles geleistet zu haben, wenn sie nur recht oft beichten und dann recht Viel von sich selbst halten.

Die hier flüchtig angedeuteten Mißstände, über welche noch sehr Viel gesagt werden könnte, bestehen ja natürlich gegen den bewußten Willen des katholischen Priesterstandes; aber sie bestehen, und ihre Abläugnung kann nicht verfangen bei Persönlichkeiten, die, wie ich, Alles hier Gesagte in vollstem Maße an sich selber durchgemacht haben. Groß ist die Gefahr, in Folge des Uebermaßes auf der einen und der Unzulänglichkeit auf der anderen Seite mit Zweifel oder Groll gegen das Beichtinstitut überhaupt oder gegen dessen menschliche Träger erfüllt zu werden; und wohl Demjenigen, der durch eigene Kraft oder mit dem Beistande eines würdigen und weisen Priesters über diese Gefahren hinausgetragen zu werden oder ihnen wieder zu entrinnen das Glück hat.

Wenn eine Seele so voll ist von hinreißenden Gedanken, wie die meinige es sein darf bei der geschichtlichen oder philosophischen Vertiefung in die Gegensätze des religiösen Lebens, dann wird es zur schwersten Selbstüberwindung, von solchen Fragen wieder loszukommen; das allein möge mir auch als

Entschuldigung dienen, wenn ich in diesen Blättern so viel von meinen schriftstellerischen Arbeiten reden muß. Aber wenn ich überhaupt von den eigenartigen Schicksalen eines deutschen Katholiken sprechen darf, so muß ich mir auch diese Art der Darstellung erlauben dürfen; denn meine Arbeiten waren eben niemals kühle Rechenexempel, sondern lebendige Bestandteile meines Ich; als ich im Jahre 1867 nach Beendigung des „Ausflugs nach Spanien" die Feder ausspritzte, hatte ich das bestimmteste Gefühl, das Buch mit dem Blute meines Herzens geschrieben zu haben, und als ich 1874 den letzten Correcturbogen des „Philipp II." in die Druckerei zurücksandte, kam es mir ganz deutlich vor, als ob der spanische König erst in diesem Augenblick gestorben wäre und ich jetzt als gleichzeitig Gestorbener neben ihm läge. Ich war im Lernen und Schaffen mit ihm künstlerisch Eins geworden und glaube noch jetzt, wo ich ein alter und kühler Patron zu sein anfange, daß ich den königlichen Herrn nicht übel verstanden habe.

Zwei neue und höchst willkommene Arten literarischer Thätigkeit erschlossen sich mir seit dem Ende des Jahres 1874.

Die erste derselben bestand in der Teilnahme an der verdienstvollen „Literarischen Rundschau", in welcher es mir vergönnt war, eine Anzahl eingehender Recensionen über hochbedeutende Werke, z. B. „Hübners Spaziergang um die Welt", „Arndts Briefwechsel zwischen Maria Theresia und dem Grafen Mercy" u. a. m. zu veröffentlichen. Auch bei dieser Bestrebung war ich geleitet von den nämlichen Gedanken der Freiheit und modernen Form, durch welche ich

überall und auf allen Wegen die Festhaltung des katholischen Bewußtseins zu vereinigen suchte mit der praktischen Anerkennung aller berechtigten Elemente der Gegenwart. Es ging eine Zeit lang; aber nach wenigen Jahren wuchs mir der traurigste Scholasticismus über die Schultern, und vor der steif sich blähenden „Wissenschaft“ mußte ich ungeheißen das kleine Segel des gesunden Menschenverstandes streichen.

Weit länger hielt sich meine Verbindung mit der illustrirten Zeitschrift „Alte und neue Welt“. Das große Haus Benziger in Einsiedeln, Newyork und Cincinnati ist nicht nur Eigentümer dieses Unternehmens, sondern auch der katholischen Wochenzeitung „Wahrheitsfreund“, an deren Spitze als Chefredacteur mein armer Bruder Hermann sich im Dienste der Wahrheit den schmerzlich frühen Tod durch Ueberarbeitung holte. Nicht nur als Correspondent seines Blattes, sondern auch als eifriger Mitarbeiter der „Alten und neuen Welt“ in America thätig zu sein und bekannt zu werden, war mir ein erfreulicher Gedanke. An dankbarer Anerkennung fehlte es mir nicht; bald erhielt ich unter glänzenden Bedingungen die Einladung, an die Spitze eines neugegründeten großen katholischen Blattes zu treten; Gott sei Dank, daß die altgermanische Solidität mich davor bewahrt hat, eine ehrenvoll bescheidene aber sichere Lebensstellung der gefahrvollen Versuchung einer solchen Revolver-Existenz zu opfern. Allein, nachdem diese Versuchung überwunden war, blieb gleichwohl die Thätigkeit für die „Alte und neue Welt“ als eine durchaus fleißige und gewissenhafte Beschäftigung übrig. In diesen Heften suchte ich zu wirken für einfache

und geschmackvolle Schönheit des Inhalts und der Form, fern von aller Ueberreizung, Blasirtheit oder Lüsternheit; ich suchte mich hier auszubilden als Belletrist in der edelsten Bedeutung des Wortes, und mit besonderer Vorliebe entnahm ich meine Stoffe aus meinen immer noch fortgesetzten spanischen Studien. Auch eigene Lebensschicksale, Pilgerfahrten und Reisen wurden mit herzlicher Ergriffenheit dargestellt; Verketzerungen hatte ich zwar in einzelnen Fällen auch auf diesem Gebiete zu erfahren, aber Beifall und Erfolg waren doch überwiegend. Dieses literarische Verhältniß dauerte bis zu meinem gänzlichen Ausscheiden aus der ultramontanen Partei; ich werde noch mit einigen Worten darauf zurückzukommen haben.

22. Das Jahr 1876 brachte tiefe und schmerzliche Einschnitte in mein inneres und äußeres Leben.

Mein Bruder Hermann in Cincinnati, den ich schon als Kind eng an mein Herz geschlossen, durch seine Auswanderung früh verloren und seit unserer ungeahnt gemeinsamen Rückkehr zur Kirche als einen engelreinen, von jeder Selbstsucht freien Kämpfer für die Sache Christi lieben, ja verehren gelernt hatte, war in dem Maße der Selbstaufopferung zu weit gegangen. Ich hatte gehofft, ihm durch praktischen Rat, durch das Ansehen meiner reiferen Jahre, vielleicht auch durch meinen etwas weiterhin geltenden Namen und durch literarische Unterstützung brüderlich dienen zu können: seine Lebensverhältnisse hatten in mancher Beziehung eine erfreulichere Gestalt angenommen, und seine dauernde Verbindung mit dem eine financielle Großmacht darstellenden Hause Benziger beruhigte meine, durch

sein allzu ideales Wesen stets wach erhaltene Sorge immer mehr. Da hat es denn Gott zugelassen, daß er am 2. Februar 1876, von der Lungenschwindsucht entzweigebrochen, neben einer Frau und sieben kleinen Kindern in die Ewigkeit hinüberschlief wie ein lächelndes Kind. Ich weiß noch den Abend als ich, von einem Krankenbesuch im Konstanzer Spital nach Hause zurückkehrend, den Brief von seiner Hand antraf, der mich gleich überzeugte, daß es sein letzter sein müsse; es war so. Mit ihm war ein guter Geist aus meinem Erdenleben gewichen; oft und schmerzlich habe ich ihn vermißt. Seine Seele ruhe in Frieden.

Das Schicksal meines Bruders konnte für mich, wenn auch in erschütternder Weise, doch höchst lehrreich sein. Er war in America nicht ein einfacher Privatmann, sondern ein öffentlicher Charakter, ein Bannerträger der katholischen Sache, ein weithin bekannter Schriftsteller und Journalist. Gesundheit und Leben rieb er auf im Dienste der Kirche. Er hatte genau die gleiche Charakter-Eigentümlichkeit, die auch mich mehr als einmal im Laufe meines Lebens mit Verderben bedroht hat, die Geneigtheit meine ich, seine ganze Persönlichkeit und Existenz einzusetzen für die einmal ergriffene Aufgabe. Ich bin weit entfernt davon, diesen Charakterzug zu verherrlichen: im Gegenteil, ich finde ihn verkehrt und unvernünftig. Man soll sich an kein Einzelnes so leidenschaftlich hingeben, daß man darüber das bleibende Allgemeine, das Ich mit seiner Gesammtlebensaufgabe, aus den Augen verliert. Mir ist es bis jetzt noch jedesmal gelungen, den verderblichen Folgen des bezeichneten Hanges zu entrinnen, weil ich vielleicht

aus einer zäheren und derberen Körpersubstanz zusammengesetzt bin, als mein jüngerer Bruder es war. Er dagegen war zur katholischen Kirche übergetreten unter Umständen, welche ihn und die Seinigen dem bittersten Elend preiszugeben drohten, und nur mit Mühe war es gelungen, eine einigermaßen gesicherte Lebensstellung für ihn zu erringen. Aber auch dann noch versagte er sich jede Erholung und opferte sich in rastloser Thätigkeit für die ihm heilige Sache und für die zärtlich geliebte Familie auf, während bei mir der gesunde Egoismus immer so stark geblieben ist, daß ich wenigstens am Rande des Verderbens jederzeit umkehrte und an mich selbst dachte. Und selbst die schmerzlichste Trauer um den teuren Bruder konnte mich nicht hindern, über diese Seite seines und meines Lebensschicksals wenigstens nachzudenken.

23. Während meinem Herzen durch Hermann's Tod eine schmerzliche Wunde geschlagen wurde, erblickte ich mich selbst zu meinem anfänglichen Erstaunen als den Gegenstand heftiger und leidenschaftlicher Angriffe aus dem katholischen Lager, namentlich aus Oesterreich.

Allein mein Erstaunen war nicht gerechtfertigt; denn gewiß, ich hatte Viel verbrochen.

Seit dem kühnen, wenn auch dunklen Worte, zu dem ich an Don Philipp's Sterbelager mich hingerissen fühlte, lebte ich unter dem „Gesetze der Verdächtigen". War der Glaube an meine politische Orthodoxie schon seit Jahren erschüttert durch die Einsiedlerglossen und durch die Fegfeuergespräche, so kam jetzt in weiten Kreisen der schwere Verdacht hinzu, daß ich trotz meiner zweifellos correcten Haltung zum Vaticanum geheime religiöse

Hintergedanken habe, die in irgend einer unbestimmten und unbestimmbaren Weise gleichwohl geneigt oder doch geeignet wären, an den heiligen Schranken des Dogmas zu rütteln. Ich hatte es ohne Zweifel fehlen lassen an dem herkömmlichen Haß gegen Luthertum und Protestantismus: ich hatte katholische Wärme, aber nicht den richtigen „Convertitengeist" gezeigt; ich hatte den traditionellen großdeutschen Haß gegen Preußen in dem nämlichen Augenblick „an den Nagel gehängt", in welchem ich diese Leidenschaft als eine Thorheit erkannt hatte; es war mir nicht eingefallen, ein Hehl daraus zu machen, daß ich den Einheitsstaat als das unausbleibliche logische Endziel der deutschen Geschichtsentwickelung voraussehe. Unter all' diesen erschwerenden Umständen lag ja der Verdacht so nahe, daß dieser unruhige und anmaßende Geist, der im Lauf einiger Jahrzehnte mit so vielen geschichtlichen Entwickelungen der Menschheit fertig geworden zu sein wähnte, auch die katholische Kirche bewußt oder unbewußt nur als einen weiteren Durchgangspunkt betrachte, um jenseits derselben — plus ultra — anderen und trügerischen Meteoren nachzujagen. Eine überlegte Treulosigkeit wurde mir wohl von Niemand zugetraut, wohl aber Selbstüberschätzung, schlecht verhüllte Eitelkeit, Mangel an Vertiefung in das katholische Glaubensleben, geheime und sehr bedeutende Ueberreste protestantischen Bewußtseins. Daß man irgend ein Unglück, irgend eine Unehre schließlich an mir werde zu erleben haben, war schon damals eine weit verbreitete „Ahnung"; und da man mir im Jahre 1869 mit allgemeiner Freude entgegengekommen war, so bin ich geneigt zu glauben, daß man bei dieser

Ahnung nicht ganz gleichgiltig war, sondern daß manche Seelen einen gewissen Grad von Teilnahme und Schmerz für mich und um meinetwillen empfanden.

Auf mich wirkte diese Sachlage, weit entfernt mich zu entnerven, wie ein stärkendes Stahlbad. Meines Glaubens in seliger Gewißheit froh, von meiner persönlichen Unwürdigkeit fest durchdrungen aber nie erschüttert, als armer Sünder am Fuße des Kreuzes ausgestreckt und doch in der Fülle der Lebenskraft meinem Vaterlande und Volke angehörend, fühlte ich mich bereit und stark genug, die Versöhnung der Gegensätze in mir zu erleben, an mir zu erweisen, und an dem schweren Experiment — nicht zu Grunde zu gehen. Mit klarem Bewußtsein habe ich diesen Versuch unternommen, und wenn es dabei nicht ohne blutige Wunden im inneren und äußeren Leben abgelaufen ist — zwei sind doch lebendig geblieben, ich selbst und mein katholischer Glaube. Außer der Kirche kein Heil, aber — plus ultra! — jenseits des düstern Elends dieser politisch sturmbewegten Tage, im sichern und stillen Hafen der ruhigen und leidenschaftslosen Religiosität liegt das Endziel meines Lebens.

Ich habe es bereits zugestanden: ich hatte Viel verbrochen.

Nicht bloß hatte ich deutlich genug erklärt, daß ich die deutsche Auffassung des Christentums für die geistig höhere erkenne gegenüber der südromanischen; sondern ich hatte dies erklärt, nachdem und obgleich ich mich als einen beinahe leidenschaftlichen Freund der spanischen Nation und als einen Kenner ihrer Geschichte und Literatur vor der Welt legitimirt hatte.

Und ich hatte Sünden auf Sünden gehäuft. An dem stolzen Fractionsbau des Centrums wagte ich in unermüdlicher Maulwurfsarbeit fort und fort zu rütteln, und dem wahnsinnigen Anstürmen gegen den „heidnischen, modernen Staat" setzte ich immer von Neuem die echt katholische Lehre vom Gehorsam gegen die christliche Obrigkeit entgegen.

In der Weckstimme „Vergib uns unsere Schulden" hatte ich gewarnt vor allen thörichten Uebertreibungen und Ausschließlichkeiten sowohl auf religiösem, als politischem Gebiete. Statt über die „Freimaurer" und über den „heidnischen Staat" zu schimpfen, hatte ich an uns Katholiken das Mahnwort gerichtet: „wir müssen frömmer und vernünftiger werden". Gegenüber dem Buchstaben, der tödtet, hatte ich emporgehalten das Banner des Geistes, der lebendig macht. Gegenüber einem verknöcherten Scholasticismus hatte ich es gewagt, zu sagen: „das Christentum ist einer kindlich unmittelbaren Auffassung, wie sie etwa das neubekehrte Heidenkind mitzubringen vermag, aber auch einer geläuterten, vergeistigten Betrachtung fähig, wie sie selbst den gelehrtesten Forscher und Denker befriedigen kann, wird und muß".

In einer weiteren Weckstimme unter dem Titel „Unser Sieg" hatte ich das Jahr 1875 abgeschlossen mit dem Zeichen der Johannei'schen Worte: „Das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, unser Glaube." In dieser kleinen Schrift hatte ich mich mit vollster Klarheit erhoben über jede politische Leidenschaft, hatte den verblendeten Eiferern die „alte christkatholische"

Lehre verkündet, daß „Staat und Kirche, beide gleichmäßig, wenn auch nicht auf gleiche Art, von Gott stammen und in ihm begründet sind", und war schließlich nach grundsätzlicher Verwerfung aller politischen Nebenzwecke, aller irdischen Selbstsucht, aller unlauteren Leidenschaft zu dem Schlußsatze gekommen: „Der einzige Sieg, der unseres Gebetes und Strebens wert ist, besteht in der Durchdringung des Lebens mit dem Geiste Jesu Christi."

Neben diesen Todsünden gegen den Ultramontanismus hatte ich auch ganz specielle Bosheiten in Oesterreich verübt. Im Sommer 1875 hatte ich eine Ferienreise durch verschiedene Länder der habsburgischen Monarchie gemacht, eine Reise, die mir als der letzte Markstein meiner besseren Mannesjahre stets in froher Erinnerung bleiben wird. Unter dem fröhlichen Titel: „Des unpolitischen Einsiedlers Gerichtsferien und Reisevergnügungen" hatte ich diese Tour in der „alten und neuen Welt" herzhaft und kernhaft abgeschildert, und dabei auch verschiedene österreichische Jämmerlichkeiten und Lächerlichkeiten als treuer Freund nichts weniger als geschont. Aber ich war auf dieser Reise auch zur „Unsittlichkeit" herabgesunken, in deren Verdacht ich schon durch meinen innigen Umgang mit Cervantes geraten war. Auf dem Wege von Triest nach Miramar hatte ich in einer begeisterten Schilderung, die freilich sehr wenige ultramontane Augenverdreher zu schreiben im Stande sein würden, die Herrlichkeit des mittelländischen Meeres dichterisch gepriesen und ich hatte mich dabei zu folgenden Worten hinreißen lassen: „O nochmals du wunderschöne Göttin! Diamantenschnüre

schlingen sich um deinen reizenden Busen; Tausende leuchtender Perlen umglänzen dein holdselig strahlendes Angesicht! In jeder Welle und in jedem Tropfen spiegelt sich die ganze Sonne Italiens. O du bist so schön, so schön! Ich möchte bei dir bleiben, möchte mit dir noch weiter, noch weiter gen Süden ziehen!"

Der gute Pater, welcher im Auftrage des Hauses Benziger — ich erfuhr es erst später — als Sittencensor über meine Arbeiten wachte, hat nicht gemerkt, daß hier von einem Meerbusen des mittelländischen Meeres, von dem Glitzern der Sonnenstrahlen auf seinen Wellen, und von der ungestillten Sehnsucht eines badischen Kreisgerichtsrats nach Italien die Rede ist. Der fromme Mann, dem wir ein ausführliches topographisches Werk über die speciellsten Einzelheiten des Fegfeuers und der Hölle verdanken, hat in seiner Pönitenz-Phantasie nur an den sündhaftigen Busen eines verführerischen Weibes gedacht, und hat in den gedruckten Zeilen der „Alten und Neuen Welt" aus dem Busen meiner Göttin einen „Nacken" gemacht. Aber das dumpfe Gerücht von meiner notorischen Unsittlichkeit verbreitete sich doch sehr rasch durch alle ultramontanen Gauen, und niemals habe ich mich seither von dem Geruch der „verdorbenen Phantasie" wieder zu erholen vermocht. O ihr übertünchten Gräber! — Allein Scherz bei Seite. Für Kinder habe ich freilich nie geschrieben; doch ist es mir eben so unerklärlich als schmerzlich, daß man in meinen Schriften unsittliche Dinge aufzuspüren glaubte und suchte. Die Novellen des Cervantes, welche ich im Jahre 1869 neu übersetzt herausgab, sind ein anerkannt tadelloses Buch, aber

sie schildern die Sitten und Verhältnisse des sechszehnten Jahrhunderts anschaulich und wahr. Wer sich die Mühe nimmt, diese Novellen zu vergleichen mit den Romanen der Gegenwart, der wird finden, daß der edle Spanier vor dreihundert Jahren weit reiner und zartfühlender war, als es die besten deutschen Erzähler der Gegenwart sind. Nur sagt er Alles, was er sagen will, unverblümt und ohne den Schleier der Lüsternheit. — In meinen eigenen Schriften unsittliche Erzählungen oder Schilderungen zu finden, das dürfte selbst dem geübten Auge eines „Großinquisitors" schwer werden.

Daß die Sonne meines katholischen Schriftstellertums seit „Philipp II." über ihr Zenit hinausgekommen sei, eröffnete mir freundlich und teilnehmend mein Verleger, Buchhändler Herder. Ich muß diesem Manne das Zeugniß geben, daß er den Beruf seines Hauses in einem hohen Sinne erfaßt. Mich persönlich, dessen „Ausflug nach Spanien" er seiner Zeit abgelehnt hatte, zog er später in entgegenkommender Weise an sich heran und suchte mich zu halten, als die ultramontane Phalanx schon rottenweise von mir abfiel. Er war nicht ohne Sinn für ein freieres und geistigeres Christentum; körperliche Leiden und zunehmende Jahre haben ihn unter die Herrschaft der Janssen, Kaulen und wie sie Alle heißen, gebeugt. Sein Verlegerinteresse nötigte ihn, mir zu gestehen, daß die katholische Welt anfange, mit mir unzufrieden zu sein und über mich zu murren; allein er kündigte mir seine Dienste nicht auf. Im Gegenteil: er bat um ein „Lebensbild" von Cervantes. Ich habe es geliefert, dieses Lebensbild,

ebenfalls schon zu Ende des Jahres 1875; aber es brachte mir neuen und großen Schaden. Die Kenner der spanischen Literatur freuten sich zwar an den kecken Zügen, mit welchen ich das Porträt des großen Dichterfürsten zeichnete; aber es fiel wiederum, trotz aller katholischen Begeisterung und Bekenntnißtreue, Alles so frisch und frei und ungenirt und lebensvoll aus, daß eben von dem gehofften und verlangten Bilde eines südspanischen Betbruders auch nicht ein einziger Zug zu sehen war. Das kleine Büchlein wird in der deutschen Behandlung spanischer Literaturstoffe wohl eine gute Zeit lang seine Stelle behaupten; aber bei meinen durch Kampf und Leidenschaft verwirrten deutschen Glaubens- und Partei-Genossen hatte es zunächst nur die Ueberzeugung bestärkt, daß von mir wenig Gutes mehr zu hoffen sei.

Nach all' diesen Sünden und Verbrechen war ich mir also zu Anfang des Jahres 1876 wohl bewußt, daß meine Sterne abwärts sanken. Die Todesnachricht aus dem fernen Westen preßte mir ein- oder zweimal einen gewaltigen Thränenstrom aus der Tiefe der Brust; aber mit dieser gewitterartigen Erschütterung hatte ich auch die eigentliche Trübsal überwunden und die volle Widerstandskraft abermals erlangt: neue Plane füllten meine Seele; klarer und immer klarer wollte ich es den Zeitgenossen aussprechen, daß wir innerhalb der Kirche mindestens teilweise auf falschen Pfaden wandeln.

24. Es war am Geburtstage des Kaisers, den 22. März 1876, als ich während des Hochamtes im Münster zu Konstanz mit meinen Gedanken vor dem Hochaltar in herzlichem Gebet bei Kaiser und

Papst, bei Staat und Kirche verweilte: da stand plötzlich wie ein lebendiges Wesen der Gedanke in mir, eine „Neue Folge der Fegfeuergespräche" zu schreiben, und ich glaube, daß noch vor dem Schluß der heiligen Handlung ein paar Gespräche so ziemlich in mir fertig waren. Ich ging nach Haus und tauchte die Feder ein.

Sechs Tage nachher, als ich eben das Gespräch zwischen dem Einsiedler und Kaiser Wilhelm „absandelte", welches im Druck an der Spitze der „Neuen Folge" steht, erhielt ich die Nachricht vom Tode meines Vaters.

Die Trauerkunde aus Amerika hatte das ihrige gethan, um abermals einen guten, ja besten Geist von mir zu nehmen. Nach mancherlei Irrung früherer Jahre hatte ich allmählig gelernt, meinen Vater zu verstehen, und durfte mich seiner Anerkennung erfreuen. Das Letzte, was er am Abend seines Todestages noch gelesen hat, war der Schluß meiner österreichischen Reise, und ich darf vielleicht hoffen, daß er nicht in Unzufriedenheit mit mir aus dem Leben geschieden ist. Mir blieb nun nur das ehrenvolle Amt, seine von ihm selbst verfaßte Lebensgeschichte abzuschließen und nebst dem zweiten Bande seines letzten Werkes, der „Ausführlichen Erläuterung der Germania des Tacitus" zu veröffentlichen; im Uebrigen wandte ich mich, von dem frischen Grabe zurückgekehrt, mit ungemindertem Eifer der begonnenen Arbeit zu. Schon im Anfange des Monats Mai erschienen die „Fegfeuergespräche. Neue Folge".

„Keine Fegfeuergespräche mehr!", hatte einst Professor Kaulen in Bonn mit Bezug auf die erste Serie freundlich aber ernst zu mir gesagt. Indem ich diesem Befehl oder Rat geflissentlich zuwiderhandelte, wußte ich recht

wohl, was ich that und was mir bevorstand. Niemand, der es der Mühe wert findet, das kleine Büchlein zu durchlesen, wird bestreiten können, daß es den Ausdruck einer treuen und begeisterten katholischen Ueberzeugung enthält; aber das sollte eben nicht mehr genügen: Ultramontanismus und Centrumspolitik war die Parole, und wehe dem, der entschlossen war, gerade dieses nicht zu leisten.

Man würde sehr irren, wenn man etwa annehmen wollte, ich hätte damals nur so in den Tag hinein geschrieben und gehandelt, und lege mir jetzt, nach den seither durchgemachten Schicksalen, die Dinge hintennach als ein kleiner Geschichtsbaumeister folgerichtig und systematisch zusammen. Um vielmehr zu zeigen, mit welchem Grade von hellem Bewußtsein die neuen Fegfeuergespräche in die Welt geschickt wurden, darf ich mir vielleicht erlauben, einige wenige kurze Sätze daraus hier zu wiederholen.

Schon im Vorwort heißt es:

„Ich bin fest entschlossen, mich niemals unter dem Vorwande katholischer Principien von irgend einer politischen Doctrin oder Partei zur Annahme theoretischer Sätze oder praktischer Verhaltungsmaßregeln zwingen zu lassen, die ich nicht billigen kann und die in der That mit der Religion Nichts gemein haben. Die größere oder geringere Verehrung, welche ich vor einzelnen Männern oder ganzen Gruppen haben mag, bestimmt mein politisches Urteil keineswegs. Dieses Urteil ist frei. Ich erkenne über mir nur eine einzige geistige Autorität, jene der in Sachen des Glaubens und der Sitten unfehlbaren Kirche und ihres ebenso

unfehlbaren Oberhauptes. Wo diese nicht gesprochen haben, da bewege ich mich vollkommen frei und unabhängig, und ich glaube schon hierdurch zu nützen, als eine lebendige Widerlegung des grundlosen Vorurteils, daß freies Denken unvereinbar sei mit gläubigem und demütigem Katholicismus".

„Ich gehöre ferner nicht zu Denjenigen, welche bemüht sind, den Kreis der als katholisch anzuerkennenden Menschen immer enger zu begrenzen, und die dogmatischen wie sonstigen Anforderungen an dieselben immer höher anzuspannen. In dem lebendigen Bewußtsein, wie unendlich viel ich selbst dem lieben Gott in jeder Beziehung zu wünschen übrig lasse, bin ich höchst geneigt zur Nachsicht und Milde in Beurteilung Anderer. Ich halte die entgegengesetzte Geistesrichtung für nicht begründet in der ewigen Wahrheit und im Geiste des Christentums, und ich finde außerdem, daß sie niemals weniger klug und zeitgemäß sein konnte, als gerade in der Gegenwart. Ich suche das Wesentliche und Entscheidende auch bei Andern zu entdecken und freue mich alsdann des gemeinsamen Besitzes."

Und weiter:

„Ich bin kein Freund davon, mit dem Kopfe an die Wand zu rennen, und ich verwerfe jeden principiellen politischen Widerstand gegen gewisse Staatsbildungen der neuesten Zeit. Ich halte diesen Widerstand für thöricht, und, sofern er einen religiösen Charakter annimmt, an und für sich für verwerflich."

Und ferner:

„Ich bin überzeugt, daß die sogenannte „ultramontane Politik" seit einigen Jahren so ziemlich überall

auf Irrwegen wandelt, daß selbst in kirchlichen, nicht dogmatischen Dingen der gute und der blinde Eifer zuweilen Hand in Hand gehen, und daß die literarischen Zustände der Katholiken in hohem Grade zu wünschen übrig lassen."

Und in dem Schlußwort steht zu lesen:

„Im Einzelnen mögen meine Ansichten noch so sehr der Correctur einsichtsvoller Männer bedürfen — die Grundanschauung halte ich unverrückbar fest. Sie besteht darin, daß der katholische Glaube und die treue Liebe zur Kirche uns weder nötigen, noch berechtigen, gegenüber der modernen Zeit und ihren eigentümlichen Erscheinungen eine schroff ablehnende, eine kläglich winselnde oder eine hochmütig nasenrümpfende Haltung einzunehmen. Gerade das Gegenteil ist die Wahrheit: unerschütterlich beharrend auf der ewigen Grundlage der geoffenbarten Wahrheit, sollen wir mit dem Sauerteige der in unserer Kirche hinterlegten Principien das gesammte Leben, wie es sich aus seinen natürlichen Bedingungen geschichtlich entwickelt, durchdringen, vergeistigen, und schließlich nicht, wie man von gegnerischer Seite die bethörte Masse glauben machen will, unserer Herrschaft, sondern der Herrschaft einer religiös erleuchteten Vernunft unterwerfen."

Sodann endlich:

„So gewiß es mir ernst ist mit der katholischen Ueberzeugung und mit der festen Anhänglichkeit an die Kirche und ihr Oberhaupt, eben so bestimmt und entschieden fühle und weiß ich mich als ein Kind dieser Zeit."

Diese so klar und entschieden ausgesprochene Lebensanschauung — der religiöse Katholicismus im Gegen-

satz zum politischen — ist in den zwölf Gesprächen, aus welchen das Büchlein besteht, an den verschiedensten Gegenständen und Zeitfragen dargestellt, und ich darf mit Freude und Stolz behaupten, daß ich auch heute noch auf demselben, eben so freisinnigen wie katholischen Standpunkt stehe. Wenn ich nicht schon damals, sondern erst volle sechs Jahre später von der ultramontanen Partei förmlich und feierlich in die Acht erklärt worden bin, so kommt dies nicht daher, daß ich mich geändert habe, sondern vielmehr daher, daß in meinem engeren Vaterland die Verhältnisse sich geändert haben. Folgerichtiger Weise hätte ich schon damals gerade so gut, wie jetzt, der „Acht und Aberacht" verfallen sollen.

Die neuen Fegfeuergespräche wurden in beiden kämpfenden Heerlagern sehr beachtet. Der „Schwäbische Merkur" besprach sie in einem ersichtlich officiösen Berliner Artikel, und von ultramontaner Seite verkündete Hülskamp im „Literarischen Handweiser" das officielle Verdammungsurteil. Ich hatte das Büchlein auf dem Widmungsblatte „der Seele meines Vaters ins Jenseits nachgerufen", und im ersten Gespräch zwischen den Zeilen keinem Geringeren, als dem Kaiser Wilhelm selbst zugeeignet; die sprachliche Darstellung wird sich wohl so ziemlich auf der Höhe dessen befinden, was ich in dieser Beziehung überhaupt geleistet habe und zu leisten im Stande bin; und so glaube ich denn auf jede Weise gezeigt zu haben, wie ernst und heilig mir gerade diese Sache war.

Gleichwohl blieb es bei zwei Auflagen: denn die ultramontane Parole, meine Schriften nicht mehr zu kaufen, war ausgegeben, und Herder's kaufmännische

Bücher führten von jetzt an den Beweis für die ganze Tragweite des Kaulen'schen Ausspruchs: „Keine Fegfeuergespräche mehr". Herder blieb zwar mit mir in Verbindung bis zum Jahr 1880, allein ich mußte bald die Wahrnehmung machen, daß er von jetzt an meine Arbeiten einem mir unbekannt gebliebenen Censor im Manuscript vorlegte.

25. Dieses inhaltschwere Jahr 1876 wurde abgeschlossen durch ein Zeitbild höchst eigentümlicher Art, ich meine das sogenannte „Konradi-Fest", nämlich das einhundertjährige Jubiläum des von der Kirche heilig gesprochenen Bischofs Konrad, welches in der Woche vom 25. November bis 3. December 1876 zu Konstanz gefeiert wurde. Es verdient in der Erzählung meiner Schicksale als „Deutscher Katholik" eine Stelle aus dem dreifachen Grunde, weil ich auf dem Höhenpunkte des Festes öffentlich aufgetreten bin, weil mich dieses Fest zum ersten Mal in gleichzeitige persönliche Berührung mit einer Anzahl von katholischen Kirchenfürsten gebracht hat, und schließlich, weil es zu dem festen Bau meiner Ueberzeugung von der gänzlichen Unzulänglichkeit und Beschränktheit der ultramontanen Lebens- und Weltanschauung neue und gewaltige Bausteine geliefert hat. Ich will es versuchen, mit möglichster Kürze diese drei Gesichtspunkte hier zur Darstellung zu bringen.

Auf der schönen Rheinbrücke zu Konstanz mahnt uns die am Fußgestell der Statue des großen Bischofs eingegrabene Inschrift, daß er im Jahre 976 seine irdische Laufbahn vollendet hat. Es war daher ein schöner, würdiger und verdienstvoller Gedanke des vortrefflichen Münsterpfarrers Brugier, dem Manne, der

nicht nur ein heiliger Kirchenfürst, sondern auch ein bedeutender Staatsmann und Herrscher, ein vielseitiger Wohlthäter seiner Zeitgenossen gewesen war, ein möglichst großartiges Jubelfest zu bereiten.

Die kunstgeübten Hände der Benedictinermönche von Beuron hatten die herrlich restaurirte Grabkapelle des Heiligen mit Wandgemälden von wunderbarer Schönheit geschmückt, eine päpstliche Ablaßbulle für alle Festteilnehmer öffnete die Gnadenschätze der Kirche, und nicht weniger als sechs Bischöfe, nämlich die Oberhirten von Mainz, von Freiburg, von Augsburg, von St. Gallen, Chur und Feldkirch eilten herbei; denn in allen diesen Diöcesen hatte der Hirtenstab und der Herrschergeist Konrads gewaltet. Die Anwesenheit und lebendige priesterliche Mitwirkung dieser Bischöfe, welchen sich auch der geistvolle, feurige Abt Maurus Wolter vom Benedictinerorden zugesellte, gab dem Feste einen ungewöhnlichen Glanz; Tausende von Andächtigen füllten das Münster bei den täglichen Abendpredigten, Tausende empfingen in den Frühstunden die Sacramente.

Dennoch war — ich muß dies unumwunden aussprechen — gerade die persönliche Berührung mit den Bischöfen, die mir wiederholt zu Teil wurde, für mich eine Quelle schmerzlicher Enttäuschung. Nicht als ob ich mir herausnehmen wollte, an den hohen persönlichen Eigenschaften dieser Männer den geringsten Zweifel auszudrücken, sondern nur deßhalb, weil ich sie, vielleicht mit einziger Ausnahme des Bischofs Greith von St. Gallen, in beschränktester Kulturkampfsstimmung befangen zu sehen wohl nicht mit Unrecht glaubte. Tief peinlich

war mir dies an Bischof Emanuel v. Ketteler, von dem ich nach seiner ganzen Vergangenheit eine außerordentlich hohe Meinung hegte. Seine hirtenamtliche Thätigkeit war eine ebenso echt apostolische, wie sein schriftstellerisches Wirken ein hoch bedeutsames; während des vaticanischen Concils war ich zwar vaticanischer gewesen als er, allein ich hatte gleichwohl den Mut und Patriotismus bewundert, mit welchem er gerade in jener Krisis aufgetreten war, und für welche er bei den Staatsgewalten in Deutschland nichts weniger als eine gerechte Anerkennung gefunden hat. Mit tiefer Ergriffenheit hörte ich seine gewaltigen Predigtworte durch das weite Münster erschallen; man mußte ihn bewundern, wie er schon vom frühesten Morgen an unablässig sich den Anstrengungen des Beichtstuhls widmete. Allein, so wie ich ihm in näherem Gespräche, teils zuhörend teils selbst mitsprechend, näher trat, drängte sich mir immer und immer wieder die Ueberzeugung auf, daß er trotz alledem über die mittelalterliche Auffassung des Katholicismus nicht hinausgekommen sei, und daß namentlich der „Kulturkampf" seinen Geist förmlich aus den Fugen gehoben habe. Ich empfing den ganz bestimmten Eindruck, daß dieser herrliche, vornehme, geistreiche Mann keine Lebensaufgabe mehr habe, und so wenig ich mir diesen Eindruck zu enträthseln vermochte, ebenso wenig vermochte ich seiner los zu werden. Meine Vorahnung ist leider durch den so frühen Tod des edlen Mannes († 13. Juli 1877) in traurigster Weise erfüllt worden; ich bin überzeugt, daß Kettelers Gesundheit schon im Spätjahre 1876 innerlich gebrochen war. Er hat den Zusammen-

sturz der katholischen Hierarchie in Preußen nicht zu verschmerzen gewußt; und das Bewußtsein seines bedeutungsvollen Anteils an der Verantwortlichkeit für das Auftreten der preußischen Bischöfe mag um so schwerer auf seiner großen Seele gelastet haben, als er sich bei seinem klaren Verstand unmöglich verbergen konnte, daß allerdings *nicht* die *Kirche* als solche, wohl aber der *preußische Episcopat* die *Schlacht verloren* habe. Denn, wer flieht, ist nie Sieger.

Was meine geringe Person betrifft, so hatte ich mich von den Vorbereitungen zum Feste gänzlich ferngehalten, und würde mich vollständig auf meine bescheidene Privatandacht beschränkt haben, wenn nicht das Festcomité an mich das Ersuchen gerichtet hätte, bei dem officiellen Festmahl, welches am Donnerstag den 30. November über vierhundert geistliche und weltliche Festgenossen im großen Saale des Inselhotels, dem früheren Kirchenschiff des Dominicanerklosters, vereinigte, die versammelten Bischöfe zu begrüßen. Diesem Wunsche entsprach ich mit herzlicher Bereitwilligkeit, weil ich dadurch Gelegenheit fand, bei einer so festlichen und denkwürdigen Veranlassung vor so vielen hochgestellten und geistreichen Zuhörern einzutreten für meine Ideen der *Mäßigung* und der *Versöhnung*. Das ist der Grund, weßhalb die Sache hier zur Sprache kommt. Die Worte, welche ich damals in hochgestimmten Augenblicken gesprochen habe, sind vom Münsterpfarrer Brugier in seiner ausführlichen Festschrift (Das 900jährige Jubiläum des heiligen Konrad. Von G. Brugier, Münsterpfarrer. Freiburg, Herder. 1877.) vollkommen

richtig dem Druck übergeben worden. Sie lauteten also:

„Hochwürdigste Kirchenfürsten!

Hochansehnliche Festversammlung!

Jegliches menschliche und irdische Ding ist der Gefahr des Mißbrauchs unterworfen. Auch das festliche Zusammensein bei heiterem Mahle kann mißbraucht werden und ist schon mißbraucht worden, um durch Ton, Sitte oder Rede Andersdenkende zu kränken, zu demütigen oder auszuschließen.

Nicht also bei uns. Und daß es bei uns nicht so ist, das kommt nicht etwa daher, daß wir im Augenblicke nicht unter die besonders Begünstigten der Erde gehören, sondern es rührt vorzugsweise her von der Wesenheit, von der innersten Natur und Würde der Dinge und der Personen, welchen bei uns die festliche Freude gilt. Ja, es ist ein erhabener, herrlicher Mann, dem unser ganzes Fest geheiligt ist. Wie die Grabkapelle des hl. Konrad jetzt vor uns steht im glänzenden Schmuck hoher, kirchlicher Kunst, ein bleibendes Ehrendenkmal für den Pfarrer, der sie gedacht, für die Künstler, die sie geschaffen und ausgeführt, ähnlich, nur noch verklärter und himmlischer, steht vor den Augen unseres Geistes das Bild des hl. Konrad selbst. Es ist nicht meine Aufgabe, ihn dieser Versammlung zu schildern. Nur ein Wort sei mir erlaubt: er war in seinem ganzen Wesen und Charakter ein wahrhaft vornehmer Mann, ein priesterlicher und königlicher Held, an dessen Grab verehrungsvoll zu stehen auch die Fürsten und Könige des neunzehnten Jahrhunderts sich nicht schämen durften. Seine erhabene Gestalt ist umstrahlt

vom Glorienscheine der Vergeistigung und sittlichen Vollendung, welchen unsere Kirche bezeichnet mit dem Worte: Heiligkeit.

Und in die himmlischen Regionen der Heiligkeit ist der große Konrad eingetreten durch die Vorhalle des Bischoftums, des Episcopats. Ein Bischof war er, und ein deutscher Bischof. Darum ist auch bei seinem Feste und an seinem Grabe so glänzend und so zahlreich vertreten der Episcopat.

Groß und herrlich steht in diesem Augenblick vor meiner Seele der Episcopat der gesammten katholischen Kirche, unerschütterlich bewahrend das ihm anvertraute heilige Gut des geoffenbarten, göttlichen Glaubens, mildernd und besänftigend den Feuereifer Einzelner, so recht mitten hineingestellt in die goldene Mitte der ewigen Wahrheit. Und kein Episcopat in der Geschichte hat diese seine große, weltgeschichtliche Aufgabe besser verstanden und gelöst, als gerade der Episcopat des deutschen Namens und der deutschen Zunge.

Auch unserem Feste hat die Anwesenheit unserer Bischöfe so recht eigentlich die höhere Weihe erteilt; sie hat es hoch empor gehoben über die Sphäre der Alltäglichkeit, sie hat ihm eine tiefere, eine bleibendere Bedeutung für uns gegeben, als wir aus eigener Kraft und ohne unsere Oberhirten sie hätten entwickeln und begreifen können. Von St. Gallen, Chur und Feldkirch, bis wohin einst der Hirtenstab des hl. Konrad waltete; von Augsburg, woher ihm durch seinen großen Freund, den hl. Ulrich, die Bischofsweihe kam; von Mainz, der eigentlichen Mutterkirche unserer Diöcese, und von Freiburg, wohin durch die Schickungen Gottes

der Schwerpunkt der früheren Diöcese Konstanz verlegt worden ist, von allen Seiten sind diese verehrten Oberhirten herbeigeeilt, um sich mit uns zu erfreuen und zu stärken, um zu beten mit uns und für uns, aber auch um zu arbeiten für unsere heilsbegierigen und heilsbedürftigen Seelen, die wir ja der großen Mehrzahl nach zu schwach und zu erdhaft sind, um irgend vorwärts zu kommen ohne die beständige Wirkung einer Triebkraft von außen.

So ist dieses Fest geworden zu einem lebendigen Denkmal der geistigen Gemeinschaft zwischen dem katholischen Volke und den Fürsten seiner Kirche, von denen wir gesehen und erlebt haben, wie sie leben in und mit dem Volke, wie sie es verstehen, wie sie mit ihm beten.

Und diese erfreuliche Thatsache, daß es so vielen verehrten und geliebten Oberhirten vergönnt war, unter dem Schutze unseres Landesfürsten das herrliche Fest mit uns zu begehen, sie möge uns eine Bürgschaft dafür sein, daß auch manche Wolke, die jetzt noch den Horizont der Zukunft umhüllt, sich wieder zerstreuen und uns enthüllen wird den Bogen des Friedens. Es möge uns diese Thatsache bestärken in der lauteren, milden Gesinnung, mit welcher wir diese Tage begehen als ein Fest der Liebe und des Friedens nach allen, allen Seiten.

Erheben wir uns also über jede Trübung des Momentes, geben wir uns ganz dem ungestörten Glücke der erlaubten, frohen Stunde hin. O, daß wir unseren Kirchenfürsten mit rechter Freudigkeit darbieten möchten, was wir ihnen allein zu geben vermögen als Andenken an diese Stunden. Erlauben Sie mir, das Wort des

hl. Apostels in den Mund zu nehmen: „Gold und Silber habe ich nicht, was ich habe, das gebe ich Euch.“ Und lassen Sie mich als Mund und Zunge und Werkzeug für alle Anwesenden und aus Ihrer Aller Herzen heraus sagen:

Wir geben unsern Kirchenfürsten, was wir haben: unsere Verehrung, unsere herzliche Liebe, unseren treuen Gehorsam in den Angelegenheiten ihres heiligen Amtes. Zu ihren Füßen legen wir nieder das Versprechen der Treue für die heilige Kirche, für ihren Glauben, für ihre Interessen.

Und so möge denn dieses Jubelfest des hl. Konrad für Sie alle, hochwürdigste Kirchenfürsten, ein Lichtblick sein und bleiben in dieser ernsten Zeit, in den Kämpfen und Mühen Ihres erhabenen Amtes! Möge es für Keinen von Ihnen eine Quelle der Enttäuschung geworden sein, sondern möge es in Ihren bischöflichen Herzen die frohe, beglückende Ueberzeugung vermehrt und bestärkt haben, daß das katholische Volk, wie überhaupt, so auch in dieser alten Bischofsstadt und in ihrer näheren und weiteren Umgebung, den katholischen Glauben und das katholische Bewußtsein nicht verloren hat, sondern trotz aller Verdunkelungen im wogenden Gang der Zeiten und Ereignisse Glauben und Bewußtsein festhält in wesentlich treuer und guter Gesinnung.

Golden und rein, wie der Wein, der in unseren Gläsern perlt und funkelt, golden und rein, wie das gesegnete Andenken des hl. Konrad, ja, golden und rein sei die Empfindung und Gesinnung unserer Herzen, mit welcher ich Sie einzustimmen bitte in den begeisterten Ruf: Unsere hochwürdigsten Oberhirten und Kirchen-

fürsten, unsere hochgefeierten Festgäste, unsere Bischöfe, sie leben hoch!“

Unter den Vorwürfen und Anklagen, welche seit einigen Jahren aus dem katholischen Heerlager gegen mich erhoben worden sind, stand in erster Reihe die Behauptung, ich sei der Kirche gegenüber anders geworden und suche nun meine Vergangenheit hintennach künstlich zurechtzulegen, um sie in dieser gefälschten Form in Einklang zu bringen mit meiner Gegenwart. Hier liegt nun ein öffentlicher Act vor, an dem Nichts zu deuteln ist. Mitten in einer religiös hoch erregten Menge von Priestern und teilweise noch viel erregteren Laien, vor bald sieben Jahren, unter den schmerzlichsten Eindrücken des wildesten Kulturkampfes, war der deutsche Name und die deutsche Zunge, war der Schutz des Landesfürsten und der Bogen des Friedens, war Liebe und Frieden nach allen, allen Seiten Gegenstand, Zweck und Grundton meiner Gesinnungen und meiner Worte. So bin ich damals gewesen und so bin ich heute noch; allerdings die Ueberzeugung, daß mit dem Ultramontanismus kein Friede möglich ist, hat sich in der Zwischenzeit bei mir zur vollen Klarheit ausgebildet; allein jeder echte Ultramontane wird zugeben, daß die oben wiedergegebene Ansprache das entschiedenste Gegenteil ultramontaner Gesinnung und Ausdrucksweise ist.

Auch Bischof Ketteler scheint dies gefühlt zu haben; in seinem Toast auf die Stadt Konstanz verglich er in einer für meine Beurteilung seines Geisteszustandes sehr bezeichnenden Weise die kirchlichen Feste des zehnten Jahrhunderts mit demjenigen, welches wir feierten,

und aus seiner Anerkennung des letzteren tönte in vernehmlichen Accorden die schmerzliche Sehnsucht nach den ersteren hervor: ich empfand die ganze Weite der tiefen Kluft, welche mich von diesem so verehrungswürdigen Manne zu meinem größten Leidwesen trennte.

Des Bischofs etwas bittere Betonung der Thatsache, daß im Mittelalter auch die Könige an solchen Festen Anteil genommen hätten, enthielt zudem eine von ihm jedenfalls nicht beabsichtigte Ungerechtigkeit. Denn schon vor seiner Rede hatte der Münsterpfarrer, an meine Worte anknüpfend, in der Festversammlung ein Schreiben vorgelesen, das ich hier gleichfalls wiedergebe, weil es die erste Kundgebung der badischen Staatsregierung war, aus welcher ich die Hoffnung auf Wiederherstellung des kirchlichen Friedens in meinem engeren Vaterlande, dem Großherzogtum Baden, schöpfen konnte und wirklich geschöpft habe.

Das an den Herrn Erzbistumsverweser v. Kübel gerichtete Schreiben lautet:

Hochzuverehrender
Hochwürdigster Herr Bischof!

Seine Königliche Hoheit, der Großherzog, haben mich gnädigst beauftragt, Euer Hochwürden mitzuteilen, daß Allerhöchst denselben durch den derzeitigen Münsterpfarrer zu Konstanz, Herrn Stadtpfarrer Brugier, in sehr freundlicher Gesinnung der Wunsch ausgesprochen worden sei, daß Seine Königliche Hoheit an der Jubelfeier des hl. Konrad Sich persönlich beteiligen möchten. Seine Königliche Hoheit vermögen dies zwar nicht auszuführen, nehmen aber einen warmen Antheil an der Bedeutung dieser Feier, welche für die Katholiken

des Landes von besonderem Werte ist. Es ist Seiner Königlichen Hoheit erwünscht, Euer Hochwürden diese Allerhöchste Teilnahme kund geben zu lassen, noch so lange, als die Festwoche dauert, damit Euer Hochwürden und die Teilnehmer an diesen festlichen Tagen Allerhöchst Seine landesväterliche Gesinnung an dem Orte erfahren, der für dieses historische Ereigniß so bedeutungsvoll ist.

Genehmigen Euer Hochwürden auch bei diesem Anlaß den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Euer Hochwürden

ergebenster

Stösser,

Präsident des Großherzoglichen Ministeriums des Innern.

Karlsruhe, den 28. November 1876.

Und mit diesem Schreiben, welches nicht mehr von Minister Jolly unterzeichnet und nicht in seinem Stil geschrieben war, nehme ich Abschied von dem denkwürdigen Konradi-Feste, und wende mich am Schlusse meiner Erzählungen aus dem Jahre 1876 einem Ereigniß zu, welches zwar schon einige Monate früher stattgefunden hatte, jedoch als Uebergang zu einer neuen Wendung meiner Schicksale erst jetzt zur Besprechung kommen kann.

Siebente Tagreise.

Morgenröthe.

26. Ministerwechsel in Baden. 27. Trübe Tage. 28. Einsame Arbeit. 29. Morgendämmerung. 30. Zukunftsplane. „Sterne und Blumen.“

26. Großherzog Friedrich hatte unterm 25. September 1876 das Ministerium Jolly-Freydorff entlassen. Das Leben unter diesem Ministerium während der sieben Jahre seit dem Krieg war für mich keine Kleinigkeit gewesen; denn ich war buchstäblich der einzige Staatsdiener im Lande, der fortwährend als ausgesprochener und unversöhnlicher Gegner der Regierung galt. Ich bin um meiner religiösen Ueberzeugung willen von der öffentlichen Gewalt niemals verfolgt worden; die Teilnahme an allen öffentlichen Kundgebungen kirchlichen Lebens hat mir niemals, auch unter dem Ministerium Jolly nicht, auch nur die geringste Unannehmlichkeit gebracht. Nur suchte man bei mir längere Zeit politische Bestrebungen, die gar nicht vorhanden waren. So wurde einmal, als ich auf einer „Freien Conferenz“ die anwesenden Priester darauf hingewiesen hatte, daß sie, ohne mit den Staatsgesetzen in Widerspruch zu kommen, die katholischen Grundsätze

aufs Entschiedenste verteidigen könnten, eine Untersuchung gegen mich eingeleitet, als ob ich zur Umgehung der Gesetze aufgefordert hätte. Es kam aber Nichts dabei heraus. Abgesehen von solchen einzelnen Vorkommnissen muß ich sogar zugeben, und ich thue das sehr gerne, daß jener Cisterziensermönch im Kloster Mehrerau bei Bregenz vollkommen Recht hatte, der mir einmal mit Bezug auf die badischen Zustände unter Jolly Folgendes gesagt hat: „Ihr Minister mag ein strammes und kirchenfeindliches Regiment führen; aber der Hinblick auf das, was der Kreisgerichtsrat Baumstark unter diesem Regiment zu sagen und zu thun im Stande ist, beweist nicht nur eine gewisse Charakterstärke dieses Letzteren, sondern auch immerhin ein gewisses Maß von Freiheit". Das erkenne ich als vollkommen richtig an, und ich behaupte weiter, daß sehr viele ministerielle Fehler in der Welt nicht vorkommen würden, wenn die Charaktere etwas weniger dünn gesäet wären.

Immerhin ist es für einen einzelnen Mann eine harte Sache, in öffentlichem Amte so dazustehen, wie es mir beschieden war, besonders dann, wenn ein solcher Mann mit den Seinigen von seinem Amte zu leben hat und zu alt ist, um noch einen neuen Lebensberuf ergreifen zu können. So wenig ich also über den Minister Jolly klage, der mich gar nicht anders betrachten konnte, als er mich betrachtet hat, und so wenig ich Ursache hatte, irgend Etwas zu hoffen, so war ich doch natürlicher Weise über Jollys Entfernung erfreut, weil ich sie nur als einen Wendepunkt zum Besseren, als einen Uebergang zum Frieden auffassen konnte.

Ueber die Frage, welche Gründe den Sturz des

Ministeriums Jolly herbeigeführt haben, sind verschiedene Lesarten und Meinungen verbreitet. Ich für meinen Teil erlaube mir die Behauptung, daß es wesentlich die Behandlung der kirchenpolitischen Dinge war, an welcher die stolzen Wogen seines Regiments sich brachen. Er hatte auf diesem Gebiet bei aller hohen geistigen und rednerischen Begabung und bei aller wissenschaftlichen Ausbildung ganz entschieden nicht den Gleichmut und die Selbstbeherrschung eines echten Staatsmannes; ja man darf wohl sagen, daß ihm in kirchlichen Dingen förmlich der „Gaul durchging".

Insbesondere war dies der Fall in der Frage der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Freiburg i. B. Jolly verlangte nicht etwa nur, daß der zum Erzbischof zu Erwählende vor seiner staatlichen Anerkennung Folgendes zu schwören habe:

„Ich schwöre und verspreche bei den hl. Evangelien Gottes Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden und Allerhöchst Ihren Nachfolgern, sowie den Gesetzen des Staates Gehorsam und Treue. Ferner verspreche ich, kein Einverständniß zu unterhalten, an keiner Beratschlagung Teil zu nehmen, und weder im In- noch im Auslande Verbindungen einzugehen, welche die öffentliche Ruhe gefährden, vielmehr wenn ich von irgend einem Anschlag zum Nachteil des Staates, sei es in meiner Diöcese oder anderswo, Kunde erhalten sollte, solches Sr. Königl. Hoheit zu eröffnen."

Im Anschluß an diesen Eid verlangte der Minister vielmehr weiter, mit folgender Begründung:

„aus dem völlig unumschränkten und vorbehaltlosen Wortlaut der eidlichen Beteuerung sei

> zu entnehmen, daß durch dieselbe der Schwörende sich bestimmt und feierlich verpflichtet, den Gesetzen und rechtsgiltig erlassenen Anordnungen des Staates schlechthin Gehorsam zu leisten, ohne daß aus irgend welchen anderen Verhältnissen oder Beziehungen eine Einwendung oder Einschränkung abgeleitet werden könnte,"

von dem zu Erwählenden noch einen schriftlichen Revers dahin:

> „daß er bereit sei, den staatlich vorgeschriebenen Eid zu leisten und demgemäß alle Gesetze des Landes und des Reiches, die rechtsgiltig erlassenen Anordnungen der Staatsgewalt und desgleichen sämmtliche Gesetze und rechtsgiltig erlassenen Anordnungen der zur oberrheinischen Kirchenprovinz vereinigten Staaten, denen das gleiche Recht wie unserm Staate zusteht, zu befolgen, Alles in dem oben näher entwickelten Sinne."

Der Minister hat den gegen ihn erhobenen Vorwurf, daß er bei dieser Handlungsweise die vorbedachte Absicht gehabt habe, eine Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles unmöglich zu machen, als grundlos abgewiesen; und da er seiner Absichten bester Kenner selbst sein wird, soll von solchem Vorwurf keine Rede sein. Thatsache ist, daß Männer voll Weisheit, Mäßigung und Friedensliebe, wie z. B. Haneberg, Dieringer, Hefele, Orbin einstimmig sich geweigert haben, auf das Ansinnen des Ministers einzugehen, und man wird sicherlich die Behauptung wagen dürfen, daß der erzbischöfliche Stuhl auch heute noch nicht besetzt wäre, wenn die Regierung den Jolly'schen Revers

und die demselben zu Grund liegende Eides-Auslegung nicht einfach hätte fallen lassen. Allein mit diesem Revers und mit der Suspendirung der erzbischöflichen Dotation begnügte sich Jolly nicht, sondern die erzbischöfliche Frage reizte ihn mehr und mehr, so daß er in der Sitzung der zweiten Kammer vom 30. März 1876 sich in das nach aller Menschen Erfahrung stets gefahrvolle Prophetenamt verstieg und pathetisch versicherte, daß es „ohne den (von ihm geforderten und interpretirten) Eid auf keinen Fall einen Erzbischof geben werde."

Diese Vermessenheit hat sich an dem Sprecher gerächt: ein halbes Jahr nach dieser Rede war er nicht mehr Minister, und hat es seither trotz wiederholter Versuche und Anläufe zu keinerlei öffentlicher Wirksamkeit mehr zu bringen vermocht, ungeachtet seiner zweifellosen Talente. Dagegen ist der Bischofsstuhl in Freiburg besetzt, zur größten Zufriedenheit der staatlichen und kirchlichen Gewalt, ohne Revers und ohne Commentar.

Ne quid nimis! —

Nach diesen Vorgängen und unter diesen Umständen war es für mich nicht zweifelhaft, was ich von dem Ministerwechsel zu denken hatte. Offenbar war es der entschiedene Wunsch des Landesherrn, in seinem Lande und unter seinem Volke den religiösen Frieden wieder hergestellt zu sehen — nicht um jeden Preis, aber auf eine gerechte und billige Weise. Diese Hoffnung habe ich seit 1876 beharrlich festgehalten, und sie ist keineswegs getäuscht worden.

Der neue Minister des Innern, v. Stößer, war in Konstanz Amtsvorstand gewesen, während ich am gleichen

Ort als Richter thätig war; ich hatte ihn als eifriges Mitglied der nationalliberalen, er mich als solches der ultramontanen Partei gekannt und beurteilt; persönlich waren wir uns vollständig fremd geblieben. Der neue Justizminister Dr. Grimm, bisher Anwalt in Mannheim, war von der Universität her mit mir bekannt; allein er war Berichterstatter der liberalen Kammermehrheit über das Stiftungsgesetz vom Jahre 1869 gewesen, während ich gegen eben dieses Gesetz Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen suchte. Ich hatte also an diesen beiden neuen Persönlichkeiten zunächst nicht den geringsten Anknüpfungspunkt für meine kirchenpolitischen Bestrebungen. Immerhin war es mir nicht entgangen, daß beide Männer seit einiger Zeit im Rufe besonderer Mäßigung standen; v. Stösser war sogar aus der nationalliberalen Kammerfraction förmlich ausgetreten. Es war offenbar ein Umschwung, und zwar ein Umschwung zum Besseren.

Zu meiner großen Ueberraschung, und ohne daß ich in Wort oder Schrift oder leisester Andeutung das Geringste dazu gethan hätte, erfolgte im Januar 1877 meine Beförderung zum Mitglied des Appellationssenats in Konstanz, d. h. die Ernennung zum Collegialrichter zweiter Instanz. Durch diesen Act waren die zahlreichen Zurücksetzungen der letzten sieben Jahre aufgehoben und ich trat im Dienstalter und Rang auf einmal wieder all' Denen voran, die in der Zwischenzeit mich überflügelt hatten. In jüngeren Jahren hätte mich dies freuen können, jetzt ließ es mich gänzlich kalt. Ich empfand dankbar die freundliche Gesinnung und unparteiische Gerechtigkeit der Regierung, die mir nach

so langer Zeit schweren Druckes wieder die erste Anerkennung spendete; allein ich fühlte, daß es zu spät war. Die Stacheln des Ehrgeizes, welche früher in meinem Herzen gewurzelt haben können, waren in langdauernder Schule der Abtödtung ausgerissen bis auf die letzte Faser. Mir schien, daß die Versetzung in eine höhere Instanz mich nur in noch höherem Grade von der lebendigen Wechselwirkung mit den Menschen und ihren Interessen losreißen könne, als dies ohnehin mit dem Collegialrichtertum verbunden ist. Gewiß bin ich der Letzte, der Vernunft und Wissenschaft verachtet; allein die abstracte und teilnahmlose juristische Wissenschaft entspricht nicht sehr meinen Gemütsanlagen, und ich habe die beste Befriedigung im amtlichen Beruf stets dann empfunden, wenn ich durch Vergleich, Versöhnung, oder sonstiges unmittelbares und fürsorgendes Eingreifen in die Lebensverhältnisse meiner Mitmenschen denselben irgend eine Wohlthat zu erweisen im Stande war. Das mag nicht sehr wissenschaftlich sein, aber es war meine Liebhaberei; und das Richteramt erster Instanz hatte mir auch in den trübsten Jahren manchen derartigen Trost gewährt. Um emporzusteigen, würde ich in jüngeren Tagen diese menschenfreundliche Leidenschaft vielleicht zu vergessen gesucht haben: jetzt war mir das Emporsteigen selbst so völlig gleichgiltig geworden, daß ich keine Hand darum kehrte; ich nahm den neuen Platz, auf welchem ich in kühler Temperatur empfangen wurde, mit noch viel kühlerer Stimmung ein.

Von hohem — aber nur innerem — Werte war mir dagegen die Erfahrung, welche ich machte, als ich

nach vielen, vielen Jahren, der Sitte folgend, dem Landesfürsten persönlich meinen Dank aussprach. Der Großherzog zeigte keinen Rest von Erinnerung an das zweifellos Unangenehme, was er bisher an mir erlebt hatte, und da ich mir bewußt war, von seiner Huld für mich persönlich gar Nichts zu begehren, so bezog ich mit voller und reiner Freude sein hochherziges Vergessen und seine schonende Milde auf die Sache, der ich gedient hatte und fernerhin zu dienen unveränderten Willens war. Zu dieser Auslegung gab mir zweifellos der fürstliche Herr keinerlei bestimmtes oder ausgesprochenes Recht, allein ich war fest überzeugt, daß ich ihn nicht beleidige, wenn ich sie dennoch festhalte.

27. Ich setzte zunächst neben dem neuen Amt meine schriftstellerische Wirksamkeit bei abnehmender Kraft und in ruhigerem Tempo fort, indem ich mich außer der Teilnahme an der „Alten und neuen Welt" und der Correspondenz in den americanischen „Wahrheitsfreund" darauf beschränkte, für die neubegründete „Görres-Gesellschaft" ein kleines, aber Wort für Wort wohlbedachtes und reif erwogenes Büchlein über „die spanische Nationalliteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige" zu schreiben.

Ich glaube, daß ich mit dem Urteil der sachverständigen Kenner über diese Arbeit wohl zufrieden sein darf; allein im „ultramontanen Deutschland" zog auch sie nicht mehr. Mit spanischen Studien hatte ich im Jahre 1867 meine schriftstellerische Laufbahn begonnen, und in allem Kampf der Tagesfragen hatte ich mich immer von Neuem zu dieser Fundgrube von Poesie und

Lebenslust geflüchtet. Als man späterhin im Jahre 1882 mich vom politischen Schauplatz zu verdrängen suchte, wies man mich darauf hin, ich hätte niemals „das Gebiet der spanischen Literatur verlassen sollen, auf dem ich mir so schöne Verdienste erworben hätte". Als ich aber im Jahre 1877 im festen Rahmen gereifter Selbstbeschränkung zum ersten Male Etwas darbot, das ich selbst für gediegen glaubte halten zu dürfen, da machte ich die Erfahrung, daß man das ruhige und ernste Urteil gering achtete, weil der Mann, von dem es kam, zum Frieden riet, während man zehn Jahre vorher die jugendlichen spanischen Unbesonnenheiten des nämlichen Mannes in den Himmel erhoben hatte, bloß weil man in ihm einen Heißsporn erster Klasse zu gewinnen hoffte. In der That, man hatte einen Soldaten in mir gesucht, und hatte einen Einsiedler gefunden; man hatte Kanonenfutter aus mir zu machen gehofft für das Schlachtfeld des Kulturkampfes und für die selbstsüchtigen Zwecke Solcher, die im Hinterhalte versteckt blieben, und man fand einen Menschen von zunehmendem Bewußtsein seines Selbstzweckes.

Diese Erkenntniß und Erfahrung traf zusammen mit vielerlei schmerzlichen Wahrnehmungen, die ich im engeren Kreise meines täglichen Konstanzer Lebens zu machen hatte, und die ich übergehen will, weil sie mich zu Persönlichkeiten verleiten könnten, die weitab liegen von dem Zwecke dieser Schrift. Doch muß und darf ich sagen, daß der Kreis von Menschen, bei welchen ich Liebe und Teilnahme für mich entdeckte, immer enger ward, je klarer sich meine Lossagung von der extremen Parteiherrschaft herausstellte, und daß mir selbst die

rein menschenfreundliche Wirksamkeit im Vincentius-Verein verleidet und vergällt wurde, als ich sogar auf diesem Gebiete die vergiftenden Wirkungen des Ultramontanismus nicht mehr zu verkennen oder zu übersehen vermochte.

Und jetzt senkte sich immer mehr eine schwere Prüfung auf mich herab: ich fühlte meine Gesundheit zusammenbrechen, sah meine Kraft zerrinnen wie in einem Sieb, oder ich glaubte es wenigstens. Lang anhaltende Gerichtssitzungen waren nie meine Leidenschaft gewesen; jetzt aber empfand ich schon nach kurzer Dauer derselben eine Anstrengung und Erschöpfung, unter der ich oftmals fast zusammensank; auch bei ruhiger, häuslicher Arbeit war ich nach geringen Leistungen schon zu Ruhepausen genötigt. Alles körperliche Elend der Jahre 1869 und 1870 kehrte in verstärktem Grade wieder, und meine Hoffnung, daß jene Zustände ein für allemal besiegt seien, erwies sich als eitel. Ich erinnere mich eines Augenblicks, wo ich während einer Sitzung zu schwach wurde, um nur eine Feder in der Hand halten zu können, und wo ich unter dem Gefühl namenlosen Jammers mich förmlich gewaltsam an die Pflicht erinnern mußte, für Frau und Kind zu leben, um mir nicht geradezu den Tod zu wünschen. Mehr als einmal mußte ich wegen plötzlichen Unwohlseins die Sitzung verlassen; oft war ich genötigt, mich auf dem Heimwege an den Mauern zu halten, um nicht umzusinken; in den meisten Fällen hielt ich mich nur durch Anwendung medicinischer Mittel, namentlich des Chinin, aufrecht. In der ersten Zeit dieses Zustandes glaubte ich, durch religiöse Gesinnung und Ergebung in mein Schicksal

den Sturm beschwören zu können. Als sich aber die sittliche Diätetik ebenso erfolglos zeigte, wie die körperliche und wie die Arznei, da stieg die dunkle Wolke des Unmuts wie ein beißender Rauch in meinem Innern empor, und mein Dasein ward vergiftet. Ich wurde gereizt und verlor die Kraft, den gewöhnlichen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens Trotz zu bieten; selbst der bisher so reine Himmel des häuslichen Glückes wurde mir getrübt.

Es ist wahr, daß ich dabei niemals aufhörte zu arbeiten, sowohl im Amt als außer demselben; die Arbeit war mir zur Natur geworden, und ohne sie fühlte ich mich doppelt elend; aber was ich leistete, das geschah unter Kreuz und Leiden.

Die einzige Hilfe, welche sich stets bewährt hat, wenn ich sie recht und aus vollem Herzen suchte, habe ich gefunden am Fuße des heiligen Kreuzes; und so oft ich hier keinen Trost fand, war die Schuld auf meiner Seite, entweder weil ich nicht recht suchte, oder weil ich durch persönliche Fehler und Sünden mich der Hilfe unwürdig gemacht hatte. Aber in keinem, auch in keinem einzigen Augenblicke dieser langen Zeit hat meine Liebe zum Christentum gewankt; in keinem einzigen Augenblicke habe ich bereut, zur katholischen Kirche gelangt zu sein, und bei der unter den gegebenen Umständen wohl gerechtfertigten Erwägung eines baldigen Lebens-Endes empfand ich nicht nur keinen Schmerz in dem Gedanken, mein einst so hoffnungsvolles Leben auf diese Weise geopfert zu haben, sondern ich fand Trost und Ruhe in der bestimmten Hoffnung, auch in der Todesstunde von dem Erlöser

des Menschengeschlechtes nicht verlassen zu werden. Die frohe und heitere Ansicht des Lebens, das feste Vertrauen auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit verdunkelte sich zwar in traurigen und kranken Stunden, aber sie blieb als Grundstimmung stets in meiner Seele zurück.

Auch diesmal sah man mir von meinem Elend äußerlich wenig an, und ich hatte in Folge dessen vielerlei Mißdeutung und schlimme Unterstellung zu erdulden, was natürlich nur zur Erhöhung meiner innerlichen Reizbarkeit beitragen konnte. Doch erwies sich die Regierung als durchaus wohlwollend, und ich erhielt im October 1877 einen sechsmonatlichen Urlaub, nachdem ein Wiederherstellungsversuch auf eigene Faust furchtbar mißlungen war.

Ich hatte nämlich, in gänzlicher Verkennung meiner Zustände, die Meinung angenommen, daß ich einer Stärkung und Neubelebung bedürfe, während in der That nicht irgend welche Anregung, sondern nur Herabstimmung und Beruhigung für mich notwendig war. Mein Arzt ließ mich gewähren, und so war ich im Sommer 1877 nach Gastein gegangen, wo ich einst beim Grafen Beust „gastirt" hatte. Allein gleich die paar ersten Bäder brachten einen so furchtbaren Sturm der Aufregung in meinem Blut- und Nervenleben hervor, daß ich einsehen mußte, für dieses Experiment sei es jedenfalls noch zu früh. Auf jener Reise trug ich, von unausgesetzter Todesangst in einem beständig zum Herz- oder Gehirnschlag neigenden Zustand gefoltert, beständig eine Brieftasche bei mir, in welcher ich mit großen Buchstaben meinen Namen und Wohnort eingetragen

hatte, damit im Fall meines plötzlichen Auslöschens meine Leiche sofort an den richtigen Bestimmungsort instradirt werde. Vor wenigen Tagen habe ich das im Lapidarstil gehaltene Reisetagebuch jener Wochen zufällig wieder gefunden und mich im Gefühle meines jetzigen Wohlseins gewundert, daß es einem lebendigen Menschen so zu Mute sein kann; dann habe ich es ins Feuer geworfen, um nicht ohne Not daran erinnert zu werden.

Allein auch die sechsmonatliche Urlaubszeit ging vorüber, und was sich in derselben ohne Zweifel gebessert hatte, das war bald wieder verflogen wie die Spreu vor dem Winde, und ich sah ein, daß ich mindestens für längere Zeit in den Ruhestand treten müsse. Es war dieser Entschluß bei der bevorstehenden Einführung der neuen Reichsjustizgesetze einem endgiltigen Verzicht auf jede weitere Laufbahn nahezu gleich zu achten, und er ist mir denn auch nicht gerade leicht geworden, um so weniger, als der Justizminister wie der Präsident meines Gerichtshofes, Beide gleich unbeirrt durch die Stimmen meiner Feinde, mich mit größter Freundlichkeit und anerkennender Rücksichtnahme zu halten suchten, und Ersterer mir sogar einen nochmaligen Urlaub von einem ganzen Jahr anbot, auch befriedigende Verwendung bei der künftigen Neuordnung der juristischen Dinge in Aussicht stellte. Die Handlungsweise beider Männer habe ich in dankbarem Herzen empfunden und aufbewahrt; auch war ich bestrebt, nach allen Richtungen hin in Ehre und in Frieden zu scheiden, sowie den Faden zwischen mir und der Staatsregierung für alle Fälle ja nicht abzureißen, weßhalb ich mein Gesuch aus-

drücklich auf die Pensionirung bis zur Wiederherstellung meiner Gesundheit beschränkte. Allein im Uebrigen war das Gefühl, daß eine Periode meines Lebens zu Ende sei, daß von ihr geschieden sein müsse, daß ich nicht Jahrelang volles Amtseinkommen beziehen dürfe, ohne dafür zu arbeiten, und daß ich nicht innerlich zur Ruhe komme ohne äußerlichen Abschluß, dieses Gefühl war von so überwältigender Macht, daß ich mich ihm unterwerfen mußte, um nicht zu Grunde zu gehen.

Im October 1878 entsprach der Großherzog meiner Bitte; ich brach meine Zelte ab, verließ dieses Konstanz, in welchem ich von Gott innerlich wie äußerlich die größten Wohlthaten dieses Lebens empfangen hatte, nach vollen vierzehn Jahren voll Lust und Leid, immer jedoch voll „großer Arebeit“, und ließ mich mit meiner Familie in dem Dorfe Kirchhofen am südlichen Fuße des Schönberges, zwei Stunden von meiner Vaterstadt Freiburg i. B., nieder.

28. Auch während dieses Jahres 1878 hatte ich, jede erträgliche Stunde ausnützend, mitten in Unruhe, Drangsal und Krankheitsgefühlen nicht aufgehört, zu studiren und die Ergebnisse meiner Studien schriftstellerisch zu verarbeiten. Ueber Radetzky, über Leopold den Heiligen von Oesterreich, über den hl. Corbinian, über den Dichter Jakob Balde, über den Markgrafen Jacob III. von Baden, über den großen Dominicaner Lacordaire wurden historische Essay's für die „Alte und neue Welt“ zu Stande gebracht. Auch mein alter und noch immer getreuer Verleger Herder, der unter eigenem schwerem Gesundheitskampf nicht geneigt war, an die Unerträglichkeit meiner Leiden zu glauben,

hatte mich noch keineswegs aufgegeben, sondern regte stets zu neuen Gedanken und Arbeitsplanen an. Es war mir dies erfreulich, weil ich immer noch glaubte hoffen zu dürfen, ich werde nach etwaiger Wiedererlangung meiner Gesundheit wenigstens meine literarische Stellung retten, wenn auch Staatsdienst und öffentliches Leben für immer verloren blieben. So war ich denn auf Herders Vorschlag eingegangen, eine Lebensgeschichte des berühmten englischen Kanzlers Thomas Morus zu schreiben, in meiner Thorheit nicht bedenkend, daß ich hier abermals in der gefährlichen Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts mich bewegte, wo neue Conflicte meiner historischen Auffassung mit den Machtgeboten des Ultramontanismus nicht ausbleiben konnten und auch nicht ausgeblieben sind. Ich hatte das Buch noch vollendet, ehe ich Konstanz verließ, und seine Veröffentlichung folgte meiner Uebersiedelung unmittelbar nach. Und jetzt saß ich denn in tiefster Einsamkeit auf dem Lande und schaute mich um, ob ich noch auf der Welt sei.

Ich konnte mir unmöglich verhehlen, daß ich damals schon verhältnißmäßig recht einsam geworden war, und ich empfand die bestimmteste Vorahnung, daß ich noch viel einsamer zu werden berufen sei. Die Zeiten heftiger Kämpfe sind nicht günstig für vermittelnde und auf das Wesen der Dinge gerichtete Naturen; der Einzelne mag zusehen, ob und wie er sich in diesem Zusammenstoß der Dinge behaupten mag; irdisches Behagen und zeitlicher Erfolg kann nur im Anschluß an Parteien erblühen. Freundlich und ehrenvoll hatten mich die Glaubensgenossen am vieljährigen Schauplatz

meiner Thätigkeit entlassen; aber sie vermißten doch nicht ungern den bereits als zweideutig Angefochtenen.

Kurz vor meinem Abschied hatte sich auch die Wirksamkeit in America unfreiwillig abgeschlossen. Der „Wahrheitsfreund" konnte sich, trotz des besten Willens seiner Redaction und des besitzenden Hauses, mit dem Ausdruck einer zweifellos katholischen Glaubensüberzeugung nicht begnügen; sein Publicum verlangte Centrumspolitik, und ich kämpfte in meinen Artikeln für das deutsche Reich. Die Americaner schwärmten für Pio Nono, während ich verkündete: „Papst Leo XIII. ist der Morgenstern, welcher Hoffnung strahlend hineinleuchtet in die Nacht des preußisch-deutschen Kulturkampfes." Man bat mich daher, meine Meinungsäußerungen so einrichten zu wollen, daß dieselben mit den Wünschen der Abonnenten nicht in zu entschiedenem Widerspruch ständen; es versteht sich von selbst, daß ich augenblicklich die während mancher Jahre geführte Feder niederlegte. Es war ein stiller Schmerz damit verbunden — doch sei's darum, denn andere standen bevor.

Ich kann jedoch nicht umhin, hier zu wiederholen, was ich an einem anderen Ort über die speciellen und unmittelbaren Gründe meiner americanischen Dienstentlassung wahrheitsgemäß erzählt habe, weil es eben sehr bezeichnend ist. Ich sagte (s. „Morgendämmerung im deutschen Reich" S. 23): „Seit manchen Jahren war ich Correspondent eines großen, weitverbreiteten, tadellos katholischen Blattes, das in Nordamerica erschien und welchem ich „aus Süddeutschland" etwa alle 14 Tage schrieb. Es war meine Aufgabe,

eine Art „Rundschau" über die Ereignisse und Zustände in Europa zu liefern; da war auch nicht eine hochpolitische Frage, die ich nicht mit kühnen und scharfen Zügen beleuchtet hätte. Dabei kam es mir sehr oft vor, in meinen auf eigenem Nachdenken beruhenden Ansichten nicht übereinzustimmen mit den Meinungen des blind commandirten, großen Haufens. Ich erlaubte mir, sowohl als Christ wie als Politiker die Russen lieber zu haben, wie die Türken; ich war zuweilen dem Grafen Andrassy viel weniger gewogen, als dem Fürsten Bismarck; ich konnte es nicht leiden, wenn ich katholische Staatsbürger in einer selbstgemachten, selbstgedichteten Welt der Einbildung leben sah, die in Wirklichkeit nirgends existirte; ich war mit der deutschen Centrumspartei keineswegs immer einverstanden. Ich erlaubte mir also wirklich Viel, und ich hörte auch einige Male gegen mich brummen; allein man las meine Sachen sonst gerne, und so legte sich das Gebrumm immer bald wieder.

Da bestieg Leo XIII. den Stuhl des heiligen Petrus; und gleich nach seinen ersten Regierungshandlungen und amtlichen Aussprüchen verkündete ich dem katholischen Volke Nordamerica's mit unverhohlener Freude, daß unter der Regierung dieses erhabenen Mannes und großen Hohenpriesters Hoffnung vorhanden sei auf eine friedliche Beilegung des unseligen kirchlich-politischen Kampfes in Mitteleuropa. Auf das hin erhielt ich sofort meinen Abschied; die katholische Lesewelt America's wollte Nichts mehr wissen von einem Manne, welcher durch seine Verherrlichung Leo's XIII. das Andenken Pius des Neunten ehrfurchtslos schädige; Redaction und Verlagshandlung konnten ihren europäischen Rundschauer

nicht mehr halten, er mußte dem Sturm des Unwillens weichen. Das that er denn auch ohne Zögern."

Als ich mich ländlich eingerichtet hatte, ging ich sofort wieder an die Arbeit. In meinem Thomas Morus gaben zahlreiche Stellen Anstoß, aus welchen hervorging, daß ich das Wesen des Christentums nicht verwechselte mit der Regierungspolitik des päpstlichen Hofes im sechszehnten Jahrhundert; es war deßhalb eine wahre Vermessenheit von mir, den Bischof Fisher zum Gegenstand einer unmittelbar darauf folgenden Studie zu machen. Wenn ich zurückdenkend erwäge, mit welcher Begeisterung und Liebe ich mich geschichtlicher Forschung zugewendet habe, dann fühlt mein Herz noch immer die vorübergehende Versuchung zur Bitterkeit. Denn zweifellos ist es, daß auf diesem Gebiete geistiger Thätigkeit dasjenige Maß von Eifer und Begabung, welches ich einbringen konnte, in ganz anderer Weise belohnt worden wäre, wenn ich mich in der Lage befunden hätte, mit meiner Ueberzeugung in einem anderen, als gerade in dem katholischen Lager zu sein. Hier aber verlangte man von mir Unterwerfung, und nur Unterwerfung; und mein schmerzlicher Aufschrei nach bedingungsloser Wahrheit ward nicht gehört oder nicht verstanden. Professor Kaulen hatte während einiger Zeit meine literarischen Bestrebungen in freundlicher Weise bibliothekarisch unterstützt; auch ihn machte Morus mir abwendig, und als er mir Fisher's sämmtliche Werke in einer für meine Arbeit ganz unschätzbaren Weise zur Verfügung stellte, geschah dies mit der gleichzeitigen Erklärung, daß er es kaum über sich bringen könne, die Thätigkeit eines Mannes von meiner Richtung

helfend zu begleiten. Und dennoch wird Jeder, der mein Buch über Fisher eines Einblickes würdigt, sich des Staunens nicht enthalten können über eine Stimmung, Geistesrichtung und Zeitlaune, für welche diese Gesinnung — nicht katholisch genug war.

Ganz ähnlich verlief es mit der Teilnahme an der neuen Bearbeitung des „Katholischen Kirchenlexikons", zu welcher auf Herders Veranlassung der damalige Professor und jetzige Kardinal Hergenröther mich eingeladen hatte. Ueber Cervantes, Calderon und Las Casas konnte ich noch meine Arbeiten liefern; dann aber war meine Trennung von der „kirchlichen Actionspartei" so weit vorgerückt, daß ich auch auf diese Mitarbeiterschaft ausdrücklich und vollständig verzichten mußte.

Noch vor dem Sommer 1879 sandte ich dem Bischof Fisher ein weiteres kleines Geschichtsbild nach durch eine nach spanischen Hilfsmitteln bearbeitete Biographie des Dominicaners Las Casas, des Freiheitsapostels der Negersklaven. Ich glaubte, mich diesmal ganz und ausschließlich auf dem Boden der christlichen Liebe zu bewegen: allein ich irrte mich. Der Geist der Freiheit ist es, der nicht verbannt werden kann aus meinem Leben und aus meinem Herzen; der Geist der Freiheit ist es, der unwillkürlich atmet aus Allem, was mir vergönnt ist zu schreiben; und gerade diesen Geist vermag die Partei nicht zu ertragen, welche nach Gottes Zulassung in unserer Zeit für die äußere Bewegung der katholischen Kirche maßgebend ist. Was Morus und Fisher verbrochen hatten, das konnte Las Casas nicht gut machen. Um den Lesern, welche das Buch über

Las Casas nicht kennen, mit wenigen Zeilen zu zeigen, in welchem Geist es geschrieben ist, will ich mir erlauben, die Schlußworte desselben hierherzusetzen. Sie lauten:

„1) Die katholische Kirche trägt keine Schuld an der blutigen Unterdrückung der Eingeborenen Americas unter spanischer Herrschaft.

2) Wenn einzelne Diener der Kirche sich dem politischen System der Eroberer beugten, so thaten sie es gegen den Willen und Geist der Kirche.

3) Die wahren Vertreter des kirchlichen Gedankens, des Christentums und damit zugleich der Menschlichkeit im spanischen America waren die Dominicaner und ihr hervorragendes Ordensmitglied Las Casas, der Bischof von Chiapa. Durch sie, durch ihn ward gerettet, was für spätere Jahrhunderte von der Geschichte Mittel- und Süd-Americas noch gehofft werden kann."

Allein solche Ideen und ihre begeisterte Vertretung und schwungvolle Darstellung sind in dem „ultramontanen Deutschland" unserer Tage nicht geeignet, einen Menschen zu retten, der nicht zu Windthorsts politischer Fahne schwört. Im Gegenteil: ich sollte bis auf die bitterste Hefe den Kelch leeren, welcher in unseren Tagen bestimmt ist für den römischen Katholiken, der zugleich ein Deutscher sein will.

Ich darf mir aber das Zeugniß geben, daß ich, sobald die Landluft mich wieder zu mir selbst kommen ließ, auch keinen Augenblick in meinen Bestrebungen gewankt habe. Das halbe Jahr, welches ich in dieser einsamen Abgeschiedenheit zubrachte, war für mich allerdings voll Kreuz und Leid teils durch unverschuldete Ver-

hängnisse, teils durch eigene Schuld und Leidenschaft; stets aber blieb meine Seele auf das hohe Ziel hin gerichtet, beizutragen zu dem Werke des Friedens für Kirche und Vaterland.

29. Schon im Frühjahr 1878 war Papst Pius IX. von hinnen geschieden. Er hatte mir dereinst seinen Segen gesandt mit den eigenhändigen Worten:

Diligens iustitiam in benedictione erit.

Mit demütigster Verehrung hatte ich diese Schrift an meine Lippen gedrückt, aber es war mir nicht möglich gewesen, nach Rom zu kommen; denn so gewiß ich mich im himmlischen Glauben und Hoffen Eins fühlte mit dem erhabenen Greis, ebenso klar erkannte ich, daß mehr als ein Erddurchmesser mich von ihm trennte in der Betrachtung unserer historisch-politischen Dinge. So habe ich denn freiwillig darauf verzichtet, dieser großartigen Persönlichkeit unseres Jahrhunderts ins Angesicht zu schauen, weil ich eben in kein Angesicht ohne Not mit dem Bewußtsein der Unwahrheit schauen mag.

Mit Leo XIII. war auf den Stuhl des heiligen Petrus ein Papst erhoben worden, der, mag nun geschehen, was da will, von vorn herein in dem Werke der Wiederherstellung des Friedens den Beruf seines Lebens und erhabenen Wirkens erkannt hat. Diese Wahrheit mag vorübergehend verdunkelt werden in den leidenschaftlichen Stürmen der Gegenwart: um so heller wird sie dereinst leuchten in den Büchern der Geschichte. Die widerstrebenden Mächte der Finsterniß und des Rückschritts mögen vielleicht — Gott weiß es, ich weiß es nicht — dieses Pontificat gerade für Deutschland zu einem minder fruchtbaren und erfolgreichen machen,

als sein erhabener Träger es gedacht hat und jetzt noch sicherlich wünscht. Welfische, polnische, kurz weltliche und irdische Strömungen jeder Art mögen ihr Aeußerstes thun, um die Wiederherstellung des richtigen und gottgewollten Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zu verhindern oder wenigstens hintanzuhalten. Aber Nichts wird mich und noch Viele außer mir irre machen in dem festen Glauben an die friedliebende Weisheit Leo's XIII. und in der Ueberzeugung, daß ihm in weit höherem Grad, als seinem Vorgänger, ein Verständniß des Wesens und der Bedürfnisse unserer Nation gegeben ist.

Unser neues Kirchenoberhaupt hatte gleich nach seiner Thronbesteigung in einem Schreiben an den Kaiser sein Bedauern ausgesprochen, nicht die guten Beziehungen vorzufinden, welche ehemals zwischen Preußen und dem heiligen Stuhle bestanden hatten. Die schmachvollen Attentate auf das Leben des Kaisers, deren zweitem derselbe beinahe als Opfer erlegen wäre, führten während der Krankheit Seiner Majestät eine Correspondenz zwischen dem Papst und dem deutschen Kronprinzen als damaligem Regenten herbei, in welcher der Letztere jedoch neben der Bereitwilligkeit seiner Regierung zur Versöhnung zugleich den Grundsatz aussprach: „kein preußischer Monarch werde dem Verlangen entsprechen können, die Verfassung und die Gesetze Preußens nach den Satzungen der römisch-katholischen Kirche abzuändern". Es mag hier vollständig dahingestellt bleiben, ob ein solches Verlangen von päpstlicher Seite jemals gestellt wurde; ebenso wenig wünsche ich zu erörtern, ob der Standpunkt des

kronprinzlichen Schreibens noch heutzutage in seiner vollen Schärfe aufrecht erhalten wird. Mir genügt es festzustellen, und es genügte mir schon im ersten Jahre der Regierung Leo's XIII., mitzuempfinden und klar zu erkennen, daß die große Mehrzahl der deutschen Nation, und nicht nur ihre Mehrzahl, sondern auch ihre Blüte und Auslese des religiösen Krieges und kirchlichen Haders von ganzem Herzen satt war, wie dies heutzutage in noch viel höherem Grade der Fall ist. Auch empfanden die Staatsgewalten gerade in jener Zeit der umsichgreifenden Socialdemokratie so recht lebendig, wie verkehrt es von ihrem eigenen Standpunkte aus ist, sich mit den Mächten des Unglaubens zu verbinden, und wie sehr im Gegenteil sie selbst des Bündnisses mit der staatserhaltenden Kraft des Christentums und der Kirche bedürftig sind — eine Einsicht, die nach aller menschlichen Voraussicht sich in den uns zunächst bevorstehenden Jahrzehnten noch sehr erheblich steigern wird.

Unter diesen Umständen war es im Jahr 1878 immerhin wieder so weit gekommen, daß Fürst Bismarck und der päpstliche Nuntius Msgr. Masella die bekannten, wenn auch äußerlich und zunächst erfolglosen Zusammenkünfte und Besprechungen in Kissingen hatten, und die öffentliche Meinung hielt fest an der Ueberzeugung, daß diesen ersten einleitenden Schritten einer rückläufigen und friedlichen Bewegung auch fernere Thaten nachfolgen und entsprechen würden.

Den päpstlichen Friedensbestrebungen stand die Centrumspartei in schroffster Haltung gegenüber, und ihr kühn gewordener Feldherr Dr. Windthorst vermaß sich sogar, in öffentlicher Parlamentssitzung

mit ganz unzweideutiger Hindeutung auf Leo XIII. es auszusprechen, daß er „sein Auftreten wesentlich darauf abgesehen habe, Illusionen zu vertreiben bei allen Stellen in und außer dem Lande“.

Daß ich den politischen Katholicismus der Centrumspartei als ein religiöses Unglück für die katholische Kirche und zugleich als ein wahres Nationalunglück für das deutsche Reich betrachte, wissen die Leser dieser Blätter bereits zur Genüge. Allein es fehlte mir in der einmal vorhandenen Sachlage jede Möglichkeit, persönlich oder parlamentarisch gegen diese Centrumspolitik thätig zu sein; ich mußte vielmehr der Erkenntniß Raum geben, daß auf eine Fortsetzung der wieder abgebrochenen Verhandlungen in Geduld und Ergebung zu warten sein werde. Bei der Einsicht aber, daß vorerst auf dem großen Schauplatze des „Kulturkampfes“ eine baldige Aussöhnung nicht zu erhoffen sei, wendeten sich meine Blicke naturgemäß wieder mehr der badischen Heimat zu, in welcher trotz fortwährender Mißverständnisse gleichwohl seit der Entlassung Jollys keine kirchenfeindliche That der Regierung mehr vorgekommen war.

Dagegen sah ich, daß von den Vertretern der mehr oder minder maßlosen und extremen kirchlichen Richtung immer nachdrücklicher die Lehre verbreitet wurde: „die katholische Volkspartei in Baden ist für dieses Land das Nämliche, was die Centrumspartei für Preußen und für das deutsche Reich ist“. Diese Lehre ist, und sie war schon in den Jahren 1878 und 1879, grundfalsch und verderblich: denn sie enthielt die Anerkennung, daß nur die Centrumspartei die Interessen der katholischen Kirche in Deutschland richtig vertrete, und ferner

die Behauptung, daß in Preußen und in Baden wesentlich gleiche kirchenpolitische Verhältnisse bestehen. Das Eine ist so unrichtig, wie das Andere. Niemand konnte dies mit besserem Grunde behaupten und mit größerer Bestimmtheit wissen, als ich, der wohl unbestritten im Jahr 1869 zu den Führern der Partei gehörte, welche im Dezember 1870 als „katholische Partei Badens" ihren parlamentarischen Rechtsstandpunkt und ihre reichstreue Farbe empfangen hat. Die Verhältnisse im Großherzogtum Baden waren und sind in der That wesentlich andere, als in Preußen, wo die Centrumspartei seit ihrer Entstehung der Staatsregierung gegenüber eine Stellung einnahm, mit welcher in Baden gar Nichts verglichen werden konnte.

Da ich nun fest überzeugt war, daß die Politik des Centrums zu immer größerer Zerrüttung und Zerstörung aller kirchlichen wie staatlichen Verhältnisse führen müsse, so griff ich begierig und eifrig nach einer Gelegenheit, um in unmittelbarem Anschluß an die Thronbesteigung Leo's XIII. zu zeigen, daß sowohl im deutschen Vaterlande überhaupt, als im Großherzogtum Baden insbesondere eine geistige Strömung unter den Katholiken vorhanden sei, welche die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge und damit die Heilung der schwersten Schäden und der blutigsten Wunden des Kulturkampfes nicht als eine politische Machtfrage, sondern als eine religiöse Heilsfrage betrachte, und nicht auf dem Wege eines äußerlichen Triumphes, sondern auf demjenigen einer innerlichen Verständigung und Aussöhnung über diesen schweren Conflict hinauszukommen bestrebt sei. Bei allem Bewußtsein von der

Geringfügigkeit meiner Lebensstellung, von der Mittelmäßigkeit meiner Leistungen, von der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit meiner ganzen Anlage und Begabung verließ mich doch die Hoffnung nicht, durch ein kurzes Wort zu rechter Zeit vielleicht auf diesem Gebiete des edelsten Strebens neben anderen und besser auf den Leuchter gestellten Männern mit bahnbrechend zu wirken für den Anfang des Endes.

Ganz unverhofft bot sich die Gelegenheit zu einem solchen Worte im Lauf des Winters 1878 auf 1879 durch die Einladung einer neuen Redaction, abermals eine jener Wiener „Weckstimmen" zu schreiben, deren ich in früheren Jahren schon vier nach einander geliefert hatte. Da meine Geistesrichtung als bekannt betrachtet werden konnte bei Jedem, der nur die Weckstimme „Unser Sieg" gelesen hatte, so fanden über die Tendenz der neuen Arbeit gar keine besonderen Verhandlungen statt, sondern die Redaction nahm einfach an, was ich ihr als

„Morgendämmerung im deutschen Reiche"

bot. Nicht um vieles Geld möchte ich die bösen Stunden erleben, welche dies kleine Heftchen dem „unverantwortlichen" Redacteur eingetragen haben mag, der so gutmütig war, diese „Ketzerei" mit ultramontanem Gelde zu veröffentlichen.

Man sollte es zwar eigentlich nicht für möglich halten, daß man die Schrift ketzerisch finden konnte. Denn der Grundgedanke, um welchen ihr ganzer Inhalt wie um seinen Mittelpunkt gruppirt ist, war kein anderer, als der: Papst Leo XIII. ist unser Morgenstern, der uns verkündiget den Tag des Friedens.

Sein Herz wird nicht Ruhe finden, bis das Werk des Friedens gelungen ist. Allein ich muß zugeben, daß an diesen Gedanken sich allerhand höchst verpönte Neben-Ideen anschlossen, als da sind:

1) Der Sieg der katholischen Sache kann nicht ein äußerlicher Triumph sein, sondern er muß in innerer Verklärung und Vergeistigung bestehen.

2) Es ist eine Thorheit, große weltgeschichtliche Gegensätze auf die „Freimaurer" zurückführen zu wollen.

3) Es ist nicht in der Ordnung, den modernen Staat als heidnisch zu bezeichnen. Der moderne Staat ist eine gottgewollte Entwickelungsstufe im geschichtlichen Leben der Menschheit, und er kann recht gut zugleich ein von christlichem Geiste getragener, auf die großen Errungenschaften der christlichen Kultur gegründeter sein.

4) Die deutschen Katholiken müssen nicht schmollend und widerwillig, sondern thatkräftig und mit patriotischer Liebe zum deutschen Reiche gehören.

5) Das Centrum ist ein Unglück, und ein besonderes Unglück ist es, daß gerade v. Savigny und Windthorst, zwei Feinde Bismarcks, die Gründer dieser Partei sein mußten.

6) Der Kulturkampf ist ein Kampf, in welchem die beiden gottgewollten und je in ihrer Art gleichberechtigten Ordnungen der Menschheit sich und ihr so viel Unheil als möglich zufügen; mit diesem furchtbaren Leichen- und Ruinenfeld muß aufgeräumt werden — ich möchte sagen um jeden Preis.

7) Papst Pius IX. war von seinen politischen Ratgebern nicht immer gut bedient, und es war eine

verkehrte Politik, welche jenen unseligen Zustand zwischen Papst und Kaiser herbeigeführt hat, bei dem man gar nicht mehr mit einander redet.

8) Im Gegensatz zu dieser Politik verdanken wir es der Weisheit, Mäßigung und Selbstverläugnung Leo's XIII., daß man wieder angefangen hat, mit einander zu reden.

Nach diesen vielfachen und strafbaren Uebertretungen des ultramontanen Parteiprogramms wendete ich mich zum Schlusse ganz direct und entschieden gegen die Centrumspartei.

Von dem Augenblicke an, wo Windthorst es gewagt hatte, sich unmißverständlich und unmittelbar gegen die Friedensbestrebungen Leo's XIII. aufzulehnen, war ich fest entschlossen, das Tischtuch zwischen mir und dem Centrum entzwei zu schneiden; wo ich einmal den heiligen Vater auf meiner Seite hatte, da bedurfte es wahrlich keiner Schonung mehr für die Gegenseite. Entschlossen warf ich daher dem Centrum den Fehdehandschuh hin, und legte ihm die volle Verantwortlichkeit für die politische Vergiftung der kirchlichen Friedensstörung zur Last.

Die Partei des politischen Katholicismus gab sich zwar alle Mühe, die kleine Schrift zu unterdrücken oder todtzuschweigen; es ist ihr aber nicht gelungen. Sie wird ihre bleibende Stelle behalten in der Geschichte der Rückkehr zum Frieden; denn in weiten Kreisen vernahm und verstand man die Stimme des ersten, wenn auch geringsten deutschen Katholiken, der es offen und frei vor aller Welt bekannt hat, daß die Politik der Centrumspartei, wenn man auch die persön-

lichen Verdienste und Eigenschaften ihrer Vertreter und Führer noch so hoch anschlagen will, dennoch im letzten Grund und im tiefsten Wesen der Sache eine verkehrte und verderbliche ist.

30. Allein meine ganz besondere Absicht war darauf gerichtet, daß mir diese „Morgendämmerung“ als Vorbereitung und Einführung dienen solle für meine weitere Thätigkeit, welche ich zum Zwecke der Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogtum Baden zu entwickeln hoffte.

In diesem Sinne und zu diesem Zweck machte ich schon in dieser „Morgendämmerung“ darauf aufmerksam, wie wesentlich verschieden die badischen Dinge von den preußischen seien; ich betonte zu einer Zeit, als außer mir noch Niemand solche Hoffnungen auszusprechen hegte, daß in Baden nur zwei einzelne Fragen einer Erledigung bedurften, nämlich die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge durch Aufhebung der Staatsprüfung der Priesteramts-Candidaten über ihre allgemeine wissenschaftliche Bildung, und die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles. Bekanntlich hat mir die seither eingetretene und vollendete geschichtliche Entwickelung buchstäblich Recht gegeben. Und schließlich erlaubte ich mir, der badischen Kirchengewalt ein leuchtendes Muster vorzustellen mit folgenden Worten, die wohl auch heutzutage noch nicht ohne alles Interesse sind:

„Im Königreich Württemberg ist es der hohen Weisheit eines durch Gelehrsamkeit, Klugheit und Treue, durch in schweren Kämpfen bewährte Liebe zur Kirche gleich ausgezeichneten Kirchenfürsten — Bischof

v. Hefele — gelungen, mittelst des hohen Vertrauens, welches er bei seinem Könige zu genießen scheint, bisher jeden ernsten Conflict zu vermeiden und seiner Diöcese Rottenburg das unschätzbare Glück eines ungetrübten kirchlichen Friedens zu bewahren. Jetzt, im noch immer wilden Kampf der Gegensätze wird das große Verdienst dieses Mannes, der noch nie etwas Unkatholisches oder Principienwidriges gethan oder zugelassen hat, vielleicht nicht mit derjenigen Allgemeinheit und Entschiedenheit anerkannt, welche es verdient; aber in der Kirchengeschichte der Zukunft wird er um desto sicherer die ihm gebührende, hohe und glänzende Ehrenstelle einnehmen."

Jetzt handeln in Baden allerdings Regierung und Erzbischof nach württembergischem Muster, und wir Alle befinden uns wohl dabei. Und warum es nicht möglich sein soll, auch das Verhältniß zwischen Preußen und der katholischen Kirche im Wesentlichen auf der gleichen Grundlage festzustellen, wie dies in Württemberg geschehen ist, darüber hat mich bis jetzt Niemand in Wort oder Schrift überzeugend zu belehren vermocht.

Bald nach dem Erscheinen der so eben besprochenen Broschüre fing ich schon wieder an, dem praktischen Leben näher zu treten. Gleich in den ersten Tagen des Jahres 1879 machte ich von meinem bäuerlichen Landsitze aus dem Herrn Erzbistumsverweser v. Kübel in dem nahe gelegenen Freiburg meinen Besuch. Dabei kam die Rede auf meine damalige Lebenslage als Pensionär und auf meine Aussichten für die Zukunft. Bereits war in mir die Hoffnung auf ein nochmaliges Aufflackern meiner Lebens- und Arbeitskraft rege geworden.

Ich sagte dem Herrn Bischof, daß ich, trotz des nicht abgerissenen Fadens, wenig Aussicht und auch kaum den Wunsch hätte, jemals wieder in den richterlichen Staatsdienst einzutreten. Am liebsten, fügte ich bei, möchte ich mich dem Studium der Geschichte als akademischer Lehrer widmen, um namentlich für junge Theologen diese Wissenschaft in einer solchen Weise zu lehren, daß bei entschieden katholischer Auffassung dieselben gleichwohl davor behütet würden, sich eine Welt und eine Geschichte vorzustellen, die nirgends existire, als in den eigenen Köpfen. Es war, wie ich jetzt recht wohl einsehe, mehr als naiv von mir, nach Allem bis dahin Vorgefallenen an eine Verwirklichung meines schönen Traumes am Sitze der Freiburger Curie zu denken; indessen, es hofft der Mensch, so lang er strebt. Auch leitete der hochwürdige Herr aus meiner Richtung und aus meinen politischen wie schriftstellerischen Schicksalen keine Einwendungen gegen meinen Gedanken ab, sondern er war nur der Ansicht, daß die Staatsregierung meinem Vorhaben unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen werde, und daß schon der eine Umstand meines Einverständnisses mit ihm, dem Bischof, genügen müsse, um diesen Widerstand der Regierung hervorzurufen. Diese schwarzgallige Ansicht der Dinge lag gar nicht in des Bischofs Wesen und Charakter; auch war mir die Quelle dieser Eingebungen und das Interesse, an welches sich dieselben knüpften, nur allzuwohl bekannt. Mit Vergnügen ergriff ich daher die Gelegenheit, dem Bischof zu versichern, daß die gegenwärtige Regierung nach meiner Ueberzeugung gegen mich nicht parteiisch vorgehen werde, daß meine zwangsweise

Wiedereinberufung in den Staatsdienst höchst unwahrscheinlich sei, und daß ich mich wohl in der Lage befinden werde, den gesetzlichen und statutarischen Bedingungen der Privatdocentenwürde zu genügen. Wäre ich ökonomisch sorgenfrei gewesen, so hätte ich die Sache ohne Weiteres ausgeführt; und hätte man mir in Deutschland Schwierigkeiten gemacht, so wäre ich nach Oesterreich gegangen, wo ich immer noch Freunde genug gefunden haben würde. Da ich nun aber einmal nebst meiner Familie nicht von der Luft leben konnte, und natürlich eine akademische Staats-Stellung außer jedem Betracht bleiben mußte, so kam eben die Sprache auf die Möglichkeit einer kirchlichen „Subvention". Der Herr Bischof sagte mir, es sei eine cameralistische Stelle im erzbischöflichen Budget frei, aber die werde ich nicht brauchen können. Ich versicherte ihm, daß ein tüchtiger Jurist „in alle Sättel gerecht" sei, und erbot mich, im Falle der Verleihung eines solchen Amtes einen technischen Gehilfen unter meiner persönlichen Verantwortlichkeit zu halten. Uebrigens war die Besprechung so allgemeiner Natur, daß ich zum Beispiel niemals die Höhe des Gehaltes erfahren oder auch nur darnach gefragt habe, welches mit dem fraglichen Amte verbunden ist. Der Bischof entließ mich mit der Aufforderung, mir die Sache zu überlegen, und ihm später zu sagen oder zu schreiben, ob ich eine amtliche Behandlung der Frage im Ordinariat wünsche. Nach einiger Zeit sprach ich dem Bischof diesen Wunsch schriftlich aus und erhielt bald darauf den officiellen Bescheid, daß man wegen Mangels an verfügbaren Mitteln auf meinen Gedanken einzugehen nicht in der

Lage sei. Wäre ich kühler und kluger gewesen, ich hätte mir dieses Ergebniß zum Voraus an den Fingern abzählen und die erste erfolglose Bewerbung meines Lebens sparen können.

Aus diesem Vorgang nun, bei welchem ich in der reinsten und unbefangensten Absicht handelte, die man sich nur denken kann, hat man später gegen mich den öffentlichen Vorwurf geschmiedet, ich hätte „erzbischöflicher Revisor" werden wollen — ein Vorwurf, der sehr schlecht übereinstimmt mit jenem anderen, den ich seit vielen Jahren zu hören gewohnt war, daß ich nach dem Amte eines „erzbischöflichen Kanzleidirectors" strebe. Man sollte dergleichen nicht für möglich halten: denn die Lebensstellung eines Collegialrichters ist wahrlich eine so unabhängige und ehrenvolle, daß ein Mensch, der sie verlassen möchte, um in das eine oder das andere der besagten kirchlichen Aemter einzutreten, geradezu verrückt sein müßte. Daß dagegen ein historischer Schriftsteller nach langjährigem Actenleben die Sehnsucht haben kann, am Abend seines Lebens noch als akademischer Lehrer zu wirken, wenn ihm die Gabe des mündlichen Vortrages nicht versagt ist, das werden anständige oder edle Menschen wohl zu begreifen und zu würdigen verstehen. Ich aber hätte bedenken sollen, daß nach Lage der Dinge mein Wunsch und Streben unmöglich zwischen mir einerseits und dem Bischof sowie seinen Domcapitularen andrerseits aufbewahrt bleiben könne, sondern daß auch fernstehende und untergeordnete Geister von der Sache Kenntniß erlangen würden. Und da hätte ich bedenken sollen, daß man bekanntlich die Perlen nicht den Schweinen vorwerfen

soll. Nun, die Sache ist jetzt längst vorüber und ich habe auch diesen Mißerfolg glücklich verschmerzt, aber ich habe dabei gelernt, daß es eben Leute gibt, denen es unmöglich ist, an unbefangene und selbstlose Absichten zu glauben, weil sie alle Anderen nach sich selbst beurteilen.

Fast um dieselbe Zeit machte Lender, den ich seit 1869 fortwährend als meinen besten Freund und vollständigen Gesinnungsgenossen betrachtete, mir den Antrag, ich solle die Redaction der belletristischen Unterhaltungsbeilage zum „Badischen Beobachter", dem Hauptblatte der katholischen Partei in Baden, übernehmen. Meine langjährige und vielseitige belletristische Thätigkeit bei der „Alten und neuen Welt" ließ mich an meiner Befähigung zu diesem neuen Amte nicht zweifeln, und die zugesagte vollständige Unabhängigkeit von dem politischen Teil des Blattes beruhigte mich hinsichtlich der Reinheit und Echtheit meiner Stellung. Die Möglichkeit, für die Hebung der katholischen Unterhaltungsliteratur Etwas zu leisten, entsprach vollkommen meinen Gesinnungen und Wünschen, und die ehrenvolle Gelegenheit zu einer Erhöhung meines ständigen und gesicherten Einkommens machte mir die Annahme der Sache so zu sagen zur Pflicht. Ich ersann, von den Erinnerungen spanischer Dichtkunst erfüllt, für das neue Blatt den wohltönenden Namen: „Sterne und Blumen", und warf mich mit fröhlichem Herzen in die neue Aufgabe hinein. In welchem Sinne ich dieselbe auffaßte und durchzuführen versuchte, kann ich nicht besser sagen, als mit folgenden wenigen Worten des „Morgengrußes" an meine Leser:

„Kein Roman ist so romantisch, als die Geschichte selbst, sagt der große deutsche Dichter Platen, und

der noch größere Spanier **Cervantes** hat in seinen „Musternovellen" auf alle Hilfsmittel der Spannung und Ueberraschung freiwilligen Verzicht geleistet, indem er einzig darnach strebte, **einfach schönen Inhalt** in **einfach schöner Form** zu geben. Auf solch' erhabene Vorbilder und Meister gestützt, will ich es versuchen, durch Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten und durch geschichtliche Novellen **ohne alle erschlaffenden Reizmittel** in Anlage und Darstellung ein neues Unterhaltungsmittel zur Abwechslung darzubieten."

Ferner:

„Ernstgemeinte und tiefgefühlte Arbeiten höherer Art, und Lebensdarstellungen edler Geister, welche der Menschheit emporgeholfen haben auf dem steilen und engen Wege des Christentums **und** der humanen Bildung, begeisterte Lieder aus dem Munde heroischer und tugendhafter Sänger sollen sich bei uns vereinigt finden mit der guten und gediegenen Novelle, mit dem schelmischen Ausdruck des Volkswitzes und der Volksweisheit, mit dem lieblichen Lied der reinen Liebe, und — über Alles — mit dem ununterbrochenen Gedanken an den Gott der Liebe und der Barmherzigkeit, dem wir jede harmlose und jede geistvolle Stunde auf dieser **schönen** Erde verdanken."

Und endlich:

„Das christliche Sittengesetz, die katholische Weltansicht ist die **einzige** Schranke, der wir uns beugen. Innerhalb dieser Schranke wollen wir **frei** sein, frei nach **allen** Richtungen, frei von **jeder Tendenz**. Unsere einzige Absicht soll gerichtet sein auf edle und menschenwürdige Unterhaltung; hier wenigstens wollen wir mit der ganzen Welt in Frieden leben, hoffend, daß man

auch von anderer Seite mit gleicher Gesinnung und Handlungsweise uns begegnen wird."

Diese letztere Erwartung wurde nicht getäuscht: die „Sterne und Blumen" sind von nicht katholischer Seite meines Wissens niemals angegriffen worden. Im Allgemeinen wird man sich wundern müssen, daß ich nach so vielen Lebenserfahrungen noch einem so jugendlichen Idealismus huldigen konnte, um in meiner von Kindheit auf an den Quellen der altclassischen Literaturen, und in gereiftem Mannesalter an Shakespeare, Dante und Cervantes genährten „anima ignita" für den „einfach schönen Inhalt in einfach schöner Form" Triumphe zu hoffen bei der „Actiendruckerei Badenia", und in dem Zeitalter der „Pornographie".

Allein mein Idealismus ging noch viel weiter, wie folgende Zeilen des ersten in den „Sternen und Blumen" mitgeteilten Gedichtchens andeuten, das unter der Ueberschrift: „Der christliche Dichter" mit folgenden Zeilen schließt:

Dem Heiland folgend, will er voll Erbarmen
Die Welt befrei'n von Sünde und von Schmerz;
Erhob'nen Aug's, mit ausgespannten Armen
Schließt er die Menschheit an sein großes Herz.

Gott sei Lob und Dank! Auch heutigen Tages noch glüht dieser Idealismus unvermindert in meiner Seele: keine Täuschungen, keine Leiden und keine Sünden haben den Blütenstaub des ewigen Frühlings von meinem innerlichen Leben wegzuwischen vermocht; und wenn auch die Pumpenstöße des „birnförmigen Muskels, Herz genannt" langsamer und schwächer werden — die immer gleiche heilige Lohe der Liebe zu Gott und zu

Allem, was schön und gut und süß und lieb ist im Himmel und auf Erden, sie bekräftigt und beweiset mir gegenüber allem Materialismus der Gegenwart die ewige Wahrheit der idealen Geistesrichtung, welcher ich mitten in aller Trübsal und Verwirrung des Erdenlebens stets gehuldigt habe.

Die „Sterne und Blumen" hatten bald über 20,000 Abnehmer, während das politische Blatt, zu dem sie gehörten, es nicht auf den zehnten Teil brachte. Zu meiner Ueberraschung mußte ich jedoch bald hören, daß dieses Ergebniß keineswegs von dem Inhalt meiner Blätter komme, sondern nur von ihrem Spottpreis. Auch wurde mir nicht verschwiegen, daß ich unsittlich, halbliberal, weltlich gesinnt, zweideutig sei, und was die übrigen Complimente mehr waren. In meiner Schublade liegen zwar noch einige officielle Actenstücke, welche das gerade Gegenteil von den officiösen Grobheiten aussprechen; allein ich soll davon keinen „indiscreten Gebrauch" machen; ich kann es unterlassen. Ich habe das Blatt während anderthalb Jahren redigirt und zum großen Teil selbst geschrieben; einzelne meiner besten Arbeiten liegen vergraben in dem Eigentumsrecht der „Badenia", so namentlich der historische Roman „Don Carlos von Viana". Ich mußte die Redaction schon aus Mangel an Zeit künden, als ich wieder in den Staatsdienst eingetreten war; allein ehe die Kündigungsfrist abgelaufen war, wurde ich noch mit den schlimmsten Beleidigungen überhäuft. Erst im Jahr 1883 habe ich aus nachträglichen Reclamen des „Badischen Beobachters" zu meiner ironischen Befriedigung ersehen, daß die zwei von mir redigirten Bände „eine Zeitschrift

von bleibendem Wert darstellen und eine Zierde jeder Familienbibliothek zu bilden geeignet sind".

Schon Anfangs Mai 1879 verließ ich meine ländliche Abgeschiedenheit und siedelte nach Freiburg i. B. über. Mir persönlich wäre Nichts lieber gewesen, als das Dorf. Wenn ich mitten im Winter in den Schnee und in den Hühnerhof hineinschaute und dann wieder zu den Büchern ging, so fühlte ich mich glücklich und vor Allem frei bei dem Gedanken, daß nicht, wie in der Stadt, jeder Beliebige auf den Einfall kommen könne, an mir die Tortur der Langeweile oder die Vivisection eines dummen Geschwätzes auszuüben. Wie oft war ich in Konstanz zusammengezittert, wenn die Hausglocke tönte und ich ahnen mußte, daß jetzt Dieser oder Jener, wo nicht gar Diese oder Jene herantreten wird, mit dem Scalpirmesser in der Hand; diese Qualen hatten jetzt ein Ende.

Aber die Wohnung war feucht; Frau und Kind wurden krank, und mich faßte während zweier Monate eine fast leidenschaftliche Verzweiflung, mein stilles Asyl schon wieder aufgeben zu müssen. Endlich war auch dieser Kampf überwunden; ich sah meine alte Vaterstadt, das neugeborene, schöne und glänzende Freiburg wieder, um mich häuslich darin niederzulassen.

Außer der Hoffnung, daß für meine Lieben hier besser gesorgt sein möge, als im stillen und entlegenen Dorfe, trösteten mich über meinen, für die Seele eines hartgesottenen Einsiedlers zweifellos höchst schmerzlichen Tausch, zwei Umstände. Der eine, wichtig genug für mein neues Amt als Redacteur, war die bequeme Benutzung der mir schon aus den Jugendjahren so ver-

trauten Universitäts-Bibliothek, in deren großen Sälen ich oft als Kind den seligen Vater von angestrengter Arbeit zum glücklichen Spaziergang nach Güntherstal hatte abrufen dürfen.

Den anderen Umstand fand ich in der persönlichen Bekanntschaft mit dem Professor der Kirchengeschichte und kirchlichen Archäologie, Dr. Franz Xaver Kraus. Dieser Mann hat, sicherlich ohne es zu wollen oder zu ahnen, auf mein ferneres Lebensschicksal einen bedeutenden Einfluß erlangt, indem ich durch die Berührung mit ihm ganz unwillkürlich in den activen Kampf für die Wiederherstellung der Seelsorge in Baden, durch den Ausgang dieses Kampfes zur Rückkehr in den Staatsdienst, und durch diesen letzteren Schritt zum endgiltigen und öffentlichen Bruch mit der katholischen Partei in Baden und mit dem Ultramontanismus überhaupt geführt wurde, — und das Alles, ohne daß Professor Kraus mir auch nur ein einziges Mal irgend eine bestimmte Handlung oder Unterlassung angeraten oder widerraten hätte.

Das kam nun so. Von der wissenschaftlichen Stellung und Bedeutung des genannten Gelehrten hatte ich nur eine ganz allgemeine Kenntniß gehabt, bis mir während meines Landaufenthaltes seine vortreffliche Gedächtnißrede auf seinen unmittelbaren Vorgänger im akademischen Lehramt, Professor Johannes Alzog, zu Gesicht kam. Mit großer Freude glaubte ich in und zwischen den Zeilen dieser Rede einen Gesinnungsgenossen zu erkennen, welchem seine wissenschaftliche Bedeutung den höchsten Wert verlieh, während sein priesterliches Amt ihn vor den Schroffheiten und scharfen

Kanten schützte, zu welchen ich nach Lebensstellung, Temperament und persönlichem Schicksal rettungslos verurteilt blieb. Bald nach meiner Ankunft in Freiburg machte ich ihm meinen Besuch, in der harmlosen Absicht, ihm zu danken für den herrlichen Ausdruck der Gedanken und Gefühle, welche mich selbst bewegten. Ich ahnte nicht, daß ich bei ihm zugleich eine höchst wirksame Anregung und Förderung für das meine Gedanken erfüllende Werk der Wiederherstellung des kirchlichen Friedens in Baden finden werde.

Ich habe die Geschichte dieses Werkes wahrheits- und quellengemäß dargestellt in meiner Schrift: „Die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogtum Baden, Freiburg ꝛc. 1880, bei Wagner." Es kann mir nicht einfallen, das dort Gesagte hier einfach zu wiederholen, und es würde mir sehr angenehm sein, die Leser der gegenwärtigen Blätter geradezu auf die eben angeführte Druckschrift verweisen zu dürfen. Da ich aber keineswegs voraussetzen kann, daß sie allen meinen jetzigen Lesern auch nur dem Namen, geschweige denn dem Inhalte nach bekannt ist, so muß ich, um nicht in meinem „Schicksalsbüchlein" eine ganz wesentliche Lücke offen stehen zu lassen, notgedrungen auch meine Erlebnisse vom Mai 1879 bis zum April 1880 hier kurz erzählen. Ich werde mich bemühen, dies so bündig zu thun, daß selbst die Leser meiner früheren Schrift sich nicht beklagen können, gleichzeitig aber so klar und eingehend, daß auch die Uebrigen eine vollständige Einsicht in den Zusammenhang der Dinge gewinnen können.

Achte Tagreise.

Kampf für die Seelsorge.

Landtag 1879 auf 1880.

31. Die Aufgabe. 32. Die Vorbesprechungen. 33. Der Kampf. 34. Die Lösung. 35. Der Schluß des Landtags.

31. Ich war im Frühsommer 1879 noch Schwärmer genug, um zu glauben, eine thatkräftige und redliche Leistung für die Sache des kirchlichen Friedens werde mir schließlich auch die Gunst derjenigen deutschen Katholiken wieder verschaffen, welche im Uebrigen mit meinen Ansichten vielfach nicht übereinstimmten. Gern bekenne ich es, daß ich eine solche Aussöhnung mit allen meinen Glaubensgenossen gewünscht hätte; und warum sollte ich auch nicht? Hatte ich doch der katholischen Kirche mein ganzes Leben und Schicksal freudig und willig dargebracht; warum sollte ich nicht von Herzen wünschen, mit meinen Glaubensgenossen in Frieden zu leben? Allein ich war gleichzeitig auch gefaßt und vorbereitet auf den entgegengesetzten Fall: und für diesen Fall war ich fest entschlossen, mit der größten Rücksichtslosigkeit nach dem Einen zu streben, was Not that, und

weder rückwärts noch seitwärts, sondern ausschließlich vorwärts zu schauen.

Die hochwichtige Frage, welcher Grad allgemein wissenschaftlicher Bildung der Staat von den Priestern der katholischen Kirche fordern dürfe, und vor welcher Behörde der Nachweis dieser Bildung geliefert werden müsse, hat im Großherzogtum Baden schon vor mehr als einem halben Jahrhundert die Gesetzgebung beschäftigt, und es ist in der That vom höchsten Interesse, zu sehen, wie in diesem kleinen aber geistig hervorragenden Lande der wechselnde Geist der Zeiten sich in dieser Frage abgespiegelt hat.

Eine landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830 verfügte bereits, daß in das erzbischöfliche Priesterseminar nur solche Candidaten des geistlichen Standes aufgenommen werden dürfen, welche in einer durch die Staats- und bischöflichen Behörden gemeinsam vorzunehmenden Prüfung gut bestanden sind. Vor dieser Prüfung mußten sie nach Erlangung des Reife-Zeugnisses über die vollendeten Gymnasialstudien drei Jahre akademischen Theologie-Studiums zurückgelegt haben. In Folge dieser Verordnung hörten die Studenten der katholischen Theologie außer ihren Fachwissenschaften regelmäßig drei Vorlesungen aus dem Gebiete der philosophischen Facultät, machten am Ende eines jeden halben Jahres Prüfungen, und legten die Prüfungszeugnisse bei ihrer Anmeldung zum Eintritt ins Priesterseminar dem versammelten erzbischöflichen Ordinariat vor, dessen Sitzung zu diesem Zwecke Namens der Staatsgewalt ein geistliches Mitglied des Oberkirchenrats oder ein Professor der Theologie anwohnte. Die

Regierung erklärte auf den Bericht ihres Commissars fast ausnahmslos, daß gegen die Aufnahme der Candidaten in das Seminar kein Anstand obwalte, und schloß diesem Decrete die Urkunden über den Tischtitel an.

Dieser Rechtszustand geriet ins Schwanken, als die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz in ihrer Denkschrift vom 5. Februar 1851 das Recht der völlig freien Prüfung der Candidaten des geistlichen Standes, mit Ausschluß der Staatsregierung von jeder Vertretung bei diesem Acte beanspruchten. Die Regierung suchte zwar durch Verordnung vom 1. März 1853 den bisherigen Zustand aufrecht zu erhalten, allein der Erzbischof Hermann v. Vicari versagte den Gehorsam, erklärte, daß er einen staatlichen Prüfungscommissär fernerhin nicht mehr annehmen werde, und ließ in der That Jahre lang die Prüfung der Theologen vor dem Eintritt ins Priesterseminar ohne irgend welche Mitwirkung der Staatsbehörde vollziehen.

Nachdem aber die im Jahre 1859 zu Stande gekommene Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle an dem Widerspruch der badischen Ständeversammlung gescheitert war und der Staat sich die Aufgabe gestellt hatte, das Verhältniß zu den Religionsgesellschaften im Wege der Gesetzgebung zu regeln, wurde durch ein Gesetz vom 9. October 1860 bestimmt, daß die Zulassung zu einem Kirchenamte regelmäßig bedingt sein solle durch den Nachweis einer allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung, deren Umfang und die Art ihres Nachweises durch Verordnung bestimmt werden dürfe.

Zum Vollzuge dieses Gesetzes wurde erst nach sieben Jahren unter dem Ministerium Jolly und so recht im Geiste dieses Ministers eine Verordnung vom 6. September 1867 erlassen, durch welche eine besondere, nur für die Candidaten des geistlichen Amtes beider christlichen Confessionen, nicht auch für jene der übrigen akademischen Berufsfächer bestimmte Prüfung und Prüfungscommission eingesetzt wurde. Die Kirchenbehörde antwortete auf diesen Schritt der Staatsgewalt unverzüglich dadurch, daß sie mittelst erzbischöflicher Verordnung vom 14. September 1867 den katholischen Theologen strengstens verbot, die staatliche Prüfung zu machen oder auch nur um Dispens von derselben nachzusuchen. Nachdem bis zum Jahre 1872 sich auch nicht ein einziger katholischer Theologe zum „Kultur-Examen" gemeldet hatte, empfand Minister Jolly, daß er auf Dornen wandle, und schlug den Weg der Verhandlung mit dem erzbischöflichen Ordinariat ein. Er bot einige Milderungen an, ließ sich aber durch die rücksichtslose Behandlung, welche ihm bei dieser Gelegenheit von Seiten des Kanzleidirectors Maas durch Verschleppung der Sache und monatelanges Unterlassen jeder Antwort zu Teil wurde, erbittern, und in diesem Zustande der Erbitterung gab er eine Verordnung vom 2. November 1872, welche nur ganz unwesentliche Milderungen enthielt. Dieser Verordnung gegenüber wiederholte Erzbistumsverweser v. Kübel unterm 7. November 1872 das Verbot der Prüfung sowohl als des Dispensgesuches.

Inzwischen war der preußische „Kulturkampf" in vollen Flammen ausgebrochen, und Jolly betrat nunmehr, als die Verordnungen nicht helfen wollten, den

Weg der Gesetzgebung, auf welchen ihm unter dem Einfluß der damaligen Zeitströmung die Landstände nur allzuleicht folgten. Durch ein Gesetz vom 19. Februar 1874 und eine Vollzugsverordnung vom 3. Mai des gleichen Jahres wurde das specielle Kulturexamen der Candidaten des geistlichen Amtes nach allen Richtungen aufrecht erhalten. Latein, Griechisch, Geschichte der Philosophie, allgemeine Weltgeschichte und deutsche Literaturgeschichte seit Klopstock sollten die Prüfungsfächer sein, die Prüfungscommission sollte vom Ministerium des Innern ernannt werden und aus Professoren der Hochschulen, der polytechnischen und der Mittelschulen, sowie aus technischen Mitgliedern des Oberschulrates bestehen. Wer erst nach Verkündung des neuen Gesetzes die Priesterweihe empfing, der sollte, ohne diese Staatsprüfung bestanden zu haben, weder zu einem ständigen Kirchenamte zugelassen werden, noch auch nur vorübergehend öffentliche kirchliche Funktionen ausüben dürfen. Für die schon geweihten Priester bis zum Jahre 1863 rückwärts wurde bestimmt, daß sie ein Kirchenamt nicht erlangen können, ohne die Prüfung bestanden oder auf persönliche Bitte Dispens von der Regierung erlangt zu haben. Die Befugniß zur Ausübung vorübergehender kirchlicher Functionen sollte dieser Klasse von Priestern durch einfache Regierungsverordnung wieder entzogen werden können. Gegenüber den Neupriestern, welche die Priesterweihe zu einer Zeit erhalten hatten, wo das neue Gesetz zwar noch nicht verkündet, aber bereits der landständischen Beratung unterzogen war, wurde zu allem Ueberfluß durch eine besondere Verordnung vom 4. August 1874 die rückwirkende Kraft aus-

gesprochen. — Selbstverständlich wurde auch dieser neuen Staatsgesetzgebung gegenüber das kirchliche Verbot aufrecht erhalten und erneuert.

Ueber den rücksichtslosen Despotismus, welcher in den angeführten Bestimmungen waltet, braucht man sich heute nicht mehr zu ereifern: glücklicher Weise ist Jolly ein überwundener Standpunkt. Allein die Folgen waren damals äußerst ernsthafter Natur.

Zuerst wagten es die Neupriester, den Strafbestimmungen des neuen Gesetzes zu trotzen und ohne Staatsprüfung ihr priesterliches Amt auszuüben. Einzelne Gerichte des Landes zeigten auch in ihrer Rechtsprechung das Bestreben, den gesetzlichen Rahmen der Strafbarkeit möglichst einzuschränken. Allein durch wiederholte Entscheidungen des obersten Gerichtshofes wurde sowohl dem Martyrium als der milden Praxis ein rasches Ende bereitet und seit 1875 blieb den badischen Neupriestern nichts Anderes übrig, als in fremde Diöcesen zu gehen, oder Stellen als Hauslehrer, Erzieher u. dgl. anzunehmen; die seelsorgerliche Thätigkeit in der Heimat blieb ihnen versagt.

Unter diesen Umständen nahm die Zahl der Neupriester beständig ab: von 33 im Jahre 1874 sank sie auf 19 im Jahre 1876, 12 im Jahre 1877, 11 im Jahre 1878, und auf 8 im Jahre 1879. Was sollte aus der Seelsorge, was aus dem Unterricht, was aus der Religion der katholischen Landesbevölkerung werden?

Im December 1877 fragte Lender mich um meinen Rat, was die katholische Volkspartei in der zweiten Kammer dieser Sachlage gegenüber thun, insbesondere ob sie mit Initiativ-Anträgen gegen die bestehende

Gesetzgebung vorgehen solle. Da in der Zwischenzeit das gemäßigte Ministerium Turban-Stösser-Grimm, wie wir gesehen haben, an die Stelle des Kampf-Ministeriums Jolly-Freydorff getreten war, so riet ich von jedem aggressiven Vorgehen entschieden ab, weil ich fest überzeugt war, der richtige Weg bestehe nicht darin, der Regierung die Abänderung oder Aufhebung des Examengesetzes von der Oppositionsbank aus mit Gewalt entreißen zu wollen, sondern vielmehr darin, daß man sich mit der Regierung in sachlich freundschaftliches Benehmen setze, daß man ihr Ziel zu dem unsrigen, das unsrige zum ihrigen mache. Lender pflichtete mir bei, aber schon damals war er über seine Partei nicht mehr Herr, ließ sich aber gleichwohl immer von Neuem verleiten, ihr „Vorstand" zu bleiben.

Schon zu Anfang des Jahres 1878 stellte er in Gemeinschaft mit seinen Fractionsgenossen an die zweite Kammer den Antrag zu beschließen:

„In Erwägung, daß eine Beilegung der Differenzen zwischen Staat und Kirche im Interesse Beider gelegen ist, daß das Gesetz vom 19. Februar 1874 aber die Verständigung allzusehr erschwert, insbesondere durch die näheren Umstände der in demselben geforderten Staatsprüfung für die Theologiestudirenden, erscheint eine Abänderung dieses Gesetzes geboten."

Schon die elende sprachliche Redaction dieses Antrages beweist genugsam die Unreife des ganzen Vorgehens, wie denn auch die am 25. Januar 1878 in der Abgeordnetenkammer stattgefundene Verhandlung über denselben zwar höchst leidenschaftlich, aber auch ebenso erfolglos war.

Bei diesem Anlaß war sehr bemerkenswert das Auftreten meines befreundeten Gesinnungsgenossen, des katholischen Priesters und vielgenannten Schriftstellers Dr. Hansjakob. In vortrefflicher Begründung und aus edelster Gesinnung, weil er nämlich ein Herz hatte für den Notstand der Seelsorge, gab Hansjakob den Rat, sich dem Examengesetz zu unterwerfen und eher Unrecht zu leiden, als die größten und heiligsten Interessen und Pflichten zu gefährden und zu versäumen. Obgleich nun auch ich der Ansicht war, daß man auf die Seelsorge nie und unter keinen Umständen verzichten dürfe, so konnte ich doch im vorliegenden Falle Hansjakobs Vorgehen durchaus nicht billigen. Ich hatte ein festes Vertrauen auf die Absichten des Landesherrn und demgemäß auch auf diejenigen seiner Diener; es schien mir daher überflüssig, sich als endgiltig besiegt zu erklären in einem Augenblick, wo man hoffen konnte, nicht etwa über die Regierung zu siegen, was sicherlich eine thörichte Hoffnung gewesen wäre, wohl aber, sich mit ihr zu verständigen und zu versöhnen, und auf diesem Wege die Abschaffung des Gesetzes zu erlangen, was mir als eine nicht unberechtigte Aussicht in die Zukunft erschien. Diesem Gedanken strebte ich fortan unablässig nach. Bezüglich Hansjakobs sei nur kurz bemerkt, daß er auf Seiten der ultramontanen Partei ungefähr den nämlichen Dank für seine Liebe zur Kirche gefunden hat, wie ich, bloß mit dem Unterschiede, daß man aus „Korpsgeist" den Priester in activem seelsorgerlichem Amte äußerlich ein wenig schonte.

32. Es war mir nicht möglich, mit Professor Kraus

auch nur eine Stunde zu sprechen, ohne daß ich auf diese meine Herzensangelegenheit gekommen wäre, und nun erfuhr ich Folgendes:

Kraus war am 21. April 1879 in Karlsruhe gewesen, um mit dem Ministerium wegen einer ihm von auswärts zugedachten Berufung an eine fremde Universität zu verhandeln, welche er denn auch ablehnte. Er sprach im Interesse seines akademischen Lehramtes dem Minister v. Stösser den dringenden Wunsch aus, das Jolly'sche Examengesetz, dieses Hauptbinderniß des Friedens, beseitigt zu sehen, zumal es nicht nur die Pfarreien, sondern auch die theologische Facultät der Verödung preisgebe. Der Minister drückte den Wunsch nach Frieden nicht minder lebhaft aus, erklärte aber, das Verhältniß der Staatsregierung zur Curie sei durch die Schuld der letzteren so gestört, daß die erstere unmöglich officiell den ersten Schritt thun könne; doch ließ er sich darauf ein, den Standpunkt der Regierung zu erörtern. Die Aufhebung des Gesetzes hielt er bei der Zusammensetzung der zweiten Kammer zur Zeit für unmöglich, stellte aber Erleichterungen der Vollzugsverordnung, namentlich die Abnahme des Examens durch die theologische Facultät in Aussicht, wenn der Erzbistumsverweser die Candidaten von dem Verbot der Prüfung dispensiren wolle; zugleich zeigte sich der Minister geneigt, mit dem Bischof in Person oder mit einem Mitglied des Domcapitels in Verhandlung zu treten.

Auf die dem Herrn Erzbistumsverweser im Auftrage des Ministers durch Professor Kraus gemachten Eröffnungen erklärte jedoch der Erstere die in

Aussicht gestellten Concessionen für wertlos, und lehnte es auch ab, selbst oder durch einen beauftragten Commissär überhaupt in Unterhandlungen mit Karlsruhe zu treten. Dies war die allgemeine Stimmung damaliger Zeit in den ultramontanen Kreisen, und der Bischof sprach nur als Organ seiner ihn bestimmenden Umgebung, nicht aus dem Grunde seines allerdings friedfertigen Herzens.

Professor Kraus zog sich, als seine wohlgemeinten Dienste ungelegen kamen und fortan von der ganzen Freiburger ultramontanen Clique mit unverholenster Feindseligkeit belohnt wurden, von der Sache zurück: allein es bleibt ihm das Verdienst, durch seine Unterredung mit Stösser am 21. April den ersten äußeren Anstoß zu einer Bewegung für Wiederherstellung der katholischen Seelsorge in Baden gegeben zu haben.

Ich dagegen hielt es jetzt für meine Pflicht, in Reihe und Glied einzurücken, den einmal gefundenen Anknüpfungspunkt nicht wieder aufzugeben, und, weil die maßgebenden kirchlichen Kreise an eine friedliche Absicht der Regierung nicht glauben wollten, den Herrn Bischof zur Betretung der Bahn des Friedens durch sorgfältig vorbereitete Herbeiführung der geeigneten Sachlage zu zwingen.

Da ich mich durch die Berufung auf Kraus einführen konnte, bewilligte mir der Minister gerne eine Unterredung. Die frühere politische Gegnerschaft war bald vergessen, da wir Beide uns einig fanden in dem Gedanken, daß es sich nur um die Religion und um die pflichtmäßige Fürsorge für die religiösen Bedürfnisse der katholischen Bevölkerung, nicht aber um eine politische

Machtfrage handle. Irgend welche Verhandlungen zwischen Regierung und Curie bestanden damals nicht, und v. Stösser sagte mir ausdrücklich, daß solche nur unter der Bedingung möglich seien, wenn Kanzleidirector Dr. Maas von denselben vollständig ausgeschlossen bleibe. v. Stösser hatte auch dem Landtags-Abgeordneten Dekan Förderer in Lahr gegenüber sich in ähnlicher Weise ausgesprochen, wie bei Professor Kraus, und sowohl Förderer als ich suchten nun dem Herrn Erzbistumsverweser begreiflich zu machen, daß die Sache wichtig und die Lage ernst sei. Mir blieb kein Zweifel mehr übrig, daß der im Spätjahr bevorstehende Landtag die Entscheidung bringen werde, und ich entschloß mich mit Ueberwindung aller Gesundheits- und sonstigen Rücksichten, ein Abgeordnetenmandat zu erstreben. Diesen Entschluß teilte ich meinem Freunde Lender, als dem Haupte der katholischen Partei in Baden, am 13. Juni 1879 mit; er lehnte die Sache nicht ab, gab mir aber durch seine fast mehr als kühle Haltung sehr wohl zu verstehen, wie wenig Freude und wie viel Verdruß er von unserer gemeinsamen landständischen Thätigkeit für uns Beide erwarte. Er hat sehr Recht gehabt: nach der Sache strebend, konnte ich auch vor seiner Person nicht Halt machen, und selbst dieses langjährige Freundschaftsverhältniß mußte geopfert werden, als es mit innerer Wahrheit nicht länger aufrecht zu erhalten war.

Der Versuch, mit Wacker, dem jugendlichen Führer der Extremen, ein erträgliches Verhältniß herzustellen, mißlang. Ich hatte ihn in der „Morgendämmerung" schriftstellerisch gekränkt, was er nicht vergessen konnte. Auch gingen alle unsere Anschauungen so weit ausein-

ander, daß hier Nichts zu leimen und Nichts zu flicken war. Auf der im Juni zu Freiburg abgehaltenen Parteiversammlung beantragte er ein unbedingtes „Mißtrauensvotum" der Partei gegen das ganze Ministerium, namentlich gegen v. Stösser; ich bekämpfte den Antrag lebhaft, und er ward mit großer Mehrheit verworfen. Es war mein erster Friedenserfolg.

Auch mit meinem Jugendfreunde Kiefer, dem Führer der Liberalen, knüpfte ich an, fand aber zu meinem Bedauern, daß zwischen ihm und seinen Freunden einerseits, dem Minister v. Stösser andrerseits schon damals genau dasjenige Verhältniß und diejenige Stimmung obwaltete, welche später — am 10. März 1880 — in einem förmlichen Mißtrauensvotum ihren Ausdruck fanden.

Im September verfielen einzelne Wahlmänner der Stadt Baden ohne mein Zuthun auf den Einfall, mir das Abgeordnetenmandat für ihren Bezirk anzutragen; ich nahm selbstverständlich diese Candidatur an. Ich teilte dies auch dem Minister v. Stösser mit, und schrieb ihm, daß ich mein Amt als Volksvertreter zwar auf den Namen der katholischen Volkspartei, aber im Sinne des Friedens und der Vermittelung ausüben werde. Er antwortete: „Wenn ehrliche und uneigennützige Männer an das Geschäft der öffentlichen Wohlfahrt herantreten, so werde die sachliche Art der Behandlung zu fruchtbaren Ergebnissen führen, auch wenn man von entgegengesetzten Ausgangspunkten an die Arbeit gehe." Meinen katholischen Wahlmännern verhehlte ich keineswegs, daß ich für meine Anschauungen auch in den Kreisen der Staatsregierung entgegen-

kommendes Verständniß gefunden habe; ich wollte ihnen von Anfang an zeigen, daß man recht wohl ein überzeugungstreuer Bekenner des katholischen Glaubens sein und dennoch mit einer Regierung, welcher es Ernst ist mit der Fürsorge für die religiösen Bedürfnisse des katholischen Volkes, in Frieden und Einverständniß leben könne. Im Schooße des geschäftsleitenden Ausschusses der katholischen Volkspartei wurde meine Candidatur zwar entschieden bekämpft von Wacker, der sehr richtig einsah, daß ich mit aller Energie, deren ich überhaupt fähig bin, das Friedenswerk fördern werde; allein Lender blieb mir treu, und die Wahlmänner in Baden fragten gar nicht nach Wackers Ansicht, sondern wählten mich am 23. Oktober zum Abgeordneten. Erst jetzt, mit einem officiellen Charakter ausgestattet, näherte ich mich auch persönlich den Mitgliedern des Domkapitels und hörte ihre Auffassung der Sachlage an. Auf den 18. November wurde der Landtag einberufen.

Bevor ich meine Schicksale während dieser denkwürdigen Session erzähle — meiner ersten nach einer Pause von neun Jahren — muß ich jedoch mit kurzen Worten mitteilen, was in der Zwischenzeit zwischen der Regierung und der erzbischöflichen Curie vorgegangen war.

Die Regierung ging von dem Gedanken aus, die Prüfungsfrage in ähnlicher Weise zu regeln, wie dies im Königreich Württemberg der Fall ist; sowohl die württembergische Regierung, als der weise und friedliebende Bischof v. Hefele in Rottenburg waren mit Auskunft und Rat bereitwillig zur Hand. Die Zulassung zu einem Kirchenamt ist auch in Württemberg

abhängig von dem Nachweis einer vom Staat als zureichend erkannten allgemein wissenschaftlichen Bildung. Dieser Nachweis wird als erbracht angesehen, wenn die Candidaten ihre allgemeinen Studien an den Gymnasien des Landes, ihre Fachstudien an der Landesuniversität gemacht, und über den Erfolg der letzteren bei der akademischen Schlußprüfung sich genügend ausgewiesen haben. Diese Prüfung wird von der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen vorgenommen; der Bischof sendet zu derselben zwei Abgeordnete und nimmt die von der Fakultät als bestanden erklärten Candidaten in sein Seminar auf, sofern er dieselben gleichzeitig auf Grund des Gutachtens seiner zwei Vertreter für moralisch würdig erkennt. Gleichzeitig wohnt der nämlichen Prüfung auch ein Mitglied des katholischen Kirchenrats als Regierungscommissar an, welcher auf Grund seiner Wahrnehmungen und der Prüfungsprotokolle dem Collegium Vortrag hält, das sodann für den Fall zu Tage tretender Mängel an das Ministerium Bericht erstatten würde. Sollte ein Candidat, der sich der akademischen Schlußprüfung mit nicht genügendem Erfolge unterzogen hat, von dem Bischof gleichwohl als Priesteramtscandidat in das Seminar aufgenommen werden wollen, dann würde eine solche Aufnahme von der Staatsregierung als unzulässig erklärt werden. Es ist aber dieser Fall nie vorgekommen, sondern Fakultät, Bischof und Regierung wirken Jahr für Jahr in ungestörtem Frieden harmonisch zusammen. In solchen Zuständen liegt Vernunft; sie schienen dem Großherzog und der Regierung auch für Baden wünschenswert, und die

letztere wartete nur auf eine Gelegenheit, wo sie mit Ehren und ohne Demütigung ihre Vorschläge anbringen konnte.

Als nun am 31. Juli 1879 das erzbischöfliche Ordinariat sich endlich entschloß, der Regierung unter Bezug auf die durch Kraus, Förderer und mich erlangten Anknüpfungspunkte zwar im Allgemeinen seine Geneigtheit zu Friedensunterhandlungen auszusprechen, zugleich aber durch Hinweisung auf die Autorität des hl. Vaters und auf die zwischen Preußen und Rom schwebenden Verhandlungen die Sache abermals auf die lange Bank hinauszuschieben suchte, so wurde Seitens der Regierung mit Erlaß vom 14. August selbst dieses kümmerliche Entgegenkommen freudig begrüßt und weitere Unterhandlungen in Aussicht gestellt, sobald sämmtliche Mitglieder des Staatsministeriums aus ihrem Urlaub zurückgekehrt sein würden. Schon unterm 28. August sprach nunmehr das Ordinariat seine „innige Freude über das freundliche Entgegenkommen der Staatsregierung" aus, und unterm 4. Oktober machte die Regierung ihre ersten positiven Vorschläge, jedoch auf Grundlage der Beibehaltung des Jolly'schen Examengesetzes und unter gleichzeitiger Hinweisung auf die in Württemberg bestehenden Zustände, welche im Wesentlichen auf dem Wege der landesherrlichen Vollzugsverordnung zu dem bestehenden Gesetze nach Baden verpflanzt werden sollten. Bei dieser Gelegenheit gab das Ministerium eine hochwichtige Erklärung über das Verhältniß der Examenfrage zur Erzbischofsfrage ab, indem es aussprach: „daß eine wesentlich geänderte Sachlage, wie dieselbe durch die Beseitigung

der die Vorbildung des Clerus betreffenden Differenz geschaffen würde, nicht ohne erheblichen Einfluß auf die Stellung bleiben könnte, welche die großherzogliche Regierung im Fall der Vorlage einer neuen Vorschlagsliste des Domkapitels für den erzbischöflichen Stuhl einzunehmen hätte."

Durch diese Erklärung war die Lösung der Examenfrage ganz ausdrücklich als Vorbedingung für jene der Erzbischofsfrage bezeichnet, was alle Freunde des Friedens natürlich nur zu um so angestrengterer Thätigkeit für die Lösung der ersten Aufgabe anspornen konnte.

Unterm 6. November antwortete die Curie, daß sie sich die Erörterung von Principienfragen versagen und den Boden der realen Verhältnisse betreten wolle. Mit kluger Wendung legte sie ein Gutachten des von der Regierung hochgeschätzten damaligen Domkapitulars Orbin, des jetzigen Erzbischofs, vor, welches in würdigster Sprache und mit den besten Gründen sich dahin aussprach, daß die Studirenden der Theologie ohne große Schädigung ihres Berufsstudiums nicht im Stande seien, die zur Ablegung des verlangten allgemein wissenschaftlichen Staatsexamens erforderlichen Studien mit genügendem Erfolg zu machen. Als einzig richtige Lösung verlangte daher Orbin die Rückkehr zu dem Gesetze von 1860. Gleichwohl nahm das Ordinariat die Hinweisung auf Württemberg mit Befriedigung auf, machte jedoch gleichzeitig die wichtige Mitteilung, daß es über die von der Regierung gemachten Vorschläge sich die Entscheidung des heiligen Stuhles erbeten habe. Dies war der Stand der

Verhandlungen in dem Augenblick, als der badische Landtag zusammentrat.

33. In der Thronrede des Großherzogs war deutlich genug ausgesprochen, daß die Beilegung des Hauptconflictes zwischen Kirche und Staat die wichtigste Aufgabe des Landtags bilden solle. Die Rede enthielt folgende Worte:

„Mit gleicher Aufmerksamkeit wird Meine Regierung ihre Fürsorge sowohl den wirtschaftlichen Zuständen des Landes, als den religiösen, sittlichen und geistigen Interessen des Volkes zuwenden, und es wird, so hoffe Ich, den auf Frieden gerichteten Bestrebungen Meiner Regierung gelingen, auch die bis dahin noch nicht erledigten Fragen in den Verhältnissen der katholischen Kirche ihrer Lösung näher zu bringen."

Ueber die Beantwortung der Thronrede entspann sich sofort ein heftiger Parteikampf, bei welchem ich alle Bitterkeiten des Vermittleramtes in vollstem Maße durchzukosten hatte. Die liberale Partei wollte gleich von vornherein mit möglichster Entschiedenheit aussprechen, daß sie in keine Abänderung des bestehenden Gesetzes und Zustandes einwilligen werde, wenn nicht von Seiten der Kirche vorher durch Zurücknahme ihrer Verbote die formelle Rechtsbeständigkeit des Gesetzes anerkannt werde. Unsere katholischen Extremen dagegen erklärten es geradezu als eine Ketzerei, als eine „Katechismusfrage", wie ihr Wortführer Wacker sich buchstäblich ausdrückte, an die vorgängige Aufhebung der bischöflichen Verbote auch nur zu denken. Ich war Mitglied der Adreßkommission und that, was ich konnte, um die Gegensätze einander näher zu bringen;

schließlich brachte ich es dahin, daß die Mehrheit der katholischen Fraction auf meine Seite trat und dem liberalen Adreßentwurf beizutreten beschloß. Jetzt wäre, seit einer langen Reihe von Jahren zum ersten Mal, eine einmütige Adresse auf die Thronrede zu Stande gekommen, wenn nicht in dieser entscheidenden Stunde plötzlich Lender mich verlassen hätte, indem er erklärte, Angesichts des gefaßten Beschlusses seine Stelle als Fractionsführer niederzulegen. Da ich offenbar nicht in der Lage war, die Führung der Partei zu übernehmen, so verzichtete ich auf meinen siegreichen Antrag und Lender behielt Majorität und Parteileitung; die Einmütigkeit als hoffnungsvoller Ausdruck der veränderten Sachlage durfte nicht eintreten. Ich war schmerzlich bewegt; denn ich sah voraus, daß der Bischof den von ihm geforderten Schritt schließlich dennoch thun müsse, wie es auch geschehen ist. In der öffentlichen Adreßdebatte der zweiten Kammer schwieg ich in Folge des gegen mich gefaßten Parteibeschlusses, wie ich mich denn überhaupt während des ganzen Landtages zu einer großenteils stummen Rolle verurteilte, wohl zufrieden mit der geräuschloseren aber wichtigeren Thätigkeit, welche mir zwischen dem Ministerium und der Curie oblag. Mühlhäusser, der conservative Führer, Dr. Hansjakob und ich enthielten uns der Abstimmung. Der Lohn meiner heißen Bemühungen und meiner vollständigen Selbstverläugnung bestand darin, daß der Abgeordnete Wacker meine Ausschließung aus der Fraction beantragte, weil ich eine von Kiefer vorgelesene Stelle aus meiner „Morgendämmerung im deutschen Reich“ selbstverständlich als von mir her-

rührend anerkannt und dabei erklärt hatte, daß ich kein Wort davon zurücknehme. Die Fraction legte jedoch unseren Meinungsverschiedenheiten keine große Bedeutung bei, und die Sehnsucht, mich aus der katholischen Partei ausgestoßen zu sehen, mußte ihre Befriedigung vertagen. — Der Abgeordnete Kiefer hatte übrigens auch noch andere Stellen aus meinen Schriften vorgelesen, namentlich folgende Worte aus den „Fegfeuergesprächen, Neue Folge“:

„Mir träumte kurz vor meinem Tode: die Centrumspartei hatte sich aufgelöst; der deutsche Reichstag und der preußische Landtag wurden vom Kaiser und König aufgelöst; die Regierung forderte das Volk auf, bei den Neuwahlen nicht mehr von religiösen, sondern von politischen Gesichtspunkten auszugehen. Das Volk that so. Alles Uebrige fand sich.“

Mir war es schon recht, daß in dieser Weise vor der Volksvertretung öffentlich festgestellt wurde, wie lange ich bereits die nämlichen Ideen verfocht und die nämlichen Ziele verfolgte. Nicht ein Jota hatte sich damals und hat sich seither verändert in meiner Stellung zur Kirche und zu ihren Interessen; aber die Abneigung der Unversöhnlichen gegen mich hat sich gesteigert mit dem zunehmenden Erfolge der von mir und keineswegs von mir allein vertretenen Ideen. Ich habe es vor der ganzen Welt gesagt, daß ihnen die Religion Vorwand ist für ihre politischen Zwecke, und deßhalb klagen sie mich an, ich sei der Kirche halb oder ganz untreu geworden. Sie wissen, daß sie die Unwahrheit sagen.

Ein höchst erfreuliches Schauspiel gegenüber dem leidenschaftlichen Parteihader der zweiten Kammer bot

die Adreßdebatte der ersten Kammer dar, welche den Kreis- und Hofgerichtspräsidenten a. D. Prestinari als Berichterstatter aufgestellt hatte. Sein vortrefflicher, von dem hohen Hause einstimmig angenommener Entwurf der Antwortadresse stellte sich in der kirchlichen Frage ganz auf den Standpunkt des landesfürstlichen Gedankens mit folgenden meisterhaften Worten: „Den Bestrebungen, in dem Verhältniß unseres Staates zur katholischen Kirche die nicht erledigten Fragen der Lösung näher zu bringen, wünschen wir von ganzem Herzen den besten Erfolg. Wenn auch das Zustandekommen eines dauernden Friedens von Verhältnissen abhängt, deren Gestaltung nicht in der Macht unseres Staates liegt, so halten wir es doch für möglich, daß bei beiderseitigem gutem Willen schon in der nächsten Zeit über die einzelnen Fragen, die noch der Lösung bedürfen, eine Verständigung herbeigeführt werde und ein Zustand aufhöre, der seit Jahren die Autorität des Staates und der Kirche schädigt und von dem gesunden Sinn der großen Mehrheit des Volkes, je länger er dauert, desto mehr beklagt wird." Das war in der That der beste Ausdruck auch meines Gedankens.

Nachdem am 29. November die Adreßdebatten zu Ende gekommen waren, teilte die Regierung schon mit Erlaß vom 3. December dem Herrn Bischof einen Gesetzentwurf mit, durch welchen das bestehende Examengesetz vom 19. Februar 1874 zwar grundsätzlich aufrecht erhalten, dagegen thatsächlich fallen gelassen wurde, indem folgende neue Bestimmungen getroffen werden sollten:

1) Alle diejenigen Candidaten werden von der Staatsprüfung befreit, welche nach beendigtem Universitäts-

studium eine theologische Fachprüfung bestehen, der ein landesherrlicher Commissär anwohnt, und deren Ergebniß keinen Grund gibt, die hinlängliche allgemein wissenschaftliche Bildung des Candidaten zu beanstanden;

2) den bisher theologisch geprüften oder zu Priestern geweihten Candidaten kann auf ihre Bitte die Staatsprüfung erlassen werden, wenn sie die Abiturienten- oder Maturitätsprüfung erstanden und drei Jahre lang eine deutsche Universität besucht haben.

Als notwendige Voraussetzung der Vorlage dieses Entwurfes an die Ständeversammlung wurde aber gefordert eine amtliche Erklärung des Kapitelvicariats, welche der Regierung Sicherheit dafür biete, daß im Falle des Zustandekommens des Gesetzes die bischöfliche Behörde zu dessen Ausführung mitwirken und insbesondere den Geistlichen, auf welche die zweite der oben angeführten Bestimmungen Anwendung zu leiden hätte, die Nachsuchung der Dispensation gestatten werde. Damit wurde verbunden der dringende Wunsch der Staatsregierung, daß gleichzeitig eine Entschließung der bischöflichen Behörde erfolge, welche den auf Grund des bisherigen Gesetzes dispensationsfähigen Geistlichen die alsbaldige Nachsuchung der Dispensation schon vor dem Zustandekommen des neuen Gesetzes gestatte.

Der Herr Erzbistumsverweser teilte mir unverzüglich den Gesetzentwurf mit, und zwar mir allein von allen Abgeordneten der katholischen Volkspartei. Er war mit dem künftigen Gesetz einverstanden, auch mit der angeführten Voraussetzung, keineswegs aber mit dem Wunsche; ohne eine päpstliche Entscheidung war er entschlossen nichts Bindendes zu sagen oder zu thun.

Für mich handelte es sich von diesem Augenblick an darum, das mühsam so weit geförderte Werk um keinen Preis wieder sinken zu lassen, sondern alle gegen dasselbe anstürmenden Schwierigkeiten und Gefahren geduldig und unermüdlich zu überwinden.

Durch diesen Vorsatz sah ich mich zu einem Leben der größten Ruhelosigkeit verurteilt, das mich buchstäblich an den Rand des Verderbens brachte, weil sich meine Kraft den damit verbundenen Anstrengungen beinahe nicht gewachsen zeigte. Mein größter Fehler war die tiefe Gemütserregung, mit der ich die Sache betrieb; mit größerer Kaltblütigkeit würde ich für die Sache mindestens eben soviel geleistet und mir selbst viel weniger geschadet haben. Allein so ist der Mensch: tausend Mängel und tausend Fehler sind sein Loos. — Bald hatte ich auf Ersuchen des Ministers zum Bischof zu reisen, bald wieder im Auftrage des Bischofs zum Minister; bald eröffneten sich mir selbst wieder neue Gesichtspunkte, die mich nötigten, aus eigener Initiative den grünen Sitz in Karlsruhe zu verlassen; zudem wurde ich durch wiederholte Krankheiten meiner Angehörigen aufs Aeußerste gehetzt und geängstigt; ich wundere mich, daß ich jene Zeit lebendig überstanden habe.

Die Sache selbst, um die es sich handelte, wollte geraume Zeit hindurch nicht vom Fleck rücken. Zwar sprach das Kapitelvicariat unterm 9. Dezember seine innige Freude über den Fortgang der Dinge und zugleich die Hoffnung aus, binnen kurzer Zeit die Entscheidung des hl. Stuhles mitteilen zu können; allein hinsichtlich des von der Regierung ausgesprochenen Wunsches wurde „dilatorisch" bemerkt, die Erfüllung desselben

könne erst praktisch werden, wenn einmal das Zustandekommen des Gesetzes in sicherer Aussicht stehe. Da nun aber die Regierung mit nur allzu gutem Grunde der Ansicht war, daß ohne vorgängige Erfüllung ihres Wunsches das Gesetz eben sehr wenig sichere Aussicht habe, von der zweiten Kammer angenommen zu werden, so bewegte sich die Frage wochenlang in einem „vitiösen Cirkel“, der sehr geignet war, einen Vermittler mit meinem Nervensystem zur Verzweiflung zu bringen.

Das Herz des guten Bischofs war ängstlich besorgt um die Schicksale jedes einzelnen Priesters, bei dem die Frage der Dispensation zweifelhaft werden konnte, und zur vorgängigen Rücknahme der Dispensationsverbote konnte er sich so wenig entschließen, daß er vielmehr in einem solchen Falle ein wesentliches Princip für preisgegeben und sich selbst für moralisch vernichtet hielt und deßhalb wiederholt und energisch den Entschluß aussprach, von seinem Amte zurückzutreten. Ich durfte es damals noch gar nicht wagen, zur Rücknahme der Verbote zu raten, weil ich dadurch jeden Einfluß auf den Gang der Dinge eingebüßt haben würde. Ich durfte es auch nicht aus dem ferneren Grunde, weil in der That das endgiltige Zustandekommen des den Kammern noch nicht einmal zur Beratung vorgelegten Gesetzentwurfs noch sehr unsicher war und man unter keinen Umständen den Bischof der entsetzlichen Lage aussetzen durfte, seine Waffen preisgegeben zu haben, ohne die Gegenleistung auch sicher zu empfangen.

Die Regierung suchte zwar durch einen Erlaß vom 13. Dezember den Bischof zu beruhigen, indem sie erklärte, daß sie sich in der Lage befinde, das Zustande-

kommen des Gesetzes in sichere Aussicht zu stellen, wenn dem von ihr ausgedrückten Wunsche Rechnung getragen würde; allein diese moralische Garantie stand und fiel mit dem Namen v. Stößer, und die zunehmende Gereiztheit der liberalen Majorität gegen diesen Mann, der doch nur mit treuer Beharrlichkeit die Absichten seines fürstlichen Herrn zu vollziehen bestrebt war, nötigte jeden Vertreter kirchlicher Interessen, auch die Möglichkeit seines Sturzes in Betracht zu ziehen; es wurde deßhalb beschlossen, diesen letzterwähnten Erlaß erst nach Eintreffen der ersehnten Antwort aus Rom zu beantworten. Eine Unterredung mit Kiefer, welche ich nach eingeholter Zustimmung des Bischofs hatte, bestärkte mich in der Ueberzeugung, daß die liberale Partei gegen den Stößer'schen Entwurf stimmen werde wie ein Mann.

Am 3. Januar 1880 traf die vom 19. Dezember datirte Entscheidung der von dem heiligen Vater für diese Angelegenheit eingesetzten Congregation ein; sie war unterzeichnet von Cardinal Nina und ermächtigte den Herrn Erzbistumsverweser, auf den Gesetzentwurf einzugehen und zum Vollzug eines auf dieser Grundlage etwa zu Stande kommenden Gesetzes mitzuwirken. Allein dieser Zustimmung waren verschiedene echt ultramontane Clauseln hinzugefügt, vor Allem die Bestimmung, daß der Bischof die bisherige Lage nicht thatsächlich verändern dürfe, bevor das neue Gesetz die Genehmigung des Landesfürsten erhalten habe (prima che la legge venga sancionata). Damit war dem Bischof die Erfüllung des mehrerwähnten Wunsches der Regierung geradezu verboten, wenn auch nicht vom Papste, so doch von

einer päpstlichen Congregation. So sehr ich dies mißbilligte, so froh war ich nun, nicht durch einen voreiligen entgegengesetzten Rat mich bei ihm unmöglich gemacht zu haben.

Jetzt mußte die Antwort auf die zwei letzten Erlasse der Regierung festgestellt werden. Dies geschah durch einen teils von dem Herrn Bischof selbst, teils und namentlich im Schlußsatze von mir im Beisein desselben gefertigten Entwurf, welcher die Genehmigung des Domcapitels erlangte und als Erlaß des Capitelvicariats vom 5. Januar 1880 die Grundlage für den weiteren Verlauf der Dinge geworden ist. Das kurze Actenstück lautet:

„Wir halten uns einerseits für verpflichtet, den dortigen anerkennungswerten Bestrebungen nach Kräften entgegenzukommen, der Notlage der Seelsorge abzuhelfen, und den Frieden zwischen Staat und Kirche herbeizuführen. Andrerseits sind wir nicht befugt, die Rechte der Kirche, insbesondere auf die Erziehung, Heranbildung und Bestellung der Kirchendiener, sowie auf die kirchliche Jurisdiction aufzugeben, welche der Kirche kraft ihrer göttlichen Einsetzung und Mission und kraft positiven feierlich garantirten Rechts zustehen.

Wir hoffen indessen, daß die Großh. Regierung, indem sie den berührten ersten Schritt zur Herstellung des guten Einvernehmens zwischen der Staats- und Kirchengewalt mit uns gethan hat, auch mit uns dahin wirke, daß durch Abänderung derjenigen Gesetze, welche die freie Wirksamkeit und die Rechte der Kirche beeinträchtigen, auf rechtlichem Wege der wahre und dauernde Friede zum Wohle des Staates und des Seelenheiles hergestellt werde.

In dieser Hoffnung und um größere Nachteile für das Wohl der Gläubigen möglichst abzuwenden, sind wir in der Lage, auf den dortigen Gesetzvorschlag andurch amtlich zu erklären, daß wir zulassen werden, daß die Candidaten der Theologie gemäß derselben die theologische Fachprüfung unter Anwohnung des dortigen Commissärs erstehen und daß die Geistlichen, auf welche Art. II des Gesetzentwurfs in Anwendung zu kommen hätte, die dort berührte Befreiung nachsuchen.

Was den dortigen Wunsch anbelangt, so möchten wir im Hinblicke auf unsere Pflicht und Lage, sowie in Anbetracht, daß die Schonung der kirchlichen Autorität der Autorität der Staatsgewalt nur förderlich sein kann, und im Vertrauen auf die hochherzige Auffassung der Großh. Staatsregierung die dringende Bitte aussprechen, Hochdieselbe wolle den berührten Wunsch auf sich beruhen lassen."

Die Antwort des Ministeriums auf diese Mitteilung bestand in dem Antrag an den Großherzog, den Stößer'schen Gesetzentwurf zu genehmigen und ihn der Ständeversammlung zur Beratung und Zustimmung vorlegen zu lassen. Diesem Antrag wurde mit allerhöchster Entschließung vom 15. Januar entsprochen, und am 17. Januar erfolgte durch den Minister die Vorlage in der zweiten Kammer.

Jetzt aber eröffnete sich plötzlich eine ganz neue Situation. Die liberale Partei war und blieb fest entschlossen, dem Gesetzentwurf ihre Zustimmung zu versagen; Präsident Lamey machte mir daraus gar kein Hehl. Dagegen war er auch bereit, das Gesetz vom

14. Februar 1874 hinsichtlich des Staatsexamens der Geistlichen vollständig fallen zu lassen. Dies führte allerdings zu einem Ergebniß, das viel freisinniger und für die Kirche günstiger war, als der Regierungsentwurf. Allein mit dieser Erklärung war die ebenso bestimmte Versicherung verbunden, daß die vorgängige Zurücknahme der bischöflichen Verbote eine Bedingung sei, ohne deren Erfüllung schlechterdings gar Nichts zu Stande kommen könne.

34. Von jetzt an riet ich dem Bischof, die Verbote aufzugeben, weil ich überzeugt war, daß er auf diese Weise Alles, sonst Nichts erreichen werde. Ihm und mir selbst habe ich allerdings schwere Stunden bereitet, aber der Zweck wurde doch erreicht. Kein Parteigenosse, kein Priester unterstützte mich; selbst v. Stösser's Hoffnungen sanken, und meine eigenen blieben auch nicht immer unerschüttert. Da ich aus meiner Ansicht über den bei veränderter Sachlage einzuschlagenden veränderten Weg kein Hehl machte, so wurde ich von meinen ultramontanen „Fractionsgenossen" nicht einmal in die Commission zur Beratung des neuen Gesetzes gewählt, sondern vollständig auf die Seite gesetzt.

Die jetzt beginnenden Commissionsberatungen mußten natürlich ohne jeden Erfolg bleiben, wenn nicht der Bischof seinen Entschluß änderte; that er dies nicht, so kam kein Gesetz zu Stande. Daß zwischen ihm und der liberalen Partei ebenso wenig, wie zwischen dieser und dem Minister v. Stösser ein aufrichtiges Einverständniß zu erzielen sei, das hatte ich aus dem bisherigen Gang der Dinge sattsam gelernt; daß der Minister vorerst nicht fallen werde, glaubte ich aus guten Gründen

annehmen zu dürfen. Somit sah ich mich, förmlich zusammengewachsen wie ich war mit dem Zustandekommen des Friedenswerkes, nach anderen und höher liegenden Hilfsquellen um.

Es war nur ein Gedanke möglich: wenn zwischen Minister und Kammer, zwischen Kammer und Bischof der Friede nicht zu stiften ist, so muß man sich flüchten zum Großherzog und nötigenfalls zum Papst. In meinem armen und gemarterten Gehirn erwachte dieser Gedanke zur vollen Klarheit am 30. Januar 1880, und es scheint mir, daß diese nämliche Idee es ist, welche vom Dezember 1882 bis März 1883 den Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst herbeigeführt hat. Das hohe Bewußtsein weltgeschichtlicher Verantwortlichkeit für die höchsten Interessen der Menschheit, welches in diesem Grad nur den obersten Häuptern von Kirche und Staat innewohnen kann, ist von unschätzbarem Werte, und ich bin heute, wie vor drei Jahren, der festen Ueberzeugung, daß nur durch die Einschlagung dieses Weges die badischen Dinge zu glücklichem Ausgang kamen. Denn die liberale Partei würde sich sehr täuschen, wenn sie glauben wollte, daß der Bischof vor ihrer Autorität die Flagge gesenkt haben würde, und gerade ebenso sehr würden die Männer der Kirche im Irrtum sein bei der Annahme, daß die Liberalen sich dem kirchlichen Standpunkt unter Verzicht auf den ihrigen untergeordnet haben würden.

Ich schrieb dem Minister, es müsse auf irgend eine Weise darnach gestrebt werden, daß über alle Parteien und Behörden hinweg der Erzbistumsverweser auf dem Weg einer Audienz in persönliche Berührung mit

dem Großherzog gebracht werde, dann werde die Sache gehen. In seiner Antwort sprach Stösser zuerst aus, daß manche Bedenken entgegenstünden; allein er unterbreitete den Vorschlag dem Fürsten, welcher hochherzig genug dachte, um sofort Folgendes zu erwidern:

„Ich bin sehr geneigt, auf den Vorschlag einzugehen, daß der Erzbistumsverweser persönlich bei Mir erscheint und in Folge seines persönlichen Ausspruches Mir die Möglichkeit gibt, ihm meine Antwort zu geben, welche ihn veranlaßt, das Verbot sofort zurückzunehmen."

Die in Aussicht gestellte landesherrliche Antwort sollte dahin gehen, daß ein neuer Gesetzentwurf mit Strich des landesherrlichen Commissärs und der Staatsprüfung den Ständen vorgelegt werde, sobald die Zurücknahme des Verbotes erfolgt. Zugleich versäumte die Regierung nicht, telegraphisch die nötige Information über die veränderte Sachlage an eine geeignete Adresse in Rom gelangen zu lassen.

Diese Entschließung des Großherzogs Friedrich ist es, welche uns Badenern die katholische Seelsorge und den kirchlichen Frieden zurückgegeben hat; die Weisheit und Geduld des Fürsten siegte über alle Leidenschaften und über alle Parteien.

Nach Empfang der hochwichtigen Nachricht bestürmte ich den Herrn Bischof und bewog ihn auch schließlich, eine Sitzung des Ordinariats abzuhalten, um an den hl. Vater zu telegraphiren; denn so viel mußte ich ihm auf seinem Standpunkt auch wider meinen Willen zugeben, daß er in seiner Stellung ohne oder gegen Rom den entscheidenden Schritt nicht thun könne. Da ich aber den Bischof nachgerade vollständig zu kennen

glaubte, so flüchtete ich mich, bevor die Sitzung stattfand, zu dem ehrwürdigen Domcapitular Orbin, dem jetzigen Erzbischof, aus dessen Mund ich stets den wahren Geist des Christentums ohne jeden Beigeschmack politischer Herrschsucht vernommen habe, so daß mir die Erinnerung an jede meiner mit ihm gepflogenen Unterredungen eine kostbare ist. Er gestattete mir, bei ihm eine Depesche zu entwerfen, welche er für geeignet hielt, als Ausgangspunkt für die Beratungen des Ordinariats zu dienen. Am 3. Februar setzte sich das Capitelsvicariat in telegraphischen Verkehr mit dem hl. Stuhl, welchem der Gedanke des unmittelbaren Verkehrs zwischen dem Großherzog und dem Bischof, sowie die ganze durch das Verhalten der zweiten Kammer geschaffene neue Sachlage unterbreitet wurde.

Wenn ich heute diese Dinge überlege, so muß ich bekennen, daß meines Erachtens der Bischof auf die Einladung des Fürsten auch ohne vorgängigen Verkehr mit Rom hätte eingehen können, und daß ihm die päpstliche Indemnität sicherlich nicht gefehlt haben würde; allein er und wir Alle waren durch die langen Jahre des Kampfes überreizt, und je mehr sich meine Erinnerung in jene schweren und inhaltreichen Tage und Stunden versenkt, desto mehr muß ich erkennen und desto lauter muß ich es aussprechen, daß von allen Handelnden und Redenden der Großherzog allein, in vollstem Bewußtsein seiner erhabenen Stellung, gänzlich frei war von Leidenschaft und Vorurteil, zugleich ein lebendiger Fürst und der allein feste staatsrechtliche Punkt, unbeirrt von rechts und links, der wahre Segen Gottes für Staat und Kirche. Wem es beliebt, das Schmeichelei

zu nennen, dem sei das Vergnügen unbenommen; ich weiß, daß es die reine Wahrheit ist.

Gegenüber den fortgesetzten Versuchen der liberalen Partei, den Staatsminister Turban von Stösser zu trennen und dadurch letzteren zu stürzen, ordnete der Großherzog an, daß an den Beratungen der Commission und des Plenums der Abgeordnetenkammer über das Examengesetz nicht nur Stösser als Ressortminister, sondern auch Turban als Staatsminister Anteil nehme. Dennoch beschloß die liberale Mehrheit der Commission, bei der Kammer die Ablehnung jeder Beratung des Gesetzes zu beantragen, weil die Erklärungen des Bischofs nicht von der Art seien, um irgend eine Abänderung des bestehenden Zustandes zu ermöglichen, weder die nach dem Stösser'schen Entwurf, noch die nach dem Lamey'schen Project. Fürsorglich wurde die Ablehnung des ganzen Gesetzes ohne Einzelberatung beantragt. Durch diesen Commissionsbeschluß war einerseits der Kirchenbehörde das Höchste in Aussicht gestellt, was sie wünschen konnte, nämlich die gänzliche Abschaffung des Staatsexamens und die vollständigste Herstellung der Seelsorge, andrerseits aber wurde jede Aussicht geknüpft an die unerläßliche Bedingung vorgängiger Zurücknahme der kirchlichen Verbote.

An die Erfüllung dieser Bedingung glaubte damals, zumal der Bischof auch Lender gegenüber sich beharrlich weigerte, vielleicht Niemand außer mir, der ich von dem Telegramm an den hl. Vater wußte und auf die persönliche Weisheit und Friedensliebe Leo's XIII. vertraute, wie ich dies auch heute, da ich diese Zeilen niederschreibe, am 9. März 1883, in der

preußischen Kirchenconflictsfrage zu thun nicht aufhören kann.

In diesem kritischen Moment verbreitete sich das Gerücht, Kanzleidirector Dr. Maas sei nach Rom gesandt worden, um den Erfolg meiner Schritte zu hintertreiben oder zu durchkreuzen. Er war bisher auf das bestimmteste Verlangen der Regierung von jeder Teilnahme an den Verhandlungen ausgeschlossen geblieben. Im Dezember war er in einer Ehescheidungssache nach Rom gegangen, und der Bischof hatte mir unter urschriftlicher Vorzeigung der betreffenden Correspondenz förmlich sein Wort verpfändet, daß Maas über die obschwebende Angelegenheit auch nicht ein Wort in seinem, des Bischofs Namen zu sprechen berechtigt sei. Als jetzt gleichwohl von einer Maas'schen Mission gefabelt wurde, erbat ich mir von dem Herrn Erzbistumsverweser sofort die bestimmteste Auskunft über diesen Punkt, indem ich ihm zugleich erklärte, daß, wenn er hinter meinem Rücken einen solchen Schritt gethan habe, ich gewiß sei, sein Vertrauen keinen Augenblick besessen zu haben.

Der Bischof antwortete mir eigenhändig und umgehend. Er versicherte mich, daß außer dem mir bekannten Telegramm nach Rom Nichts geschehen sei, und daß die umlaufenden Gerüchte wegen Maas rein erlogen seien; er bat mich, für sofortige Berichtigung in der Presse zu sorgen, und bemerkte schließlich: „Damit fällt auch Ihre Besorgniß, daß Sie mein Vertrauen nie besessen hätten." Zugleich teilte er mir mit — das Schreiben datirte vom 11. Februar —:

„Ich habe an den Großherzog geschrieben und den

Entwurf einer Erklärung an das Ministerium des Innern beigelegt, welche Erklärung Alles enthält, um den Conflict zu schließen."

In der That war der Würfel gefallen, und zwar durch Gottes Fügung auf die glückliche Seite. Freilich, wenn der Bischof meiner Idee und der Einladung des Großherzogs zu persönlichem Erscheinen gefolgt wäre, so wäre Alles rascher, leichter und freier gegangen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Februar, als eben ein Ministerialcommissär mit einem verschlossenen Schreiben des Staatsministeriums und mit dem Auftrag in Freiburg eingetroffen war, nicht ohne Ja oder Nein nach Karlsruhe zurückzukehren, langte endlich die ersehnte päpstliche Antwort an. Der hl. Vater hatte die vorgängige Zurücknahme der erzbischöflichen Verbote gestattet, falls die Annahme eines Gesetzes auf der Grundlage des Commissionsbeschlusses der zweiten Kammer als gesichert zu betrachten sei.

Jetzt muß ich sagen, daß nach meiner jetzigen Auffassung und Erkenntniß die ganze ursprüngliche Anfrage in Rom überflüssig war. Denn entweder war der Erzbischof von Freiburg nicht befugt gewesen, die Verbote zu erlassen, dann waren sie ungiltig; oder er war dazu befugt gewesen, dann konnte er sie auch zurücknehmen; wer ohne Rom verbieten darf, der darf auch ohne Rom erlauben. Und selbst die Nina'sche Entscheidung vom 19. Dezember konnte hieran rechtmäßiger Weise Nichts ändern.

Dennoch aber war es nur die persönliche Weisheit und Friedensliebe Leo's XIII., welcher wir die Zurücknahme zu verdanken hatten. Denn ich weiß

aus dem Munde eines Mannes, dem es der heilige Vater selbst gesagt hat, daß Leo XIII. die höchste Schwierigkeit hatte, seine Entscheidung gegen den Willen seiner unverständigen ultramontanen Umgebung durchzusetzen; ja, der Stellvertreter Christi hat ausdrücklich erklärt, er habe sich der eigentlichen Form des Befehls bedienen müssen, um seinen Willen an uns gelangen zu lassen. Damit wird es auch zusammenhängen, daß wir so lange, nämlich vom 3. bis 9. Februar, auf seine Entschließung warten mußten. Und es wird aus diesen Thatsachen auch mit gutem Grund der Schluß gezogen werden dürfen, daß Kardinal Nina's Erlaß vom 19. Dezember 1879 den persönlichen Gesinnungen des heiligen Vaters keineswegs entsprochen hat.

Jetzt richtete der Bischof gleich am 10. Februar das Schreiben an den Großherzog, von welchem er mir in seinem oben erwähnten Brief vom 11. Nachricht gab. Er rief gegenüber den Commissionsbeschlüssen der zweiten Kammer die allerhöchste Vermittelung an, und der Entwurf seiner Erklärung an das Ministerium, welchen er gleichzeitig beilegte, lautete so:

„Großherzoglichem Ministerium des Innern beehren wir uns unseren tiefgefühlten Dank auszusprechen, daß Hochdasselbe uns in Erfüllung unserer Pflichten betreffs der Ausübung der kirchlichen Functionen so geneigt entgegengekommen ist.

In dankbarer Anerkennung der von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog uns huldvoll geoffenbarten landesväterlichen Teilnahme für die Seelsorge der katholischen Bevölkerung des Großherzogtums und in der Erkenntniß, daß nach dem bisherigen Gange der

landständischen Verhandlungen durch unser Entgegenkommen eine den Interessen der Kirche entsprechende Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 in sicherer Aussicht steht, nehmen wir anmit die Verbote vom 14. September 1867, 7. November 1872 und 24. Januar 1874 wegen Dispenseinholung vom Staatsexamen zurück."

35. Diesen weisen und hochherzigen Entschluß hat der Bischof niemals zu bereuen gehabt; weder beim Clerus noch beim Volke litt sein Ansehen deßhalb die geringste Not, und kein Mensch dachte daran, daß er nunmehr sein Amt niederlegen müsse. Aber noch milder und noch weniger demütigend wäre Alles gegangen, wenn er schon am 2. Februar persönlich zum Großherzog sich begeben und aus dem Munde des Landesfürsten die Zusicherung entgegengenommen hätte, welche ihn notwendig zur Zurücknahme der Verbote hätte bestimmen müssen.

Das Eis war gebrochen. Nach der jetzt sicher zu erhoffenden vollständigen Wiederherstellung der Seelsorge konnte die katholische Partei in Baden sich ohne frevelhaften Uebermut nicht auf die gleiche Linie stellen mit der Centrumspartei in Preußen. Und es war jetzt an einem praktischen Beispiel bewiesen, daß man durch christliches Entgegenkommen und durch selbstsuchtlosen Verzicht auf politische Machtfragen die Interessen der Kirche besser fördert, als durch ultramontane Starrsucht und politische Herrschbegierde.

Aber eben deßhalb geriet ich bei meiner „Fraction" täglich mehr in Ungnade. Daß ich beinahe Gesundheit und Leben aufgeopfert hatte, das erkannten auf allen

Seiten Alle an, nur in meiner Fraktion auch kein Einziger: selbst Lender wurde mir täglich fremder, und ich meinerseits ermangelte nicht, offen und bei jeder Gelegenheit meinen „Parteigenossen“ die derbsten Wahrheiten zu sagen. Je mehr ich mich angestrengt hatte, desto mehr Geringschätzung suchte man mir zu zeigen, und in entsprechendem Maße nahm meine Grobheit zu. Es war ein empörendes Mißverhältniß.

Desto rascher wickelte sich die Sache selbst nun ab, nachdem einmal das Wesen derselben entschieden war. Schon unterm 12. Februar legte das Ministerium des Innern dem Großherzog einen neuen Gesetzentwurf vor, welcher Tags darauf die allerhöchste Genehmigung erhielt und unter Zurückziehung des früheren Entwurfes alsbald den Ständen vorgelegt wurde. Er bestimmte einfach, daß an die Stelle des gänzlich aufgehobenen „Kulturexamens“ folgende einfache Erfordernisse der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung der protestantischen wie katholischen Geistlichen treten: 1) Gymnasial-Maturitätsprüfung, 2) dreijähriger Besuch einer deutschen Universität, und 3) während desselben fleißige Anhörung von Vorlesungen aus dem Lehrkreise der philosophischen Facultät in demselben Umfange, wie dies für die Studirenden der Rechtswissenschaft, der Medicin und des Cameralfachs gleichfalls vorgeschrieben ist.

Damit war Jolly wohl für immer zu den Acten gelegt, Recht und Freiheit wieder hergestellt; für etwaige Mängel in einzelnen Fällen war der Staatsregierung die weiteste, wohl nur durch das bekannte Reichsgesetz gegen den Jesuitenorden eingeschränkte Dispensationsbefugniß vorbehalten.

Am 25. Februar fand endlich die Beratung der zweiten Kammer über den neuen Gesetzentwurf statt. Wie dringend und wichtig die Frage war, um die es sich handelte, konnte man namentlich ersehen aus den statistischen Mitteilungen, welche bei dieser Gelegenheit Minister v. Stößer machte. Hiernach waren augenblicklich in Baden für 1115 Seelsorge-Stellen nur noch 882 katholische Geistliche vorhanden; 109 Vicarsstellen waren unbesetzt; unter den 882 Geistlichen befanden sich 180 im Alter von 60 bis 80 Jahren. In der That, es war die höchste Zeit, dem Zustand rasch zunehmender Verwaisung der Seelsorge ein Ende zu machen, so weit dies überhaupt in der Macht der gesetzgebenden Gewalten liegen konnte.

Die katholische Partei ließ sich in der Debatte durch Lender vertreten; ich schwieg, da ich nach erfolgter Lösung der Frage nichts Notwendiges zu sagen hatte und Ueberflüssiges nicht sagen wollte; namentlich hätte eine warme Ereiferung von meiner Seite für Stößer dem Letzteren höchstens zu schaden, keinenfalls zu nützen vermocht. Die Annahme des Gesetzes erfolgte einstimmig. In der ersten Kammer, welche mit allen gegen eine Stimme dem Gesetzentwurfe beitrat, erfuhr zu meiner großen Freude die gute Absicht und die tüchtige Geschäftsleitung des Ministers v. Stößer eine warme, von staatsmännischer Einsicht und leidenschaftsloser Ruhe Zeugniß ablegende Anerkennung. Schon unterm 5. März erhielt das Gesetz die Sanction des Landesherrn und wurde im Gesetz- und Verordnungsblatt verkündet. Wenige Wochen später folgte die nötige Vollzugsverordnung nach, und es wurden sodann in rascher Folge nicht weniger als

vierhundertsechszehn katholische Geistliche — mehr als ein Drittheil der Gesammtzahl geistlicher Stellen — teils auf Grund ordnungsmäßigen Nachweises der in dem neuen Gesetze bestimmten Erfordernisse, teils nach erlangter Dispensation zur ständigen öffentlichen Ausübung kirchlicher Functionen, sowie zur Erlangung von Kirchenämtern im Großherzogtum Baden zugelassen.

Für eine Million Katholiken waren vierhundertsechszehn Priester mit einem Schlage gewonnen; das Ergebniß war aller überstandenen Mühe wert; Glück, Heil und Segen strömten in Hunderte von Gemeinden und von Familien, und die Bahn war vielleicht gebrochen für eine ähnliche Wiederherstellung des Friedens auch in Preußen.

Die liberale Partei der zweiten Kammer ließ es sich nicht nehmen, bei der Beratung des Etats des katholischen Kultus am 10. März dem Minister v. Stösser nachträglich ein ausdrückliches Mißtrauensvotum zu erteilen, welches mit einer ebenso nachdrücklichen Vertrauenskundgebung für den Staatsminister Turban verbunden war, obgleich dieser sich für alle und jede Amtshandlungen seines Collegen auf dem kirchenpolitischen Gebiet sammtverbindlich erklärt hatte. Es wurde nämlich mit unbedeutender Mehrheit „im Hinblick auf die bei der Behandlung des Gesetzentwurfs über die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen gemachten Wahrnehmungen" die Erwartung ausgesprochen, daß etwa stattfindende Verhandlungen über die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles nicht vom Ministerium des Innern, sondern vom Staats-Ministerium selbst geführt werden sollen, obgleich das

Ministerium des Innern die für diesen Gegenstand organisationsmäßig berufene Stelle ist. Ich war in Folge eines schweren Krankheitsfalles in meiner Familie abwesend und bedauere lebhaft, daß ich bei dieser einzigen passenden Gelegenheit nicht für Stösser eintreten konnte, den ich seit meiner ersten Unterredung mit ihm als einen Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes kennen gelernt, und der keinen Augenblick und in keiner Weise den staatlichen Standpunkt verletzt hatte. Er reichte sogleich seine Entlassung ein, aber der Großherzog nahm sie nicht an und ließ schon am 12. März seine Entschließung durch den Staatsminister der Kammer mitteilen. Eine amtliche Kundgebung in der „Karlsruher Zeitung" enthielt folgende schwerwiegende Worte:

„Bei Beurteilung dieses Enthebungsgesuches hatte zunächst die Erwägung einzutreten, daß in der Genehmigung desselben die Anerkennung eines Bestimmungsrechtes der Stände hätte erblickt werden können, wer mit der Führung einzelner Staatsgeschäfte zu beauftragen sei. Eine solche Befugniß kann aber nicht eingeräumt werden, ohne dem in dieser Beziehung verfassungsmäßig nicht beschränkten Recht der Krone zu nahe zu treten. Was sodann die materielle Begründung der fraglichen Erklärung betrifft, so hat das von dem Präsidenten des Ministeriums des Innern beobachtete Verfahren nach genauer und streng sachlicher Erwägung keineswegs zu der Annahme geführt, daß demselben die fernere Leitung etwaiger Verhandlungen mit der katholischen Kirchenbehörde nicht mehr anvertraut werden könne. Das in jener Erklärung ausgedrückte

Mißtrauen konnte demnach sachlich nicht als begründet angesehen werden. Das Eintreten auf ein derartig sachlich nicht begründetes Votum würde aber weder im Interesse der Regierungsautorität noch in dem des Landes gelegen haben, und ergab sich hieraus die Unzulässigkeit, dem Entlassungsgesuche des Ministerialpräsidenten v. Stösser stattzugeben, und andrerseits die Verpflichtung des betreffenden Beamten, auf dem gestellten Gesuche nicht weiter zu beharren."

In dieser kraftvollen Weise wahrte der Großherzog das monarchische Recht, indem er zugleich seinen ehrenhaften und treuen Diener, welcher den Friedensgedanken des Fürsten mit Hingebung und Selbstverläugnung zum Ausdruck gebracht und verwirklicht hatte, mit starkem Arm aufrecht erhielt.

Der liberalen Partei aber wurde Alles, was sie verstehen sollte, thatsächlich und deutlich gesagt durch den Umstand, daß der Großherzog am 18. März, obgleich in Karlsruhe anwesend, den Landtag durch den Staatsminister schließen ließ. Niemand zweifelte, daß der Schluß durch den Großherzog selbst unter höchsteigener Anerkennung des Friedenswerkes erfolgt sein würde, wenn nicht die leidenschaftliche Uebereilung vom 10. März noch in die letzten Stunden einen Mißklang gebracht hätte.

Gleich am ersten Tage nach dem Landtagsschluß, am 19. März 1880, begab ich mich nach Baden, um meinen Wahlmännern und Urwählern Rechenschaft abzulegen über die Art und Weise, in welcher ich mein landständisches Mandat aufgefaßt und vollzogen hatte. Ich traf eine rechtzeitig anberaumte Versammlung von mehreren hundert Personen und beleuchtete in ausführ-

lichem Vortrag alle wichtigen Vorfälle des Landtages, darunter natürlich ganz vorzugsweise das staatlich-kirchliche Friedenswerk. Ich erklärte, daß ich nach meinem Wissen und Verstehen um keines Haares Breite von den richtig aufgefaßten Grundsätzen der katholischen Partei in Baden, die mich gewählt habe, im Gegensatz zur außerbadischen Centrumspartei, abgewichen sei, und daß ich mit gutem Bedacht in der kirchenpolitischen Frage die Regierung und namentlich den Minister v. Stösser unterstützt habe, weil ich namentlich bei dieser Regierung und bei diesem Manne viel mehr Wohlwollen für die Sache selbst und einen weit höheren Grad politischer Einsicht gefunden habe, als bei den Heißspornen meiner eigenen Partei. An diese Erklärung knüpfte ich die Bitte, wenn meine Wähler mit meiner Auffassung der Dinge nicht einverstanden seien, so möchten sie mir dies entweder sogleich mündlich oder nach meiner erfolgten Rückkehr nach Freiburg schriftlich aussprechen. Es wurde mir sofort erwidert, daß man gar nicht begreifen könne, weßhalb ich an eine solche Möglichkeit denke; es könne davon gar keine Rede sein. Und seit jenem 19. März 1880 bis zum Spätjahr 1881 hat auch nicht ein Einziger von den Wahlmännern oder Urwählern der Stadt Baden mir seine Unzufriedenheit ausgesprochen.

Damit war der anstrengende und sorgenvolle Landtag überstanden, und eine ernsthafte Gewissenserforschung über alles Geschehene schien höchst angezeigt.

Zu meinen Gunsten durfte ich sagen, daß ich treu geblieben war dem Ideal, für das ich mich in den Kampf begeben hatte. Es ist ja möglich, daß mein

Ideal von der Kirche und ihren Zuständen für dieses Jahrhundert noch zu früh kommt. Vor dem Auge meines Geistes steht, wie ich schon an einer andern Stelle — nicht dieser Schrift — es ausgesprochen habe, die Kirche in himmlischer Glorie da, als die unbefleckte, makellose Braut des Herrn, ohne die geringste Vermenschlichung durch irdische Selbstsucht oder politischen Ehrgeiz, einzig beschäftigt mit unserer Erlösung, einzig gewidmet den Heilsfragen, unbekümmert um alle politischen, irdischen Machtfragen. Das ist meine, das ist die wahre christlich-katholische Kirche. Ihr näher zu kommen durch die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse des Volkes und durch die Aussöhnung mit einer von christlichem Geiste erfüllten Obrigkeit, an deren Spitze ein Fürst von hervorragender Einsicht und Pflichttreue stand, das hatte ich als die Aufgabe der Unternehmung betrachtet, um deren willen ich mich nochmals in das Getriebe des parlamentarischen Lebens gewagt hatte.

Allein in der Ausführung meiner Vorsätze hatte ich nur allzu oft und allzu sehr gefehlt. Die Begeisterung, von der ich für die Sache erfüllt war, in Verbindung mit dem Gefühle einer unzulänglichen Kraft und mit den bitteren Täuschungen, welche ich an einzelnen Persönlichkeiten zu erleben hatte, versetzten mich in einen Zustand fortwährender Gereiztheit und leidenschaftlicher Erregung, in dem ich mir selbst und Anderen schadete und wehe that, ohne daß es der Sache nützen konnte. Unter diesen Umständen war es gut, daß ich wenigstens die Selbstbeherrschung nicht verlor, mich von öffentlichen Kammerreden möglichst ferne zu halten; es gab

in den Couloirs Gelegenheit genug, das Unerläßliche auszusprechen. Pfarrer Hansjakob, der mir in der ganzen Sache treu zur Seite stand, hatte schon auf dem vorigen Landtage seine Erfahrungen mit der ultramontanen Partei gemacht und befand sich im Zustande einer gelassenen Resignation; in Folge meiner Bemühungen war er zwar in die Fraction wieder eingetreten, allein er blieb den extremen Geistern derselben gerade so gut ein Dorn im Auge, wie ich selbst, und nachdem ich einmal bei der Adreßdebatte unterlegen war, beschränkte sich Hansjakobs Verhältniß zur Partei darauf, daß er nicht geradezu wieder austrat. Sein Mandat ging mit diesem Landtag zu Ende, und selbstverständlich hat ihn der Ultramontanismus nicht wieder gewählt. Die Fehler meiner Heftigkeit wußte er zu vermeiden, aber dafür blieb ihm auch eine positive Wirksamkeit versagt. Er war der Einzige von der katholischen Partei, zu dem ich am Schlusse des Landtages noch in einem freundlichen Verhältniß stand: leider bezog sich unser Einverständniß nur auf die Principienfragen, während mancherlei Detail, namentlich auch in der erzbischöflichen Frage, uns trennte.

Dem alten Freunde Lender reichte ich im Bewußtsein, daß man in der Hitze des Kampfes auf allen Seiten, mich selbst nicht ausgenommen, zu weit gegangen war, noch einmal die Friedenshand, und er nahm sie auch nochmals an: wir hatten Beide den Vorsatz, persönlich befreundet zu bleiben, aber die Folge hat gezeigt, daß der Ultramontanismus ein solches Verhältniß nicht duldet.

Schon während der Dauer des Landtages hatte ich erkannt, daß ich in neue Lebensverhältnisse eintreten

mußte. Die Hoffnung, als Schriftsteller oder gar als akademischer Lehrer auf katholischer Seite den Rest meiner Lebenskraft nützlich zu verwerten, mußte aufgegeben werden, nachdem ich einmal von dem Centrum und seinen geistlichen Verbündeten in Acht und Bann gethan war; andrerseits hatte die trotz Allem thatsächlich erwiesene Fähigkeit, den körperlichen und geistigen Strapazen des ganzen Winters schließlich siegreich zu trotzen, mich überzeugt, daß ich für das müßige Leben eines Pensionärs ohne weitere Lebensaufgabe weder alt noch schwach genug sei. Doch war ich fest überzeugt, daß die alten Leiden in verstärktem Maße wiederkehren müßten, sobald ich mich nochmals der ertödtenden und aufreibenden Wirkung der langen Gerichtssitzungen und den wenigstens für meine körperliche und geistige Natur bestehenden vielfachen sonstigen Mißständen des Collegialrichter-Lebens aussetzen würde.

Das Ergebniß aller dieser Erwägungen war der Entschluß, mich zwar der Regierung behufs Wiederverwendung im activen Staatsdienst zur Verfügung zu stellen, gleichzeitig aber unter Verzicht auf jede weitere Laufbahn nach oben die Bitte auszusprechen, daß man mich wieder zu dem machen möge, was ich im Jahre 1857 geworden war, zum einfachen Amtsrichter. Man wird mir schon glauben, daß es einen Augenblick in meinem Innern gährte, bevor dieser Entschluß zur festen Ruhe kam: denn ich war freilich mit anderen Hoffnungen vor einem Vierteljahrhundert in das öffentliche Leben eingetreten, und die Eitelkeit wollte mir einflüstern, das Gesammtergebniß meiner Arbeiten und Leistungen sei doch etwas Besseres wert. Ich wähnte zuerst, ich

müsse mir Etwas von der hochfahrenden Gesinnung jenes Mannes aneignen, der auf die Einladung, oben an der Tafel Platz zu nehmen, vom untern Ende derselben hinaufrief: „Wo ich sitze, da ist oben". Ich darf aber eben so wahrheitsgemäß versichern, daß ich über diesen Anflug von Thorheit sehr leicht und ganz vollständig Herr geworden bin und daß ich gründlich gelernt habe, nur den inneren Wert und nicht den äußeren Schein des Lebens und seiner Verhältnisse zu beachten. Als dieser innere Sieg erfochten war, meldete ich mich bei dem Justizminister, der meinen Entschluß mit Verwunderung aber mit Freundlichkeit aufnahm und mir riet, denselben dem Großherzog persönlich auszusprechen. Dies geschah in einer der regelmäßigen Mittwochsaudienzen, und der Landesherr geruhte, meinen Wunsch gnädig aufzunehmen. Leider war ich unvorsichtig genug, dies mit meiner gewöhnlichen Offenheit allen „Fractionsgenossen" mitzuteilen, da ich es für eine höchst unverfängliche und unangreifbare Sache hielt: ich sollte bald eines Anderen belehrt werden und abermals erfahren, daß es eine Partei gibt, welche die giftigen Waffen allen anderen vorzieht.

Nachdem ich am 20. März nach Freiburg zurückgekehrt war, versuchte die dortige ultramontane Clique, zwischen mir und der Regierung Unfrieden zu stiften, indem sie öffentlich in den Zeitungen ein großes Geschrei gegen mich erhob, ich hätte gegen Minister v. Stösser „Indiscretionen" begangen, indem ich seiner Zeit in Baden offen erklärte, daß ich bei Annahme meines Mandates mich eines vollen Verständnisses meiner Bestrebungen auf Seiten der Regierung zu

erfreuen gehabt habe. Das ist die Wahrheit, und warum sollte ich sie nicht sagen? v. Stösser war denn auch keineswegs der Mann, mir zu grollen, und der niederträchtige Versuch, durch Aufhetzung und Verdächtigung meine Wiederanstellung zu hintertreiben und mich so einer jeden Lebensthätigkeit zu berauben, scheiterte an der geraden und ehrlichen Gesinnung der Männer, welche man gegen mich aufzubringen suchte. v. Stösser erkannte ausdrücklich meine Handlungsweise als untadelhaft an, und ich habe die Genugthuung, von diesem hochachtbaren Manne, der seither in der protestantischen Kirche Badens eine hohe Stellung erlangt hat, in vollster gegenseitiger Anerkennung geschieden zu sein. Es soll auch bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß das Geschrei über „Indiscretion" eine Hauptwaffe meiner Gegner gegen mich bei verschiedenen Anlässen gewesen ist, und daß diese Waffe bei anderen Gelegenheiten nicht ohne großen Nachteil gegen mich geführt wurde. Meine Indiscretion besteht aber, wie schon gesagt, darin, daß, wenn ich einen schlechten Streich erfahre, ich es sofort öffentlich sage; ich halte das für Recht und Pflicht.

Unterm 10. April 1880 wurde mir die zufällig in Erledigung gekommene Stelle als Amtsrichter in Achern verliehen. Der nämliche „Zufall" wollte, daß in nächster Nachbarschaft meines künftigen Amtssitzes Lender's Pfarrei lag, so daß also unsere beiderseitige Bemühung, wieder in erträgliche persönliche Verhältnisse zu einander zu kommen, sich in einer von uns Beiden nicht geahnten Weise als zweckmäßig und wohl angebracht erwies. Zur Annahme der Stelle in Achern konnte ich mich um so leichter

entschließen, als das Städtchen in schöner und gesunder Gegend liegt und ich hoffen durfte, nach erfolgter Wiedereinarbeitung in die amtsrichterlichen Geschäfte bei dem nur mäßigen, wenn auch keineswegs unbedeutenden Umfang des Gerichtsbezirkes auch ein gewisses Maß freier Zeit für allgemeine Studien und vielleicht auch für literarische Arbeit zu gewinnen. Dieser Gedanke war, wenn ich nicht sehr irre, dem Minister Grimm nicht unbekannt, und er hatte auch Nichts dagegen einzuwenden. —

Zu der nun folgenden Zeit kann ich unmöglich übergehen, ohne hier aus erkenntlicher Gesinnung — der Schmeichelei bin ich wohl kaum zu beschuldigen — die einfache thatsächliche Wahrheit auszusprechen, daß ich Alles, was ich auf Erden noch leisten kann, nächst der gütigen Vorsehung dem edlen, menschenfreundlichen und rücksichtsvollen Herzen des Großherzogs Friedrich zu verdanken habe. Ihm hatte ich zweifellos in früheren Jahren Unangenehmes bereitet und ich konnte mich nicht beklagen, wenn sein Mißfallen auf mir ruhte. Allein er hatte schon im Jahre 1877, als er bemerkte, daß ich durch Erfahrung und Leiden ruhiger geworden war, sich gütig gegen mich gezeigt, und sodann während des Landtages meine auf Herstellung des Friedens gerichteten Bemühungen huldvoll beachtet. Er ließ mich in den activen Staatsdienst wieder eintreten, obgleich ich in den zwei letzten Jahren vor meiner Pensionirung wenig genug geleistet hatte und ohne daß mir irgend ein Recht auf Reactivirung zustand. Er gab mir dasjenige Amt, welches meinen Fähigkeiten und körperlichen Eigentümlichkeiten entsprach, und dessen wohlthätig belebender Einwirkung ich vorzugsweise die seither

erlangte verhältnißmäßige Wiederherstellung und Kräftigung meiner Gesundheit verdanke. Durch diese Wohlthaten hat der erhabene Fürst mich ganz eigentlich gerettet aus den Händen meiner Feinde. Denn was Er an mir that, erscheint erst vollständig im rechten Lichte durch die Vergleichung mit der Handlungsweise meiner katholischen Parteigenossen, von denen auch nicht ein Einziger außer dem gleich verfehmten Hansjakob offen bei mir ausgehalten hat, obgleich sie Alle an meiner Kirchentreue so wenig zweifeln, als an der eigenen, und obgleich sie sehr wohl wissen, daß nur irdische und politische Fragen uns trennen. Während der Großherzog mit liebevoller Gesinnung bestrebt war, die Wurzeln meines erschütterten Lebens neu zu befestigen, war der ultramontane Haß gegen einen Menschen, dem die Kirche unsagbar teuer und heilig ist, so wahrhaft unmenschlich, daß er wünschte und hoffte, mich im eigentlichen Sinne des Wortes zu Grunde zu richten. Diesen Menschen wäre mein Abfall lieb gewesen, und mein Tod noch lieber. Ich bin zu diesen harten Worten berechtigt, denn die vielfachen öffentlichen Voraussagungen meiner Apostasie und meines Unterganges trugen zu deutlich die Gesichtszüge des dünn verschleierten Wunsches an sich, als daß man dieselben hätte verkennen können. Aber der fürstliche Schutz, welcher mir zu Teil wurde, gab mir einen freundlichen Zufluchtsort, eine innerlich lohnende Wirksamkeit, und der Segen Gottes, dem neben allen meinen Fehlern doch auch meine Treue bekannt ist, fehlte meinen bescheidenen Lebenshoffnungen nicht.

Neunte Tagreise.

Kampf auf Vorposten.

36. Neue Fehde. 37. Trennung. 38. Absagebrief. Ministerwechsel in Baden. 39. Die Dinge in Preußen. Brief an den Reichskanzler.

36. Beim Antritt meines neuen Amtes im Mai 1880 erfüllten mich zwei Gedanken: ich wollte meiner Berufspflicht leben und gleichzeitig das Beispiel eines bescheidenen und kirchentreuen Katholiken geben. Die heftigen Erschütterungen des vergangenen Winters standen noch zu lebhaft vor meiner Seele, um einer anderen Gemütsstimmung überhaupt Raum zu geben, und die amtliche Thätigkeit, in welche ich eintrat, war mir nach einer sechszehnjährigen Trennung von derselben und nach der Einführung der tief einschneidenden Reichsjustizgesetze nebst allen dazu gehörigen Einführungsgesetzen und Vollzugsverordnungen so vollständig neu geworden, daß ich gerechtes Bangen empfand, zumal meine Gesundheit immer noch von Zeit zu Zeit beunruhigende, wenn auch nur für mich selbst deutlich erkennbare Symptome einer tieferen Erschütterung zeigte. Einigermaßen beruhigte mich freilich der Umstand, daß ich im unmittelbaren

Verkehr mit dem Volke nie unglücklich gewesen war, und daß ich besser, als in früheren Jahren, die hohe Wichtigkeit des Einzelrichteramtes zu verstehen glaubte, eines Amtes, dem ich nun aller Voraussicht nach für den Rest meiner irdischen Thätigkeit anzugehören habe. Die Art und Weise, wie ich den neuen Lebensplan angriff, hatte die Folge, daß Lender, dessen Pfarrei nur eine Viertelstunde von meinem Amtsgerichtssitz liegt, sich vollständig mit mir auszusöhnen schien, was ich gern begrüßte und auch meinerseits die Wunden der Vergangenheit eher zu vergessen, als aufzureißen bemüht war.

Allein ich hatte meine Rechnung „ohne den Wirt" gemacht; ich hatte außer Betracht gelassen den unversöhnlichen und blutgierigen Haß, welchen die grundsätzlichen Feinde des Friedens auf mich geworfen hatten: vergessen hatte ich die Lehre und den Charakter Derer, welche nicht vergessen; vor Allem aber hatte ich die Gefühle Derjenigen zu gering angeschlagen, deren persönliche Stellung zum Kirchenregiment ich schonungslos durchkreuzt hatte. Ich sollte bald aus meiner Ruhe aufgescheucht werden. —

Mir lag die in Baden herkömmliche Pflicht ob, Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog für die Verleihung meines richterlichen Amtes die ehrerbietigste Danksagung auszusprechen. Zu diesem Zwecke wurde mir, bevor der Landesfürst den Sommeraufenthalt auf der Mainau bezog, eine Audienz auf 4. Juli bewilligt. Es bedarf nicht der Versicherung, daß dabei meinerseits eben so wenig eine Nebenabsicht politischer oder sonstiger Art vorlag, als der Großherzog höchst weit davon

entfernt war, mich anders zu betrachten, als so, wie ich kam: ein einfacher Amtsrichter, der als Staatsdiener und Unterthan seine Ehrerbietung und Dankbarkeit bezeugt.

Man kann sich leicht mein Erstaunen vorstellen, das ich empfinden mußte, als unmittelbar nach meiner Rückkehr an den Amtssitz die „Frankfurter Zeitung" die Nachricht verbreitete, ich sei zum Zwecke von Verhandlungen über die Wiederherstellung des erzbischöflichen Stuhles in der badischen Residenz gewesen; diese, von einem mir wohlbekannten ultramontanen Intriganten ausgegangenene Nachricht machte alsbald die Runde durch alle deutschen Zeitungen, wobei es an den mannigfaltigsten Randglossen nach entgegengesetzten Richtungen hin nicht fehlen konnte.

Der am Sitze des Herrn Erzbistumsverwesers unter der Leitung des Abgeordneten Wacker erscheinende „Freiburger Bote" bemerkte zu der Sache Folgendes:

„Höchst wahrscheinlich hat Herr Baumstark in Karlsruhe einfach Besuche gemacht, wie es sich nach Uebernahme seiner neuen Stellung von selbst nahe legte. Besondere Aufträge übernehmen, oder Vermittelungsrollen zwischen Karlsruhe und Freiburg spielen zu wollen, wird ihm höchst wahrscheinlich nicht einmal selber je wieder in den Sinn kommen."

Erwägt man nun, daß dieses Blatt unmittelbar unter den Augen des Erzbistumsverwesers von einem seiner Dom-Geistlichen geschrieben wurde, und daß namentlich der angeführte Artikel notorisch aus der Feder dieses Mannes stammte, so wird man es höchst begreiflich finden, daß von Seiten des lesenden Publicums

dem Artikel folgende Auslegung gegeben ward: „Der Bischof läßt dem Oberamtsrichter Baumstark auf diese ungemein verständliche Weise sagen, daß er im Winter 1879/80 seine Sache so schlecht, auf eine für die Kirche so wenig ersprießliche Weise besorgt habe, daß er für den Rest seiner Tage mit jedem Auftrage verschont bleiben wird."

So wenig ich nun Ursache hatte, nach neuen Vermittelungsämtern zu streben, so war ich doch gleich auf den ersten Augenblick fest entschlossen, mir meine Thätigkeit für die Wiederherstellung des religiösen Friedens in Baden, eine Thätigkeit, in welcher ich die beste Errungenschaft meines Lebens zu erblicken glaubte, nicht antasten und nicht besudeln zu lassen. Vielmehr erkannte ich in dem so grundlos an den Haaren herbeigezogenen Angriff erstens einen deutlichen Wink, daß meine Thätigkeit noch nicht abgeschlossen sei, und zweitens eine laute Aufforderung, gegen die Urheber solch' rachsüchtiger und niederträchtiger Dinge mit aller Entschlossenheit aufzutreten.

Mit blutendem Herzen, ich kann es nicht läugnen, aber mit kalt blutendem Herzen beschloß ich, abermals ins Feuer zu gehen.

Vor Allem berichtigte ich öffentlich die Thatsachen und stellte ausdrücklich fest, daß weder bei dem Landesfürsten, noch bei den wenigen hochgestellten Persönlichkeiten, die ich in Karlsruhe gesehen hatte, von dem erzbischöflichen Stuhl auch nur mit einem Worte die Rede war. Ich mußte mich dabei über jeden meiner Gänge in Karlsruhe rechtfertigen, da man mir ultramontaner Seits einen Spion nachgesandt zu haben

schien, der alle meine Schritte beobachtet hatte, nur nicht immer ganz richtig. Sodann aber fand ich es passend, dem „Freiburger Boten" zu erzählen, was ich in Bezug auf ihn zwischen dem Erzbistumsverweser und der Regierung zu vermitteln gehabt hatte. Der Auftrag des Herrn Bischofs nämlich, welchen ich dem Minister des Innern v. Stösser ausgerichtet hatte, war dahin gegangen, dem Minister zu versichern, daß der Bischof dem „Boten" keinerlei amtliches Vertrauen schenke, daß keine Mitteilung dieses Blattes mit Wissen und Willen des Bischofs erfolge, daß er vielmehr die Haltung dieses Blattes und des Abgeordneten Wacker gegenüber der großherzoglichen Regierung aufrichtig beklage.

Indem ich diese Thatsache an die Oeffentlichkeit brachte, hatte ich die einfache Absicht, den Lesern zu beweisen, daß die Auslassungen des „Freiburger Boten" über mich nicht als der Gesinnungsausdruck des Bischofs zu betrachten seien. Das war nicht nur etwa mein Interesse, sondern das reinste Interesse der katholischen Sache und namentlich des Bischofs selbst. Nichts konnte ja ihm und der Kirche in Baden mehr schaden, als wenn abermals die Ueberzeugung sich befestigte, daß er ein Gefangener in den Händen der extremen Ultramontanen sei: meine Aufgabe mußte es sein, ihn womöglich mit Gewalt von seinem Verderben zu trennen.

Daß hierzu Gewalt notwendig sei, das konnte ich mir freilich nicht verhehlen: denn der gegen mich stets gütig gesinnte Kirchenfürst würde zweifellos die neue und so gänzlich grund- und vorwandlose Verfolgungs-

hetze gegen mich nicht geduldet haben, wenn in seiner Umgebung sein Wille auch die gebührende Macht gehabt hätte. Er und ich hatten doch wahrlich zu ernste Stunden mit einander verlebt, als daß es ihm lieb sein konnte, mich um eben dieser Stunden willen öffentlich mißhandelt zu sehen.

Um übrigens zu erfahren, wie es mit dem bischöflichen Herrn stand, wendete ich mich geradezu brieflich an ihn und verlangte energisch, daß er seine Autorität einsetze, um mir Ruhe zu verschaffen; ich habe kein Concept meines Briefes. Auf denselben erhielt ich die folgende Antwort:

„Euer Wohlgeboren!

Geehrter Herr Oberamtsrichter!

Ihr Brief vom 12. Juli l. J. wurde mir nach St. Peter, wo ich seit eben diesem Tage weile, nachgesandt und gestern überbracht.

Der ganze Ton desselben, sowie die (gelinde gesagt) indiscrete Art und Weise, in der Sie bisher meine Person in die öffentliche Discussion und Zeitungspolemik hineingezogen haben, verbietet mir, mich in eine Erörterung über den Inhalt des Schreibens, speciell über dessen Mißverständnisse und irrtümliche Unterstellungen einzulassen.

Ich kann nur die bestimmte Erwartung aussprechen, Sie werden die Ehrfurcht, die Sie vor meiner Würde und Person zu haben beteuern, dadurch bethätigen, daß Sie weitere Indiscretionen unterlassen und in Ihrer Polemik, wenn Sie dieselbe fallen zu lassen nicht über sich bringen sollten, meine Person fernerhin vollständig aus dem Spiele lassen.

Meinen bischöflichen Segen Ihnen und Ihrer Familie liebevollst erteilend

† Lothar von Kübel,
Erzbistumsverweser.

St. Peter, 18. Juli 1880."

Mit tiefster Betrübniß ersah ich aus diesem Schreiben, daß meine schlimmsten Befürchtungen nur allzu begründet waren. Meine gerechte Notwehr hieß „Polemik", meine Erzählung notorisch wahrer Thatsachen „Indiscretion"; „aus dem Spiel gelassen zu werden," war die höchste Absicht des Bischofs, und mir Gerechtigkeit oder Schutz angedeihen zu lassen, daran durfte er nicht einmal denken.

Wer gearbeitet und erduldet hatte, wie und was ich, dem konnte man kaum verargen, wenn ihm unter solchen Umständen der Gleichmut abhanden kam. Ich habe das bischöfliche Schreiben beantwortet, und dabei harte Wahrheiten ausgesprochen; auch von diesem zweiten Briefe habe ich ein Concept nicht behalten, eine weitere Antwort erhielt ich nicht.

Mein entschlossenes Auftreten gegen den „Freiburger Boten" wurde mir in der gesammten ultramontanen Presse als ein Majestätsverbrechen angerechnet und man fiel in einer Weise über mich her, als ob ich entweder ein Verräter oder ein Wahnsinniger wäre. Das beirrte mich aber keineswegs. Der Würfel war gefallen, und meine Ueberzeugung von der Grundverderblichkeit des Ultramontanismus war so tief und fest und allseitig begründet, daß ich keinen Augenblick Anstand nahm, mit den entschlossensten Erklärungen gegen denselben aufzutreten, mit Erklärungen, deren Wahrheit und Bedeutung man vielleicht teilweise erst seither schätzen

gelernt hat oder erst in Zukunft wird schätzen lernen. So ließ ich unter Anderm in der von Dr. Bissing redigirten „Breisgauer Zeitung", welche gleichfalls in Freiburg selbst erscheint, folgende Worte drucken:

„Ich weiß, daß ich Recht thue vor Gott und vor den Menschen, indem ich den Schleier hinwegzuziehen suche, hinter welchem eine bekannte Obscuranten-Camarilla in Freiburg gegen den Willen des wohlwollenden Herrn Bischofs, unter dem Vorwand, die katholischen Interessen zu vertreten, dieselben mit Füßen tritt. Ich halte es für eine öffentliche Schmach, daß ein Blatt, dessen thatsächlicher Redacteur dieses sein Amt fort und fort abläugnet, ein Blatt, von welchem der Bischof selbst nichts wissen will, am Sitze eines Erzbistums es wagen darf, in unausgesetzt hetzender Weise und in anmaßend hochofficiösem Ton Namens der Kirche zu sprechen. Der hochw. Herr Bischof, welcher bei jeder öffentlichen Gelegenheit im Sinn und Geist des Friedens und der Versöhnlichkeit spricht und handelt, er weiß am Besten, durch wen eigentlich diejenige Wendung der Dinge auf kirchlicher Seite bewirkt worden ist, in deren Folge Hunderte von Priestern in unserem Land zur Ausübung der Seelsorge, zu Amt und Würde gelangt sind. Er hat mir, dem Vertreter der Mäßigung und Vernunft, mehr als einmal für meine Thätigkeit den herzlichsten Dank ausgesprochen, und wenn er mich gegen die unausgesetzten Wutausbrüche des Wacker'schen Hasses und Fanatismus nicht geschützt hat, so kommt dies nicht daher, daß er sie billigt, sondern daher, daß er dem Blatte, dessen Haltung er beklagt, natürlich ferne steht."

Und ferner:

„Mein Leben steht fest gegründet auf der treuen Erfüllung meiner Berufspflicht und auf der Liebe zur Kirche, deren Glauben ich bekenne und mit Gottes Hülfe bekennen werde bis zum Ende. Für diese Kirche habe ich mehr geopfert, gearbeitet und gekämpft, als mancher Andere, aber ich werde sie, die Erlöserin der Welt, niemals verwechseln mit der haßerfüllten Clique eines rettungslos verlorenen, politisch herrschsüchtigen Obscurantentums."

Die nächste Antwort meiner Gegner auf diese, von mir mit gutem Bedacht gerade in meiner Vaterstadt, dem Hauptsitz meiner Gegner und der bischöflichen Curie, veröffentlichten Erklärungen bestand in der wütenden Aufforderung, mich aus der „katholischen Volkspartei" auszuschließen. Allein damit hatte es vorerst gute Wege: denn Lender, ohne dessen Thatkraft, Einfluß und Geld die Partei wenig vermochte, stand gerade um jene Zeit sehr stark auf meiner Seite und war über die Intriguen der Extremen vielleicht nicht minder unwillig, als ich selbst.

Weiter ging man zu der schon veralteten Beschuldigung abermals über, ich wollte erzbischöflicher Kanzleidirector werden. Wie sehr ich mich auf diesem Weg befand, das werden meine Leser aus dem bischöflichen Schreiben vom 18. Juli zur Genüge ersehen haben. Die Sache ist zu lächerlich, um auch nur einen Augenblick dabei zu verweilen.

Dann aber — und mit tiefer Klage sage ich dies — verkündete man, ich sei im Begriff, von der katholischen Kirche abzufallen. Weil ich einem

schmähsüchtigen Winkelblatt entgegengetreten war und einen Bischof von einem fanatischen Kaplan in gebührender Weise unterschieden hatte, wurde ich der katholischen Welt, die mich kannte und achtete, als Apostat denuncirt. Und zwischen den Zeilen dieser Verläumdung schaute, wie schon gesagt — traurig, aber wahr — der geheime Wunsch hervor, daß es so sein möge. Unter der heuchlerischen öffentlichen Aufforderung, für mich zu beten, verbarg sich nur schlecht die teuflische Hoffnung, daß das Gebet zu Schanden werden möge.

Dieser Gesinnung trat ich entgegen mit folgenden Worten:

„Nein, ihr edle und fromme Männer: Diese Freude erlebet ihr nicht. Unerschütterlich gleich treu bleibt er der Fahne, der er zugeschworen selbst wenn sie leider zum tiefsten Staub und Kot herabgezogen wird."

Und indem ich durch ein „Letztes Wort" die mich persönlich berührende Fehde abschloß, fügte ich bei:

„Den Kampf gegen die Bande, welche mir vorschwebt, werde ich fortsetzen mit denjenigen Pausen und Actionen, welche ich für gut finden werde." Zugleich versprach ich die actengetreue Erzählung der Vorgeschichte und der Geschichte des verflossenen Landtages.

37. Ich hatte während dieses heißen Kampfes, der Gottlob auch nicht eine Stunde lang die Heiterkeit meiner Seele getrübt hat, die große Genugthuung, zu bemerken, daß man in weiten Kreisen empfand und erkannte, wie sehr ich für ein Princip kämpfe, und nicht für meine Person. Vielfach wurde darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn in der That kein Raum mehr sei bei der katholischen Volkspartei für einen Mann von meinen

Gesinnungen, daß alsdann diese Partei wohl auf Tausende ihrer Angehörigen verzichten müsse. Man fand, daß ein Krieg aufs Messer gegen alle gemäßigten Elemente auch bei der Geistlichkeit keinen Anklang mehr finden könne, nachdem die Wiederherstellung der Seelsorge in befriedigender Weise gelungen sei.

Daß sich übrigens der Clerus an dem von mir unternommenen Ansturm gegen die ultramontane Wirtschaft in Freiburg nicht activ beteiligen könne, war mir natürlich von vorn herein klar gewesen. Ich bin ein viel zu entschiedener Freund von Korpsgeist und Disciplin, als daß ich so Etwas auch nur hätte wünschen mögen; und wenn ein einzelner Priester, der höchst ehrenwerte Strafanstaltsgeistliche Krauß, damals offen an meine Seite getreten ist, so war es mir für ihn nur schmerzlich, so sehr ich ihn um seines Mutes willen hochachten mußte. An vertraulichen oder sogar verstohlenen Zeichen der Billigung und des Beifalls hat es mir freilich nicht gefehlt; sie sind aber alle sofort vernichtet worden. Ich brauche das nicht: ich bin meiner Sache gewiß, aber ich weiß auch, daß sich die Kreise des Clerus für meine Anschauungen erst dann praktisch und ordnungsmäßig öffnen können, wenn der religiöse Katholicismus im Gegensatze zum politischen Ultramontanismus sich einen Anteil errungen haben wird am officiellen Kirchenregiment und namentlich an der Besetzung der deutschen Bischofsstühle. Bis dahin kämpfen ich und meine Gesinnungsgenossen ruhig weiter, jeder an seinem Ort, jeder so lange, als ihn Gott aufrecht erhält; und ein Jeder, der sich auf dem Schlachtfeld niederlegt, weiß, daß hinter ihm Andere in größerer

Anzahl und mit besserer Kraft nachkommen, und daß die Sache des Christentums mit allen ihren Verheißungen die unsrige ist.

Nachdem dieser Kampf ausgetobt hatte, verwendete ich alle nur irgend verfügbare Zeit auf die Ausarbeitung meiner Denkschrift über die „Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogtum Baden", welche auch im September 1880 an das Licht der Oeffentlichkeit trat. Man hatte von ihr großen Scandal erwartet, und man fand eine actengetreue Geschichtsdarstellung; keine politische Partei fand sich geschmeichelt, da es mir ausschließlich um die Interessen der Kirche zu thun war. So wurde die Schrift zwar von allen Seiten besprochen und in den meisten Zeitungen erschienen mehr oder minder ausführliche Mitteilungen und Auszüge aus derselben; allein eine entschieden große Verbreitung unter der Masse der gebildeten Stände fand sie um so weniger, als sie zwar keineswegs auf den Index kam, wozu sie auch ganz und gar nicht geeignet ist, dafür aber desto schärfer von dem Bannfluch der ultramontanen Partei getroffen ward. Weise und erfahrene Männer, die außerhalb oder oberhalb der Parteien standen, haben mir neben ihrer Anerkennung das Bedauern ausgesprochen, daß ich nicht eine rein sachliche, sondern eine polemische Darstellungsweise gewählt hätte. Ich kann solche Wünsche in ihrem vollen Werte hochachten; allein die Sache kommt mir vor, als ob man Einem, der in der Schlacht ist, sagen wollte, er solle sich vor Beschleunigung seines Pulses hüten.

Eine Widerlegung hat meine Schrift nicht gefunden, und zwar auch nicht bezüglich einer einzigen

Thatsache. Es vergingen Monate: bald las man, daß Herr Director Maas, bald, daß Beneficiat Wacker mit einer solchen Widerlegung beschäftigt sei; sie kam nicht, aus dem einfachen Grunde, weil ich die ganz einfache Wahrheit gesagt hatte. Während voller zwei Jahre tauchte immer von Neuem in den Zeitungen die Mär von einer Wacker'schen Brandschrift gegen mich auf; die Herren schämten sich nicht, überall zu verbreiten, daß sie im Besitze höchst compromittirender Briefe von meiner Hand seien, aus denen sich meine ehrgeizigen Absichten und weiß Gott was sonnenklar ergeben sollten; selbst gute Freunde forschten mich mit bedenklichen Mienen aus, ob ich mich denn in Herz und Nieren gesund fühle. Ich lachte dazu, denn es war und ist an Allem kein wahres Wort; allein ich erkannte doch die ultramontane Art der Waffenführung, den Dolch aus dem Hinterhalte. Ich bin auch von der liberalen Partei Jahre lang angegriffen und vielfach geschmäht und beschimpft worden; allein ich will es hier ausdrücklich feststellen und hervorheben, daß keine liberale Zeitung und keine liberale Persönlichkeit jemals gegen mich mit so vergifteten Waffen aufgetreten ist, wie es die angeblich frömmsten Kinder der katholischen Kirche gethan haben. Und doch hatte ich gerade dieser Kirche und ihren Interessen meine ganze Kraft und Thätigkeit gewidmet, und es konnte mir auch gar Nichts zur Last gelegt werden, als daß ich weltlich politische Herrschsucht von wirklicher Religiosität zu scheiden suchte, und daß ich gegen die hinterlistigsten und grundlosesten Angriffe mich gewehrt hatte wie ein Mann, der nicht umsonst gelernt hat die Feder zu führen.

Erst ganz spät im Jahr 1880 brachte die Berliner „Germania" zwei Artikel, welche ersichtlich aus der Freiburger erzbischöflichen Kanzlei stammten und sich die Aufgabe gesetzt hatten, meine Erzählung von der entscheidenden Wendung in dem Kampfe des letzten Winters zu widerlegen. Leider muß ich es aussprechen, daß der Verfasser jener Artikel sich dazu herabgewürdigt hat, zweifellose und grobe Unwahrheiten öffentlich zu behaupten, und mit Stolz darf ich sagen, daß auch dieses traurige Machwerk nicht eine einzige meiner Behauptungen erschüttert hat.

Endlich brachte im Laufe des Jahres 1882 Beneficiat Wacker seine eigene Geschichtserzählung über die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge. Sie ist so ausgefallen, daß sie von der Presse seiner eigenen Partei todtgeschwiegen werden mußte. In der That konnte Niemand weniger Beruf zum Geschichtschreiber jener Epoche haben, als ein Mann, der wegen seiner höchst extremen Parteistellung von jeder, auch der geringsten Teilnahme am Friedenswerke gänzlich ausgeschlossen war, und dessen ganze Thätigkeit nur auf geflissentliche Störung und Hintertreibung eben dieses Werkes gerichtet gewesen war.

Daß man in den Kreisen Derer, welche in Freiburg die thatsächliche Herrschaft führten, über meine Schrift sehr wenig erbaut war, ist wohl begreiflich. Die Erhebung des Herrn Erzbistumsverwesers auf den erzbischöflichen Stuhl war jetzt, nachdem die Seelsorge wieder gewonnen war, ihr höchstes Anliegen, weil sie hofften, durch Mißbrauch seiner Seelengüte und seines weichen Charakters unter seinem Namen eine unumschränkte Herrschaft zu

führen. Ich meinerseits verfolgte bei Herausgabe meiner Schrift mit klarstem Bewußtsein neben anderen Zwecken auch den, eine Wahl Kübels zum Erzbischof unmöglich zu machen. Man hat mir dies als Mangel an Pietät ausgelegt und vorgeworfen: ich fühle mich frei davon. Bei der Frage, wer der Erzbischof in Freiburg werden solle, waren sentimentale Gründe nicht zu brauchen, sondern nur sachliche; und dem Herrn Erzbistumsverweser war ich nahe genug gekommen, um zu wissen, daß er unter den gegebenen Verhältnissen zum Erzbischof nicht berufen sei. Ich habe nicht den abergläubischen Schrecken vor dem Worte „Bischof", um vor demselben stillzustehen mit meiner wohl begründeten und gewissenhaft erwogenen Ueberzeugung, und ich habe in den Blättern der Kirchengeschichte genug gelesen, um zu wissen, daß auch andere Leute diese abergläubische Scheu nicht gehabt haben, am allerwenigsten die Bischöfe unter sich. Es war ursprünglich meine Ansicht gewesen, man werde zuerst einen Erzbischof haben müssen, um durch diesen die Seelsorge wieder zu gewinnen, und der Verlauf der Dinge hatte gezeigt, in wie ungeheurem Grade das Gelingen des Werkes eben durch den Umstand erschwert wurde, daß der Erzbistumsverweser mit allen seinen Eigentümlichkeiten da war; die Regierung hatte sich anfangs auch sehr zu meiner Ansicht geneigt, und die letztere war nur daran gescheitert, daß im Jahre 1879 die Mitwirkung Preußens zur Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg noch nicht zu haben war. Jetzt, nachdem der erste Teil der großen Gesammt-Aufgabe gelungen war, konnte ich keinen Augenblick daran zweifeln, daß ein Erzbischof des

Friedens gefunden werden müsse; und nur ein Thor konnte glauben, dazu eigne sich der Erzbistumsverweser des Kampfes. Mir that es herzlich leid um den seelenguten und frommen Mann; aber in solchen Fällen gilt, wie gesagt, kein Erbarmen, und die Verantwortlichkeit fällt auf Diejenigen, welche ihm beharrlich die klare Einsicht in den wirklichen Stand der Dinge zu trüben bestrebt waren.

Dagegen haben mir Diejenigen Unrecht gethan, welche behaupteten, ich hätte die Unfähigkeit Kübels zum bischöflichen Amte darthun wollen; daran dachte ich nicht. Mir ist sehr wohl bekannt, daß Männer von weit geringeren Eigenschaften, als Er sie besaß, Bischöfe und gute Bischöfe gewesen sind; auch war ich ihm von Herzen zugethan, und er war gütig gegen mich. Allein es war ein tragisches Verhängniß zwischen uns, daß er untrennbar zusammenhängen mußte mit Leuten, deren wirkliche Macht gleichbedeutend war mit Kampf, Streit und Unsegen: deßhalb, und nur deßhalb, war er, und wenn er noch ungleich befähigter gewesen wäre, als ein Mann des Kampfes nicht geeignet für einen Posten des Friedens.

Leider war es in Gottes Rat beschlossen, daß durch einen frühen Tod des hochwürdigsten Herrn der Knoten durchschnitten werden sollte: am 3. August 1881 nahm ihn Gott zu sich, ohne daß ich ihn wieder gesehen hatte. Mein Schmerz war tief, denn er war von mir gegangen, ohne daß zwischen ihm und mir Klarheit geworden wäre. Wenn es ihm vergönnt ist, in der seligen Freiheit verklärter Geister noch Anteil zu nehmen an irdischen Dingen, so weiß er jetzt, daß er über

mich getäuscht wurde. Meine Schritte sind auf das Ziel gerichtet, und was im Wege steht, das wird als Hinderniß betrachtet.

Durch den Kampf des Juli und durch den Bruch des September war ich in meiner Eigenschaft als katholischer Schriftsteller in eine vollständig unhaltbare Lage gekommen. Während ich als Redacteur der belletristischen Beilage des „Badischen Beobachters" figurirte und arbeitete, während durch meine Leistungen zum Teil das Deficit des „Beobachters" als politisches Blatt gedeckt wurde, mußte ich mich in eben diesem Blatte mit den gemeinsten Beschimpfungen überhäuft sehen, welche nur übertroffen wurden durch diejenigen, mit welchen mich der „Pfälzer Bote" unter den Augen meines früheren Freundes und Kampfgenossen Lindau überschüttete. Während Lender mit mir auf dem besten Fuße zu stehen schien, trat sein Freund und Redacteur Gerber gegen mich mit den bittersten Feindseligkeiten auf; und während ich für mein Unterhaltungsblatt die schmeichelhaftesten Anerkennungsschreiben von dem „Aufsichtsrat" erhielt, wurde ich in allen katholischen Zeitungen des Landes schonungslos mißhandelt. Meine Gegner glaubten in der That, wie ich aus einem an mich gerichteten Briefe ersehen habe, ich werde und müsse vollständig zu Grunde gehen durch den Verlust aller bisherigen Verbindungen und namentlich durch die Zerstörung meiner schriftstellerischen Laufbahn: sie glaubten, ich könne ohne sie nicht leben. Die Armen haben sich gründlich überschätzt: weil Keiner von ihnen auf eigenen Füßen steht, sondern Jeder sich am Andern halten muß, deßhalb begreifen sie nicht, daß es noch Leute gibt, die durchdrungen sind

bis ins Mark von dem alten Worte: Selbst ist der Mann! —

Ich zögerte nicht, die volle Consequenz der Sachlage zu ziehen. Unter Berufung auf meine Amtspflichten kündigte ich die „Sterne und Blumen“, zu denen die ganze obscure Gesellschaft nicht einmal den Titel zu erfinden im Stande gewesen wäre, und legte sie mit dem Schlusse des Jahres 1880 aus der Hand.

Die Redaction der „Alten und neuen Welt“ schien geneigt, die Verbindung mit mir aufrecht zu erhalten, auf welche sie so großen Wert zu legen behauptete; sie nahm einige Arbeiten als Pseudonyma auf, hoffend, der Zwist werde vorbeibrausen. Als aber meine Stellung immer klarer in ihrer ganzen Festigkeit sich zeigte, da verkündete mir eines schönen Tags das Ausbleiben des langjährigen „Freiexemplars“, noch bevor alle meine Arbeiten zum Abdruck gelangt waren, daß auch diese Verbindung mit der katholischen Lesewelt abgegraben sei. Es kostete mich — ich fühlte gleich nach — nicht einmal einen Pulsschlag mehr als vorher. Immerhin bin ich im Besitz der komischen Genugthuung, daß eine Anzahl meiner Arbeiten von vielen tausend Katholiken mit großer Befriedigung gelesen wurde, bloß weil sie nicht wußten, daß sie von mir sind; daß Alles gut katholisch war, schien unzweifelhaft, bis man erfuhr, sie seien in meinem Garten gewachsen. Meine Lebensgeschichte des seligen Canisius wurde beim dreihundertjährigen Jubelfeste des großen Jesuiten als Wallfahrtsschrift verbreitet und gelesen; sie trug aber den unschuldigen Mädchennamen meiner guten Frau

und wir Beide lachten weidlich über den Spaß, fest überzeugt, daß der Heilige nicht zürnen werde.

O sancta simplicitas!

38. Allein auch das Verhältniß zur „katholischen Volkspartei" mußte nunmehr endgiltig gelöst werden, und die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten.

Diese Lösung wurde allerdings etwas hinausgeschoben durch den Umstand, daß gerade in der letzten Zeit des Jahres 1880 Lender sich mit entschiedener Freundlichkeit zu mir hielt. Er war teilweise mit mir angegriffen und beleidigt worden: denn die Herren in Freiburg lieben ihn nicht, und es wissen gar Viele, daß er im Grunde seines Herzens nicht viel ultramontaner ist, als ich selbst. Er war über die gegen ihn gespielten Intriguen sehr erbittert, und namentlich verdroß es ihn mit Recht, daß er seine freundliche persönliche Haltung mir gegenüber fort und fort als einen Grund des Argwohns und der Verdächtigung empfinden mußte. Den fortgesetzten Bemühungen, einen förmlichen Ausschluß aus der Partei gegen mich herbeizuführen, leistete er nicht gerade positiven Widerstand, wohl aber passiven, indem er sich zu Feindseligkeiten gegen mich einfach nicht gebrauchen ließ. Ich habe Grund zu glauben, daß Lender damals sogar mit dem Gedanken umging, die Führerschaft der Partei niederzulegen und aus der Partei selbst auszutreten. Allein es ist eine eigene Sache mit dem Aufgeben einer derartigen Stellung: nicht Jeder bringt es übers Herz, und es kommt auf der Welt vor, daß einmal ein Absagebrief geschrieben wird, den man aber nicht siegelt, sondern

noch offen läßt, um ihn bei kälterem Blute abermals zu lesen und dann in den Ofen zu werfen.

Doch dem sei, wie ihm wolle: eines schönen Tages beraumte die katholische Volkspartei einen Parteitag auf den 25. Januar 1881 nach Freiburg an, auf welchem zur Abwechslung nicht Lender, sondern Decan Förderer von Lahr den Vorsitz führte. Es war ein Tag, an welchem ich nicht erscheinen konnte, weil ich den regelmäßigen öffentlichen Gerichtstag jeder Woche abzuhalten hatte. Ich behaupte nicht, daß man dies absichtlich so eingerichtet hat, allein in Sasbach weiß man, da der Ort sammt Lenders Pfarrhaus zu meinem Gerichtsbezirk gehört, sehr gut, daß ich am Dienstag nie verreisen kann; wenn man mich also in Freiburg gewünscht hätte, so wäre die Sache zu machen gewesen. Jedenfalls war diese Wahl des Tages der einzige Grund, welcher mich abhielt, auf der Versammlung zu erscheinen und meine Sache zu vertreten. Zu allem Ueberfluß ließ ich diesen Umstand durch Lender selbst der Versammlung ausdrücklich anzeigen. Die Behauptung, daß mir zum Erscheinen der Mut gefehlt habe, wird wohl nicht aufgestellt werden. In der Folge ist im Freiburger Boten öffentlich zugestanden worden, daß vorzugsweise die Absicht, mich auszuschließen, die eigentlichen Veranstalter der Versammlung geleitet habe. Gleichwohl kam es zu keinem derartigen Beschluß.

Dagegen stellte die Versammlung ein neues Parteiprogramm auf, durch welches sie ausdrücklich und feierlich ihre vollständige Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Centrumspartei im preußischen Landtag und im deutschen Reichstag verkündete.

Jetzt war geschehen, was ich hatte hören wollen: jetzt war die Reihe zu sprechen an mir. Denn dieses von den Extremen dictirte und von Lender in unbegreiflicher Gleichgiltigkeit angenommene Programm war in der That eine Verläugnung der Geschichte der katholischen Volkspartei, wie sie in den früheren Jahren, namentlich 1869 und 1870, sich gebildet hatte. Zur großen katholischen Gesammtpartei Deutschlands hatten wir gehören wollen, aber von der preußischen Centrumspartei hatten wir uns stets sorgfältig unterschieden, aus dem einfachen Grunde, weil in Preußen ganz andere Verhältnisse vorlagen, als bei uns. Vollends jetzt, nach erfolgter Herstellung der Seelsorge und bei der Aussicht auf Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles, war die Identificirung mit der Centrumspartei ein Fehler und ein Verbrechen zugleich.

In dem öffentlichen Absagebrief, welchen ich als langjähriger Bekämpfer des Centrums und seiner Politik nunmehr unverzüglich der Partei zuschickte und gewiß zuschicken mußte, habe ich erstmals den Versuch gemacht, die Sache der Kirche haarscharf von der Sache des Centrums zu trennen, und ich war dabei von der festen Hoffnung erfüllt, daß mir eines Tages Leo der Dreizehnte auf dieser Bahn nachfolgen werde.

Meine Erklärung lautete folgendermaßen:

„Die katholische Volkspartei des Großherzogtums Baden hat in ihrer am 25. Januar 1881 zu Freiburg i. B. gehaltenen Versammlung an die Spitze ihrer Beschlüsse und ihres künftigen Programms den Satz gestellt, daß sie die Grundsätze der Centrumspartei im deutschen Reichstag als die ihrigen anerkenne. Auf

Grund dieser Veränderung des Parteiprogramms sage ich mich hiermit öffentlich von der „katholischen Volkspartei“ los, und trete aus derselben, nachdem einzelne ihrer Mitglieder mich seit mehr als einem halben Jahre beschimpft, verfolgt und mißhandelt haben, auch formell aus. Daß der erwähnte Beschluß eine wesentliche Aenderung des bisherigen Parteiprogramms ist, geht schon daraus hervor, daß die Parteiversammlung es nötig fand, von demselben dem Führer des Centrums im deutschen Reichstag und im preußischen Landtag, dem Abg. Windthorst, telegraphische Nachricht zu geben. Dies hätte keinen Sinn, wenn nur das bisherige Parteiprogramm bestätigt worden wäre. Es wäre in der That eine grobe Unwahrheit, wenn man behaupten wollte, die „katholische Volkspartei Badens“ habe sich schon bisher schlechthin zu den Grundsätzen der Centrumspartei bekannt. Ich selbst, seit Jahren ein offenkundiger, entschiedener Gegner des Centrums, bin im Spätjahr 1879 „auf den Namen der katholischen Volkspartei Badens“ als Abgeordneter gewählt worden. Die Centrumspartei ist es, welche im vorigen Jahre mit frevelhafter Hand die ersten, wohlwollenden Friedensbestrebungen der preußischen Regierung zurückgestoßen hat. Diese Partei bekämpft den modernen Staat als solchen grundsätzlich; sie ist es, deren Starrsinn und Fanatismus dafür sorgt, daß in Preußen auch künftighin eine große Anzahl von Katholiken der Seelsorge und der Sacramente leider werden entbehren müssen. Sie ist es, welche unter der Fahne des politischen Katholicismus mit oder ohne Bewußtsein die Religion als Vorwand braucht für Erreichung politischer Zwecke und Befrie-

digung weltlicher Leidenschaften. Mit einer solchen Partei habe ich Nichts gemein. Für meine religiöse Ueberzeugung von den Lehrwahrheiten der katholischen Kirche und für meine Anhänglichkeit an ihr rechtmäßiges Oberhaupt, den heiligen Vater in Rom, habe ich nicht nötig einen Beweis anzutreten. Ich habe für die Kirche gearbeitet, was ich konnte, und hoffe zu Gott, stets ihr getreuer Sohn zu bleiben. Aber ich anerkenne grundsätzlich den modernen Staat, und weiß mich hierbei in Uebereinstimmung mit dem Glaubensschatz der katholischen Kirche und auch mit dem thatsächlichen Verhalten der officiellen Kirchenleitung in Nordamerika, in England, in Frankreich, in Oesterreich und in so vielen andern Ländern der gebildeten Welt. Ich hoffe, daß die Kirche sich immer mehr befreien und reinigen wird von jeder politischen Herrschsucht und von jeder erdhaften Begierde, von jeder irdischen Leidenschaft. Ich hoffe ferner, daß die Kirche immer mehr sich herbeilassen wird zu liebevoller Teilnahme an Allem, was den Pulsschlag der modernen Völker bewegt, also für uns Deutsche namentlich auch zu positiv freundlicher Teilnahme an der von Gott gewollten Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse deutscher Nation. Im allerentschiedensten Gegensatz zu der Centrumspartei erhebe ich das Banner des religiösen Katholicismus, welchem es zu thun ist um das Heil der Seelen, und nur um das Heil der Seelen! Mag es sein, daß die Zahl Derer, welche mit mir der gleichen Fahne zugeschworen haben, heute noch klein erscheint: wir haben keine sonstigen Nebenabsichten und Bundesgenossen; wir kämpfen einzig unter dem Zeichen der Erlösung, welchem der Sieg verheißen ist. Nicht

im Kampf gegen Staat und Gesetz, sondern im Einvernehmen mit dem Staat und im Gehorsam gegen das Gesetz ist der Weg zum Frieden uns gegeben: das haben wir in Baden gelernt, als im Winter 1879/80 gegen den Willen der ultramontanen Hetzer die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge gelang. Ohne Freude und ohne Dank wurde diese große Errungenschaft von den badischen Ultramontanen aufgenommen, und ihr jetziger Dank besteht darin, daß sie sich auch äußerlich und formell der Centrumspartei anschließen, welche mit der preußischen Regierung in beständigem Kampfe liegt, während in unserem Lande das Volk sich der geordnetsten Seelsorge und des tiefsten religiösen Friedens erfreut und Nichts mehr zu wünschen wäre, als daß alle katholischen Priester für die religiösen Zustände des ihnen anvertrauten Volkes auch Alles thun würden, was ihnen zu thun erlaubt und möglich ist. Unter diesen Umständen kann ich nur Bewunderung empfinden für die wahrhaft köstliche Naivetät, mit welcher die Freiburger Versammlung vom 25. Januar 1881 an die höchste Person unseres Landesfürsten die Einladung richtete (§. 3), er möge die Centrumspartei recht bald auf den erzbischöflichen Stuhl der oberrheinischen Kirchenprovinz setzen. — Schließlich habe ich in Bezug auf mein in den Tagesblättern vielfach besprochenes Mandat als Abgeordneter der Stadt Baden zur zweiten Kammer der badischen Landstände zwei Erklärungen abzugeben: 1) Nach dem Schlusse des letzten badischen Landtages habe ich in einer zahlreichen Versammlung meiner Wahlmänner und Urwähler denselben Rechenschaft abgelegt und von ihnen die einstimmige Billigung meiner Grund-

sätze und meines Verhaltens empfangen. Ich bin deßhalb, als Vertreter einer Sache und eines Princips, verpflichtet, dieses Mandat so lange festzuhalten, bis es verfassungsmäßig erloschen sein wird. 2) Ueber die Frage, ob ein nie aus dem Staatsdienst ausgetretener, sondern nur wegen Erkrankung vorübergehend in den Ruhestand versetzter Rat eines Gerichtshofes zweiter Instanz dadurch, daß er nach wiedererlangter Arbeitsfähigkeit sich pflichtmäßig zum Dienst meldet und das Amt als Einzelrichter mit geringerer Besoldung übernimmt, als er vorher bezogen hatte, eine Begünstigung oder Beförderung von Seiten der Regierung im Sinne des §. 40a der badischen Verfassungsurkunde erfahren hat — über diese Frage werde ich es auf die unparteiische Entscheidung der hiezu berufenen zweiten Kammer ankommen lassen."

Indem ich die eben angeführten, am 28. Januar 1881 niedergeschriebenen Worte wieder lese, erfüllt mich mit innigster Freude und Zuversicht die Wahrnehmung, daß die Idee, deren armer Diener ich bin, mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts schreitet. Oder wird man dies läugnen können, wenn man heute, am 28. Februar 1883, im „Osservatore Romano" folgende Zeilen liest:

„Schon der einfache, gesunde Menschenverstand und ein wenig Uebung im Denken genügen, um die Thatsache klarzulegen, daß das Gebiet, das Ziel, auf welches sich die Thätigkeit der Kirche bezieht, ein ganz anderes ist, als dasjenige, welches einer parlamentarischen Partei zusteht. Die besonderen Interessen und die thatsächlichen Umstände, von denen die Handlungen und die Haltung

einer solchen Partei geleitet sein können, haben durchaus keinen Anspruch darauf, einen Einfluß auf die Sphäre auszuüben, in der sich die Kirche bethätigt, und die Thätigkeit dieser letzteren, die ihre Eingebungen einzig aus den höchsten Interessen der Religion und der Menschheit schöpft, kann sich nicht der Einwirkung von Meinungen preisgeben, die einem engen Gedankenkreise entspringen, so ehrenwert diese auch sein mögen, und noch viel weniger mit denselben sich verquicken. Der heilige Stuhl mischt sich nicht in das, was die deutsche Centrumspartei zu thun für gut hält, und kann auch nicht dafür verantwortlich gemacht werden; der heilige Stuhl, erhaben über jegliche Erwägung und jegliche Rücksicht politischer Art, schaut auf jenes hohe Ziel hin, auf das sein göttlicher Beruf ihn hinweist, nämlich auf den religiösen Frieden."

Diese herrlichen Worte eines dem heiligen Stuhl so nahestehenden Blattes enthalten in einer wahrhaft classischen, durchaus vollendeten Ausdrucksweise das vieljährige Programm des von mir seit 1872 verfochtenen, gemäßigten, freisinnigen und gesetzestreuen Katholicismus in Deutschland; sie entsprechen der tiefen Sehnsucht des deutschen Volkes nach religiösem Frieden, wie sie andrerseits sicherlich den innersten Gedanken Leo's XIII. zum Ausdruck bringen, wenn es auch eine komische Uebertreibung war, das Oberhaupt der Kirche Gottes zum Schreiber eines Zeitungsartikels machen zu wollen. Und ich darf versichern, daß ich zur Zeit, als ich meine obige Erklärung schrieb, auch nicht im Traume zu hoffen wagte, daß die Lossagung Roms von der Centrums-

partei schon so bald in den Bereich der Möglichkeit gerückt sein werde.

Der selbstverständliche ultramontane Tumult, welcher sich an meinen Absagebrief anschloß, bietet keinerlei Interesse für die hohen Fragen, um welche allein es sich ja handeln kann. Ich selbst bin im vertrauten Kreise stets der eifrigste Entschuldiger meiner wildesten Feinde gewesen, und bin es heute noch; zu der schneidigen Art meiner öffentlichen Erklärungen habe ich mich, weit entfernt von Leidenschaft hingerissen zu sein, nur durch die Erwägung und Erkenntniß bestimmen lassen, daß man in solchen Dingen den Menschen mit der allergrößten Entschiedenheit die Wahrheit sagen muß, wenn man irgend welchen Eindruck auf sie hervorbringen will. Hätte ich nicht so scharf gesprochen, ich wäre gar nicht gehört worden: die „Objectiven" und „Unpersönlichen" haben, seit es eine Geschichte gibt, Nichts und abermals Nichts zu Stande gebracht. Ruhe und Friede muß sein in der Tiefe des Gemütes und vor Gott: aber im Kampfgetümmel lobe ich mir die entschlossene und schonungslose Art, mit einem Worte das „Draufgehen". Diese Worte dürften mir gestattet sein, nachdem ich gern und willig anerkannt habe, daß ich während der Dauer des Landtages mich von meiner erregten Gemütsstimmung mehr, als gut und heilsam war, beherrschen ließ. Als der Kampf vorüber und der Sieg errungen war, da wurde ich vollständig ruhig und in dieser tiefsten Ruhe wurde ich grundlos und rücksichtslos angegriffen und verfolgt; als ich mich dann zur Wehr setzte, war das Recht unbedingt und vollständig auf meiner Seite, und nur heuchlerische Gaukelei konnte mich an die

Christenpflicht der Geduld und Nachsicht mahnen wollen, nachdem man mir gegenüber jede Rücksicht der einfachen Menschlichkeit außer Acht gelassen hatte.

Als ich nun literarisch und politisch von den Ultramontanen geschieden dastand, ohne daß gleichwohl ein einziger Mensch es wagen konnte, meine katholische Gesinnung und Handlungsweise anzuzweifeln, da hätte ich beinahe die Empfindung bekommen, als verdiene ich einen Augenblick Ruhe. Ich war kaum über ein halbes Jahr auf meinem neuen Posten und hatte ohne jegliche Veranlassung von meiner Seite Kampf und Streit fast ohne Unterlaß gehabt. Mich verlangte sehnlich, eine ruhige, gemäßigte, wissenschaftliche und literarische Thätigkeit, zu welcher ich des Ultramontanismus und seiner Parteigänger durchaus nicht bedürftig war, neben meinem Amte entwickeln zu können. Jetzt, wo ich des grünen Tisches ledig war und mit lebendigen Menschen verkehrte, statt mit staubigen Papieren und ledernen Collegen, schlugen meine Pulse rasch wieder in einer nicht mehr gehofften Frische und Kraft; weit entfernt, unterzugehen, fühlte ich mit jedem Monat meine Kräfte wachsen.

Da machte der Justizminister Grimm schon um die Jahreswende einen dicken Strich durch meine Rechnung. Im Gefolge organisatorischer Aenderungen wurde mir neben der streitigen auch die freiwillige Rechtspflege meines Gerichtsbezirkes übertragen und dadurch die Last meines Amtes, trotz vermehrten Personals, erhöht, die Verantwortlichkeit aber, also das, was drückt, mehr als verdoppelt. Ich schüttelte mich bei dieser Nachricht zuerst wie ein Eisbär im tropischen Klima; ich konnte die Handlungsweise des mir doch nicht feind-

seligen Mannes kaum begreifen. Ich vermochte dies um so weniger, als ich die Tage seiner Existenz als Minister beinahe zählen zu können glaubte. Allein die Thatsache lag vor, und es galt, sich zu unterwerfen. Ich that es und fand abermals an mir die alte Lehre des Cervantes, meines unerschöpflichen Lehrmeisters im guten Humor bewährt, daß man „Kraft aus der Schwachheit" schöpfen muß, und nicht minder das Naturgesetz, daß der Magnet durch Uebung stärker wird.

Während ich nun, in vermehrte Geschäfte und manches persönliche Kreuz und Leid vertieft, die Tage des Jahres 1881 dahinlebte, vollzog sich im Großherzogtum Baden ein Ministerwechsel. v. Stösser und Grimm schieden aus, Nokk wurde Justiz- und Kultus-Minister, Ellstätter und Turban blieben. Die Vereinfachung der Regierungsmaschine war eine passende Gelegenheit für den mit ihr verbundenen sachlichen Uebergang. Es lag klar zu Tage, daß ein harmonisches Verhältniß zwischen Stösser und der liberalen Partei — zu meinem persönlichen lebhaftesten Bedauern — nicht herzustellen war. Ihm gelang es nicht, eine selbstständige Mittelpartei zu gründen, und zwar aus höchst begreiflichen Ursachen; Grimm war nicht der Mann, bleiben zu wollen, wenn der ging, zu welchem er gehört hatte. Die ungeschwächt fortdauernde Hochschätzung des Landesfürsten für v. Stösser wurde in glänzender Weise ausgesprochen, indem er an die Spitze des evangelisch-protestantischen Kirchenregiments gestellt wurde: in der Persönlichkeit Nokks erkannten alle Parteien einen Mann, der schon seit Jahren als Ministerialrat und als Oberschulratsdirector sowohl

unter Jolly als Stösser eine ganz hervorragende Befähigung, namentlich auch im geschäftlichen und rednerischen Verkehr mit den Landständen, an den Tag gelegt hatte. Für die kirchlichen Fragen hatte seine Ernennung die doppelte Bedeutung, daß er einerseits das Vertrauen der Liberalen besaß, während andrerseits jeder Verständige wissen mußte, daß er vor allen Dingen der getreue und entschlossene Vollstrecker der auf die Vollendung des Friedenswerkes, das heißt auf die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles gerichteten Willensmeinung des Fürsten sein werde.

39. Es ist vielleicht hier die richtige Stelle — da es doch an irgend einer Stelle geschehen muß —, einen Blick zu werfen auf die weitere Entwickelung der kirchlich-politischen Verhältnisse in Preußen, welche ich bald nach dem hochwichtigen Augenblicke der Thronbesteigung Papst Leo's XIII. verlassen habe.

Wir erinnern uns, daß die Besprechungen des Fürsten Bismarck mit dem Münchener Nuntius Msgr. Masella in Kissingen während des Sommers 1878 zunächst ebenso wenig Erfolg hatten, wie die vielleicht bisher der Oeffentlichkeit noch nicht ganz bekannten Schritte des leider zu früh verstorbenen Cardinal-Staatssecretärs Franchi; nach außen war nur so viel erkennbar, daß Franchi's Tod im August 1879 das Werk des Friedens verzögerte. Es war dies um so schmerzlicher, als kurz zuvor durch die Enthebung des Ministers Falk von seinem Posten eine Thatsache ins Leben getreten war, welche ihre beste Erklärung dadurch erhielt, daß v. Puttkammer sein Nachfolger wurde, ein zweifelloser Mann des Christentums. Wer ehrlich sein wollte, dem

konnte die Bedeutung dieses Personenwechsels nicht verborgen bleiben, und wer der katholischen Kirche aufrichtig dienen wollte, der mußte die Zeichen der Zeit nicht nur begreifen, sondern auch ergreifen.

Allein die vornehm diplomatische Behandlung dieser Dinge, welche am tiefsten und unmittelbarsten mitten im Volke empfunden werden, hat sich sehr lange unfruchtbar erwiesen. Der „leitende deutsche Staatsmann" hatte den verhängnißvollen Conflict begonnen, als er und weil er von der katholischen Kirche zu wenig verstand; ihn hatte ein Jahrzehnt reichlich belehrt über die Macht des heiligen Stuhles und der ihm anhängenden Geister; allein jetzt beging er den neuen Fehler, diejenigen ethischen Mächte zu übersehen, an welche er einst die Berufung hatte ergreifen wollen: während vor einem Jahrzehnt an die Leidenschaften der Massen appellirt worden war, um den Abfall von Rom herbeizuführen, wurde jetzt den kirchentreuen Patrioten Schweigen geboten, damit die beiderseitigen Diplomaten sprechen und schreiben konnten. Und doch ist der Kampf zwischen Preußen und Rom von der Art, daß entweder kein Jahrhundert oder eine halbe Stunde genügt, um ihn zu schlichten; es kommt einzig nur auf den Willen an.

Unter der wohlwollenden Leitung des neuen Kultusministers fanden vom Spätjahr 1879 bis zum Frühjahr 1880, während gerade wir kleine Leute in Baden durch heftigen Kampf zum Ziele kamen und Größeren vielleicht ein Vorbild wurden, jene berühmten Verhandlungen zwischen dem damaligen Nuntius und jetzigen Staatssecretär Jacobini und dem Geheimen Rat Dr. Hübler

statt. Zweifellos ist in diesen Verhandlungen eine Fülle von Gelehrsamkeit und von Gewissenhaftigkeit in Vertretung der beiderseitigen Standpunkte entwickelt worden; allein die Gabe der entscheidenden Geister, Raum zu schaffen und Licht zu verbreiten, hat offenbar keinem der beiderseitigen Vertreter innegewohnt.

Im Gegenteil: die bekannten Schachzüge italienischer Diplomatenkunst wurden unter der doppelzüngigen Leitung des Cardinals Nina, dem auch wir in Baden nur die Verdunkelung des geraden Weges zu verdanken hatten, in einer Weise verwertet, daß die hohe Gesinnung des heiligen Vaters wenigstens vorübergehend nicht zur Geltung kam. Bekanntlich ist es die Frage der „Anzeigepflicht", welche den innersten Kern des Kampfes zwischen Rom und Berlin bildet, und der eigentliche Inhalt dieser Frage besteht darin, ob einem paritätischen oder geradezu protestantischen Staat ein maßgebender Einfluß auf die Besetzung der katholischen Seelsorge eingeräumt werden kann. Allein gerade diese Fragestellung muß auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und es muß anerkannt werden, daß jeder moderne Staat, auch der aus einer katholischen Bevölkerung vorzugsweise oder ausschließlich zusammengesetzte, ein ganz entschiedenes Recht hat, zu wissen, wer und wessen Geistes Kind betraut sei mit dem ganz unendlich wichtigen Amte eines Volkslehrers der Religion und eines Spenders der katholischen Sacramente. Die Staatsgewalt ist in ihrem vollem Rechte, wenn sie unter den gegebenen europäischen Verhältnissen — von den americanischen rede ich nicht — behauptet, daß ein so hohes und verantwortungsvolles Amt nicht von einem Manne

bekleidet werden könne, der ein grundsätzlicher Gegner des modernen Staates ist, und wenn er sonst der tugendhafteste und heiligste unter seinen priesterlichen Standesgenossen wäre. Das Recht der Selbsterhaltung kann Niemanden bestritten werden, am wenigsten dem Staate, der wahrlich eine hohe und, sei es auch mittelbar und in rein menschlicher Weise, eine göttliche Aufgabe in der Erziehung des Menschengeschlechtes zu vollbringen hat. Also in dieser Hinsicht muß die Frage richtig gestellt, und dann wird auch die richtige Antwort gefunden werden. Die Kirche hat das Recht, darüber zu wachen, daß ihre Priester in katholischem Geiste erzogen und gebildet werden; dem Staate seiner Seits kann Niemand die Befugniß absprechen, zu verlangen, daß auf seinem Machtgebiete kein Religionsdiener staatsfeindliche Gesinnungen bethätige. Die gesunde Vernunft und die Fernhaltung irdischer Leidenschaften wird den richtigen Mittelweg schon zeigen; von einem unlösbaren Widerspruch kann nicht die Rede sein.

Leo XIII. hatte in seinem berühmten Breve an den Erzbischof Melchers von Köln vom 24. Februar 1880 sich dahin ausgesprochen, „er trage kein Bedenken, zu erklären, daß er zur Beschleunigung des Einvernehmens dulden werde, daß der preußischen Staatsregierung vor der kanonischen Institution die Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diöcesen zu Teilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen." Allein diesem tolerari posse sollte erst Folge gegeben werden, wenn die Regierung sich darüber ausgesprochen habe, ob sie solche Anzeige auch von den abwesenden Bischöfen annehmen, ob sie mit einer ein-

fachen Mitteilung ihrer Bedenken gegen gewisse Ernennungen sich begnügen, die ihres Amtes entsetzten Prälaten amnestiren und wieder einsetzen, und endlich die preußische Gesetzgebung in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der katholischen Kirche bringen wolle. Auf diese allerdings höchst bedenklichen Einschränkungen gab der Reichskanzler unterm 15. April 1880 zur Antwort, daß jede weitere Concession von Seiten des Staates abhängig gemacht werde von dem wirklichen Erlasse der vom Papst nur in Aussicht gestellten Instruction an die Bischöfe; er fügte bei, daß er nicht daran denke, seine Waffen im Wege der Gesetzgebung zu vernichten, daß ihm überhaupt nur ein modus vivendi, keineswegs eine Abschaffung der preußischen Maigesetze vorschwebe, und daß ihm, wenn rückwärts gegriffen werden solle, wohl die Rückkehr zu der Gesetzgebung vor 1840, nicht aber die Rückkehr zu den Zuständen von 1840 bis 1870 möglich erscheine.

In diesem Stande der Dinge wurden die Wiener Verhandlungen abgebrochen, und die preußische Regierung trat nunmehr mit dem System der discretionären Gewalten auf. Sie legte im Mai 1880 dem Landtag einen Gesetzentwurf in 11 Artikeln vor, welcher ihr die Befugniß geben sollte, einzelne Bestimmungen der Maigesetze nach ihrem Ermessen entweder auszuführen oder auf sich beruhen zu lassen. Diese Gesetzesvorlage wurde, je nach der kirchenfreundlichen oder staatlich strengen Tragweite der einzelnen Bestimmungen, teils von der liberalen, teils von der ultramontanen Partei bekämpft; das erstere war ganz besonders der Fall hinsichtlich des §. 4 über die Zurückberufung der ent-

setzten Bischöfe. Schließlich wurden nur einige Artikel der Vorlage zum Gesetze erhoben, deren wesentliche Bestimmungen dahin zusammenzufassen sind, daß

1) die Aberkennung der Fähigkeit zur Bekleidung eines geistlichen Amtes nicht mehr Amtsentsetzung, sondern nur Verlust des Amtseinkommens zur Folge hat, daß

2) die Ausübung bischöflicher Rechte auch ohne den vorgeschriebenen Eid und mit Erlaß der geforderten persönlichen Eigenschaften gestattet werden kann, daß

3) die Wiederaufnahme der eingestellten Staatsleistungen verfügt werden kann,

4) gesetzmäßig angestellte Geistliche sich gegenseitig aushelfen können, und endlich

5) den der Krankenpflege dienenden katholischen Genossenschaften neue Niederlassungen gestattet werden können.

Schwerwiegender im Grunde, als diese einzelnen Einräumungen waren die Motive des Gesetzes, welche die versöhnliche Gesinnung der Regierung außer Zweifel stellten und die Ueberzeugung nicht verhehlten, daß die Falk'sche Gesetzgebung in vieler Hinsicht allerdings zu weit gegangen sei. Das war ein großer Sieg der kirchlichen Sache und wer es mit dieser Sache wahrhaft gut meint, dessen Streben muß seither darauf gerichtet sein, die Früchte dieses Sieges nicht wieder zu verlieren.

Allein das war keineswegs die Stimmung, welche, um mich bildlich auszudrücken, die Wiege des neuen Gesetzes umgab: es trat im Gegenteil auf beiden Seiten

eine neue Verstimmung und Gereiztheit ein, und man glaubte, es sei, wie zuvor in München und Wien die *diplomatische*, so jetzt in Berlin die *gesetzgeberische* Beilegung des Conflictes endgiltig mißlungen. Allein es ist eine alte Wahrheit, daß die Verhältnisse mächtiger sind, als selbst die mächtigsten Menschen. Die allgemeine Ueberzeugung der gebildeten Zeitgenossen, ob gläubig oder nicht, hat sich entschieden dahin festgestellt, daß auf dem Wege des im Jahre 1871 begonnenen Kampfes das allerseits als wünschenswert erkannte Ziel des religiösen Friedens nicht erreicht werden kann. Auf der andern Seite ist es eben so gewiß, daß die Gelüste nach Wiederherstellung mittelalterlicher Anschauungen und Zustände in der bornirten Auffassung, welche das Wesen des Christentums auf den Geist und die Formen einer einzelnen, vorübergegangenen Kulturperiode beschränken möchte, jeder Aussicht auf Verwirklichung entbehren. Diese beiden Thatsachen sollten von den leitenden Geistern des Staates wie der Kirche nie außer Acht gelassen werden, und die *Macht der wirklichen Dinge* sorgt dafür, daß sie denselben nötigenfalls immer wieder in Erinnerung gebracht werden.

Im Herbst 1880 trat Jacobini als Staatssecretär an die Stelle Nina's, was unter allen Umständen keine *Verschlimmerung* bedeuten konnte, und bald nachher machten sich wieder Symptome einer neuen Wendung der Dinge geltend, welche als die *persönliche* Behandlung der großen Frage bezeichnet werden mag. Das hatte wohl insofern seine Berechtigung, als vor Allem *Bischöfe* nötig waren, aber es kam sehr darauf an, *welche*.

Wenn die persönliche Behandlung der Dinge nur dazu führen sollte, auf mancherlei Schleichwegen und Irrgängen die bischöflichen Stühle mit Männern zu besetzen, welche trotz aller unläugbaren persönlichen Tugend weder durch hervorragende wissenschaftliche Einsicht und Erkenntniß, noch durch Verständniß der berechtigten Anforderungen unserer Zeit sich auszeichnen, welche vielmehr mit den Mißverständnissen einer früheren Zeit die in Folge des langen Kampfes eingesogene heimliche Erbitterung verbanden, dann war auch von dieser neuen Inangriffnahme der Dinge nichts Gutes zu erwarten. Nur die Wiederherstellung des deutschen Episcopats auf der Grundlage einer eben so erleuchteten wie gemäßigten, eben so nationalen wie katholischen Gesinnung seiner Würdenträger kann uns zum Heile führen.

Die neue Wendung, deren einleitende Geschichte wohl noch längere Zeit unaufgehellt bleiben wird, bekundete sich nach außen zuerst im Anfang des Jahres 1881 durch die für das innerste Wesen Leo's XIII. höchst bezeichnende Anordnung, welche den Bischöfen von Straßburg und Metz das von dem katholischen Clerus der Reichslande bis dahin verweigerte Gebet für den deutschen Kaiser zur Pflicht machte. Daran schloß sich bald die den Domkapiteln der durch Tod der Bischöfe erledigten Diöcesen erteilte Ermächtigung, zur Wahl von Capitelsvicaren zu schreiten, eine Maßregel, durch welche von den Erleichterungen des neuesten Gesetzes thatsächlich Gebrauch gemacht wurde.

Professor Kraus sagt in seiner neuen Ausgabe von Alzog's „Handbuch der allgemeinen Kirchen-

geschichte", II. Band, §. 420, S. 751, die Curie habe sich zu den beiden so eben erwähnten Maßregeln entschlossen

„auf den Rat einer Papst wie Kaiser gleich ergebenen Person".

Der gelehrte Kirchenhistoriker scheint demnach zu wissen, wer diese Persönlichkeit ist; hierüber sowie über gar vieles Andere möge uns die von ihm in Aussicht gestellte „Geschichte des Katholicismus im 19. Jahrhundert" recht baldige und authentische Auskunft geben.

Die nun folgenden Personal-Ereignisse waren jedoch wenigstens zum Teil nicht geeignet, dem Frieden Vorschub zu leisten. Die Wahl von Bistumsverwesern, welchen der Staatseid nachgelassen wurde, in Paderborn und Osnabrück war allerdings erfreulich und beruhigend; allein in Trier wurde der frühere Generalvicar Dr. Ph. v. Lorenzi von der Regierung nicht bestätigt, und die hierdurch geschaffene gespannte Situation führte schließlich zu einer Vereinbarung zwischen Rom und Berlin, durch welche der Straßburger Dompfarrer Dr. Felix Korum im August 1881 Bischof von Trier wurde. Die nämlichen Leute, welche im Großherzogtum Baden wie wütend dafür kämpften, daß unter keinen Umständen eine der Geistlichkeit der Erzdiöcese nicht angehörige Persönlichkeit den erzbischöflichen Stuhl besteigen dürfe, fanden es höchst preiswürdig und selbstverständlich, daß der Diöcese Trier ein Bischof gegeben wurde, der bei aller persönlichen Vortrefflichkeit doch von sich selbst sagen muß, daß er nichts weniger als ein deutscher Bischof ist. In dieser persönlichen Angelegenheit hat der Reichskanzler zweifellos eine

arge Niederlage erlitten, und die „v. S.“-Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ haben diese Wahrheit in schneidender Weise ausgesprochen. Die lange fortgesetzte Nachforschung nach der Urheberschaft dieser „v. S.“-Artikel hat, wie ich glaube versichern zu können, zur Entdeckung des ganzen Zusammenhanges ihrer Entstehung bis heute nicht geführt.

Da ich dieses Büchlein schreibe, um die Wahrheit zu sagen, und nicht, um meine eigenen Thorheiten zu bemänteln, so will ich hier das Geständniß ablegen, daß ich unter dem fatalen Eindruck dieser Dinge gegen Ende des Jahres 1881 folgenden Brief an den Fürsten Bismarck geschrieben habe, auf den er mir keine Antwort gegeben hat.

„Euer Durchlaucht

pflegen auch unmittelbare Stimmen aus dem deutschen Volke nicht unbeachtet zu lassen, und zwar um so weniger, je mehr im Lauf der Zeit der deutsche Reichstag an die Stelle gemeinsamen nationalen Schaffens den von dem Fluche der Unfruchtbarkeit getroffenen Zank und Hader mit der Reichsregierung zu setzen sich gewöhnt hat.

Möge es Euer Durchlaucht daher gefallen, in kurzen Worten auch die Meinung eines kirchentreuen römischen Katholiken zu vernehmen, der es bei gläubiger religiöser Ueberzeugung gleichwohl nicht schwer findet, in bester Aufrichtigkeit teilzunehmen an dem Schicksal des von Gottes Hand in die Weltgeschichte gestellten neuen Reiches deutscher Nation.

Eine kurze Reichstagszusammenkunft weniger Wochen hat in weiten Kreisen unseres Volkes die Ueberzeugung

teils begründet, teils befestigt, daß die deutsche Reichsregierung sich auf die Centrumspartei niemals und unter keinen Umständen stützen kann. Diese Partei vertritt nicht die Rechte und Interessen der katholischen Kirche, zu deren Vertretung einzig und allein der Episcopat berufen ist, sondern sie sucht die Erhaltung und Vergrößerung ihrer eigenen, unter dem Vorwand der Religion geschaffenen Macht, sie erstrebt politische Zwecke, sie ist recht eigentlich die Verkörperung des politischen Katholicismus, welcher gegenwärtig den schlimmsten Krebsschaden der kirchlichen Zustände bildet. Diese Partei ging zum Reichstag von 1881, erfüllt von dem dünkelhaften Hochmut, Herrin der Lage zu sein und der Reichsregierung beliebige Bedingungen der Demütigung vorschreiben zu können. Die Ereignisse der letzten zwei Wochen haben die Wahrheit dieser Behauptung bewiesen.

Schmerzlich und schmachvoll ist die Tyrannei, welche das Centrum ausübt über die deutschen Katholiken. Männer, welche ihre ganze Lebenskraft in schrankenloser Hingebung der Kirche gewidmet haben, werden als Apostaten in Acht und Bann gethan, wenn sie es wagen, den politischen Machtgeboten eines welfischen Diplomaten den Widerspruch eines ehrlichen Patriotismus entgegenzustellen. Und die gleiche Tyrannei ist es, welche die Reihen dieser politischen Centurie selbst zusammenhält. Wüßte Jeder von diesen Hundert, was die andern Neunundneunzig denken, so wäre ihre Einheit längst in Staub zerfallen. Aber kaum Einer von ihnen wagt es zuweilen, bei einem vertrauteren Freunde aufzuatmen von der schweren Last des Partei-

despotismus, welcher Alle an die nämliche Kette geschmiedet hält.

Ja, sie erkühnen sich, katholischer zu sein, als das rechtmäßige Haupt unserer katholischen Kirche, als der durch Weisheit und Mäßigung hervorleuchtende Papst Leo der Dreizehnte. Sie haben sich erfrecht, ihn „vor Illusionen zu bewahren", und sie wollen ihm die Gesetze vorschreiben, unter welchen allein er soll Frieden haben mit der Krone Preußen und mit dem deutschen Reich.

Auf dem Wege des Centrums liegt der Friede zwischen Staat und Kirche nie und nirgends. Möge Euer Durchlaucht bewahrt bleiben vor dem verhängnißvollen Irrtum, welcher die römisch-katholische Kirche selbst und ihr Sein und Wesen verwechseln möchte mit den Gelüsten und Uebertreibungen einer innerhalb des menschlichen Materials der Kirche vorhandenen Parteirichtung. Den Frieden mit der Kirche wird die Staatsgewalt finden, sobald sie sich mit fester Entschlossenheit dem Werke hingibt, den wahrhaft und innerlich religiösen Katholicismus nicht nur zu erkennen, sondern auch in gemeinsamer Mitwirkung mit Seiner Heiligkeit dem Papste zur Teilnahme an dem rechtmäßigen Kirchenregiment zu erheben.

So lange kein deutscher Bischof es wagen darf, offen gegen das Centrum aufzutreten, so lange kein deutscher Bischof die Ueberzeugung und den Mut hat, um einer politischen Partei die angemaßte Vertretung der Kirche entschlossen aus der Hand zu winden, so lange werden wir den Frieden nicht haben. Bischöfe brauchen wir Katholiken, Bischöfe voll Glauben, aber

auch voll Liebe, Männer von Festigkeit und von Versöhnlichkeit, Nachfolger der Apostel, die auch dem Kaiser geben was des Kaisers ist.

Euer Durchlaucht haben durch Ihre im deutschen Reichstag gesprochenen Worte die deutschen Katholiken zu der Hoffnung ermutigt, daß der Kanzler des Reiches den Frieden mit unserer Kirche will und sucht. Vertrauen Sie auf den deutschen Patriotismus dieser deutschen Katholiken, auch der großen Mehrzahl unter den augenblicklich mißleiteten Wählern. Geben Sie jede Hoffnung einer gedeihlichen Mitwirkung des Centrums zur Regierung des deutschen Reiches endgiltig auf, und befestigen Sie Sich in der gewiß allein richtigen Ueberzeugung, daß die Erhebung apostolischer, erleuchteter Männer auf deutsche Bischofsstühle das beste und sicherste und kürzeste Mittel ist, um die Katholiken Preußens und des deutschen Reiches innerlich und äußerlich frei zu machen von den Ketten und Banden der Centrumspartei.

Dann wird Friede sein.

In dem Kampf, welchen ich seit acht Jahren als Einzelner öffentlich gegen das Centrum führe, war es mir gerade in dem jetzigen Zeitpunkt Bedürfniß, mich wenigstens einmal Euer Durchlaucht gegenüber auszusprechen. Auch diesen Brief, von dem ich Concept behalte, werde ich als einen Bestandteil meines Kampfes der Oeffentlichkeit übergeben, sobald ich von Ihrer Ermächtigung hierzu in Kenntniß gesetzt werden sollte.

Genehmigen Euer Durchlaucht den Freimut eines deutschen Mannes.

Achern, den 18. Dezember 1881."

Dieses Schriftstück mag auf den ersten Blick ebenso unbesonnen erscheinen, als es aufrichtig ist. Gleichwohl würde der hohe Adressat, wenn er es je gelesen hätte, seither mehr als nur einmal Ursache gehabt haben, sich desselben zu erinnern. Es wird ohne Zweifel weder das Eine noch das Andere geschehen sein. Dennoch bereue ich nicht, die Wahrheit gesagt zu haben, da ich nun einmal im Besitze derselben war.

Es folgte die Besetzung der Bistümer Fulda mit Dr. Georg Kopp und Breslau mit Dr. Herzog im Dezember 1881 und Frühling 1882, die Uebernahme des Kultusministeriums durch v. Goßler anstatt des zum Minister des Innern ernannten v. Puttkammer; es folgte — ein glänzender Sieg der kirchlichen Sache — die Wiederherstellung der preußischen Botschaft beim heiligen Stuhle, deren erster genialer Träger der schon seit einiger Zeit als officiöser Unterhändler in Rom verwendete bisherige deutsche Gesandte in Washington, Freiherr v. Schlözer ward, der ruhmvolle Träger eines altberühmten Namens.

Der 31. Mai 1882 brachte nach mühseligen Compromißverhandlungen das sogenannte „Ultimo-Gesetz", durch welches auch in Preußen das „Kulturexamen" über die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen beseitigt, das Institut der ohne bischöfliche Institution von Gemeinden oder Patronen ernannten und staatlich geschützten „Staatspfarrer" für die Zukunft aufgegeben, die Begnadigung „abgesetzter" Bischöfe ermöglicht, und der Staatsregierung bezüglich der Bestellung von Bistumsverwesern und der Vorbildung der Geistlichen abermals discretionäre Befugnisse erteilt wurden.

An diese neueste Leistung der gesetzgebenden Maschine schloß sich nach einem in der Diöcese Breslau entbrannten, aber durch rechtzeitiges Beispringen von beiden Seiten bald wieder gelöschten Brande oder Sturme über die beiden wunden Fragen der „gemischten Ehen" und der „Staatspfarrer" eine neueste, hoffnungsreiche und so Gott will auch segensreichste Entwickelungsstufe der Friedensbewegung an, welche im Dezember 1882 begann und in der Stunde, da ich schreibe, noch fortdauert; ich meine den unmittelbaren Gedankenaustausch zwischen den beiden höchsten Persönlichkeiten auf kirchlicher und staatlicher Seite, den Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst. — Nach diesem kurzen Ueberblick der geschichtlichen Entwickelung in Preußen kehre ich zu uns kleinen Leuten in Baden zurück.

Zehnte Tagreise.

Der Wilde.

Landtag 1881 auf 1882.

40. Die Erneuerungswahlen für die Abgeordnetenkammer des badischen Landtages fanden im Spätsommer 1881 statt. Sie umfaßten die Hälfte der Gesammtzahl und lieferten diesmal das Ergebniß einer ganz entschiedenen Niederlage des Nationalliberalismus. Die katholische Volkspartei hob sich, abgesehen von mir, auf die Zahl von 22 Mitgliedern, die demokratische Gruppe brachte es zu 6, die conservative immerhin zu 3 Vertretern, so daß einer unter Umständen vereinigten Opposition von 31 Stimmen bei einer Gesammtzahl von 63 Mitgliedern des Hauses nur noch 32 Stimmen gegenüberstanden, von welchen eine auf mich fiel, während 31 der nationalliberalen Partei angehörten. Hiernach hatte diese letztere seit dem Jahr 1859 zum ersten Mal die absolute Mehrheit in der Kammer verloren. Die Ursachen dieser Erscheinung lagen für den ruhigen

Beurteiler sehr klar zu Tage. Es handelte sich dabei keineswegs um politische, am allerwenigsten aber um kirchliche oder gar um religiöse Fragen oder Interessen. Entscheidend, und zwar ganz allein entscheidend war das Unbehagen der Menschen, ihre Unzufriedenheit mit ihrer wirtschaftlichen Lage. Die liberale Partei hatte seit vielen Jahren regiert, hatte stets das Beste des Volkes versprochen, hatte sich oft und vorschnell der Erreichung ihrer Ziele gerühmt. Nun war der flüchtige Reichtum der ersten siebziger Jahre zerronnen, und eine ganze Reihe unmittelbar auf einander folgender ungünstiger Jahrgänge hatte in Verbindung mit der allgemeinen Handels- und Industrie-Krisis schwere Tage über das Volk gebracht. In der Mißstimmung, welche unter diesen Umständen so höchst natürlich war, lauschten die Menschen begierig auf die Botschaft, daß das bisherige politische Regierungssystem die Ursache aller Uebel, und daß von der katholischen Volkspartei die Erleichterung des Geldbeutels, und mit ihr die Heilung so vieler, täglich und bitter empfundener Schmerzen zu hoffen sei. Die wahrhaft klugen Führer der Partei hatten es auch gänzlich aufgegeben, in ihren Wahlreden und bei ähnlichen Gelegenheiten von kirchlichen Dingen zu sprechen; Angesichts der vorliegenden Thatsachen konnten sie dies kaum wagen, und überließen gerne dem priesterlichen Redacteur des „Badischen Beobachters“ die Rolle, sich an diesen Dingen seine Hörner abzustoßen. Sie selbst traten nur als teilnahmvolle Kenner der Volkszustände, voll Empfindung für den zu Gunsten einer „schauderhaften Bureaukratie“ ausgebeuteten „Bürger und Landmann“ auf; sie zählten die Krebsschäden der gegenwärtigen

Zustände an den Fingern her, und gaben, wenn sie recht vorsichtig waren, zu verstehen, oder wenn sie es nicht waren, stellten sie die Behauptung auf, bei einer nach den Grundsätzen der katholischen Volkspartei eingerichteten Regierung müßten alle diese Schäden weichen, und die Schattenseiten müßten plötzlich von elektrischem Lichte beleuchtet sein. Ein derartiges Verfahren erhält, wenn es mit Bewußtsein geübt wird, diejenige Bezeichnung, welche der „Badische Beobachter" in einer unvorsichtigen Stunde seinen Gegnern mit dem Worte „Bauernfängerei" entgegengehalten hat; bei den Koryphäen der „katholischen Volkspartei" in Baden wäre eine solche Charakterisirung sicherlich nicht am Platze, da diese Männer durch ihre Frömmigkeit und Aufrichtigkeit über jeden Verdacht einer bewußten Volkstäuschung erhaben sind.

Doch dem sei wie ihm wolle, die Thatsache lag vor, daß ihre Bestrebungen von Erfolg begleitet waren, von einem Erfolg, wie sie ihn in diesem Umfang — von 15 auf 22 — wohl selbst kaum erwartet hatten.

Mir legte sich nun die Erwägung nahe, ob ich mein Mandat niederlegen oder bis zu dessen regelmäßiger Erlöschung mit dem Schlusse der bevorstehenden Landtagssitzung beibehalten solle. Wenn dieses Mandat nicht angefochten worden wäre, so würde ich es niedergelegt haben. Diese Behauptung wird Demjenigen nicht unglaubwürdig erscheinen, welcher erwägt, was ich als Abgeordneter zu erwarten hatte. Daß ich von der katholischen Partei unwiderruflich getrennt und von den geheimen Lenkern derselben mit wildem Hasse verfolgt war, lag klar am Tage. Daß ich mich der national-

liberalen Partei nicht anschließen konnte, dafür bürgt ihre und meine Vergangenheit. Ich war also allein, ohne Einfluß, ohne Verbindung, in einer nach allen Richtungen peinlichen Lage. Ueber diesen Sachverhalt konnte mich die lächerliche Zeitungsmär, ich werde als „Zünglein der Wage" gewissermaßen das entscheidende Wort zu sprechen in der Lage sein, natürlich keinen Augenblick täuschen. Wer über den Wert des Wesentlichen und des Zufälligen in den menschlichen Dingen urteilen gelernt hat, der wird sich so leicht nicht täuschen lassen. Dazu kam der schwerwiegende Umstand, daß die in meiner Familie bestehenden Gesundheitsverhältnisse mir eine längere Entfernung von Hause geradezu unmöglich machten, wie ich denn auch in der Folge während der Dauer meiner Teilnahme am Landtag jeden Morgen von Achern nach Karlsruhe und nach der Sitzung wieder nach Achern gereist bin.

Diesen Verhältnissen gegenüber bestimmte mich vorzugsweise die fortgesetzte Anfechtung meines Mandats in der Presse, dasselbe festzuhalten. Man soll in dieser Welt des Kampfes auf irgend Etwas, das man rechtmäßig besitzt, nicht ohne guten Grund oder bittere Not verzichten. Würde ich das Mandat niedergelegt haben, so hätte mir kein Mensch die wahren Gründe einer solchen Handlungsweise geglaubt, sondern es würde geheißen haben: Seht, er hat eingesehen, daß er nicht mehr fähig oder nicht mehr würdig ist, als Vertreter katholischer Principien aufzutreten; oder er hat selbst eingesehen, daß sein Mandat nicht mehr zu Recht besteht. Dagegen hätte kein Protest mit Worten geholfen: der einzig denkbare Protest bestand darin, daß ich blieb.

Ich that es, und war dabei zum Voraus fest überzeugt, daß meine zahlreichen Gegner vor keiner Maßregel sich scheuen werden, welche notwendig war, um mich zu vertreiben. Hierüber täuschte mich nicht ihre anfängliche Freundlichkeit, ebenso wenig die ebenso bestimmte wie unerbetene Zusicherung, daß sie es nicht thun werden; ich kannte meine Leute zu gut, und ich habe zahlreiche Zeugen dafür, daß ich von Anfang an die Abstimmung des 14. März 1882 aufs Bestimmteste vorausgesagt habe.

An meiner materiellen und formellen Berechtigung zur ferneren Ausübung meines Mandats habe ich keinen Augenblick gezweifelt.

Was die erstere, nämlich die Frage betrifft, ob ich meinen Mandanten gegenüber zum Rücktritt verpflichtet war oder nicht, so liegt die Sache außerordentlich einfach und klar. Wenn ein Volksvertreter auf den Namen einer bestimmten Partei gewählt ist, so kann der Fall eintreten, daß zwischen ihm und der Partei Streit entsteht über die Frage, ob er ihre Grundsätze richtig auffasse und vertrete oder ob er denselben untreu werde; es ist möglich, daß der Einzelne gegen die Partei die Anklage erhebt, sie selbst sei ihrer früheren Stellung untreu geworden. In einem solchen Fall sind offenbar die Wähler die allein richtige und zuständige Instanz, vor welcher der Streit zum Austrag zu kommen hat. Dieser Fall war auf dem letzten Landtag bei mir eingetreten, denn in offenkundigem Bruch mit der Partei hatte ich das Ständehaus verlassen. Ich hatte mich auch, wie ich oben erzählt habe, sofort der erwähnten Instanz unterworfen, und war von ihr in meinem

Mandat öffentlich und feierlich bestätigt worden. Ist einmal dieses Urteil gesprochen, dann wird wohl Niemand so weit gehen, daß er den Abgeordneten verpflichtet, während der Zwischenzeit zweier Landtage alle vier Wochen sich neuerdings bestätigen zu lassen, oder aus jedem beliebigen Zeitungsartikel eine Veranlassung zu solcher Handlungsweise abzuleiten. Das Vertrauensvotum gilt, so lange es nicht durch ein Mißtrauensvotum widerrufen wird. Ein solches lag aber gegen mich in keiner Weise vor. Einer meiner Wahlmänner hatte mir im Spätjahr 1881 einen Brief geschrieben des Inhalts, daß ich das Vertrauen der Mehrheit Derjenigen, welche mir die Stimme gegeben hätten, nicht mehr besitze; allein trotz wiederholter gegnerischer Versuche hatte Niemand diesen Brief mit unterzeichnet; derselbe war also für mich ein trefflicher Beweis des Gegenteils.

Was sodann die formell juristische Seite der Frage betrifft, so handelte es sich um die Anwendung und Auslegung des §. 40a der badischen Verfassungsurkunde, welcher lautet:

> „Wenn ein durch Wahl ernanntes Mitglied einer Kammer ein besoldetes Staatsamt annimmt oder im Staatsdienst in ein Amt eintritt, mit welchem ein höherer Rang oder ein höherer Gehalt verbunden ist, so verliert er Sitz und Stimme in der Kammer und kann seine Stelle in derselben nur durch neue Wahl wieder erlangen."

Also das Mandat erlischt 1) durch Eintritt in den Staatsdienst, 2) durch Beförderung in demselben. Bei mir lag nun offenbar geradezu das Gegenteil

dieser beiden Fälle vor. Ich war niemals aus dem Staatsdienstverhältniß ausgeschieden, sondern nur wegen Krankheit vorübergehend in den Ruhestand getreten; von einem Eintritt in den Staatsdienst konnte also nicht die Rede sein. Ich hatte allerdings ein anderes Staatsamt übernommen, aber kein an Rang höheres, wohl aber ein an Gehalt geringeres. Um unter diesen Umständen dennoch mein Mandat für erloschen zu erklären, war erforderlich der feste Entschluß, sich meiner um jeden Preis zu entledigen. Diesen Ruhm wollte ich meinen Gegnern nicht entziehen: sie haben ihn erworben.

Ein mir befreundeter americanischer Demokrat hat mir geschrieben, daß auch er gegen mich gestimmt haben würde, weil er schlechterdings gegen jede Beteiligung von Staatsdienern an der Volksvertretung sei. Das lasse ich mir sehr gerne gefallen, insofern es sich um Schaffung eines neuen Gesetzes handeln würde und republicanische Einrichtungen in Frage stehen. Ob in deutschen Landen die Volksvertretung des Staatsdiener-Elementes füglich ganz entbehren könnte, halte ich jedoch für sehr zweifelhaft. Ich muß allerdings zugeben, daß die massenhafte Vertretung der Staatsdiener, wie sie in der badischen Abgeordnetenkammer stattfindet, ihre sehr bedenklichen Seiten hat. Ja, ich gehe noch weiter, und erlaube mir es einfach ekelhaft zu finden, wenn irgendwo auf der Welt jeder im Verdruß pensionirte Richter alsbald unter die Ultramontanen gehen und im Namen der katholischen Kirche sich um ein Abgeordnetenmandat bewerben wollte, um seinem grollenden Herzen und seiner vergifteten Laune Luft zu machen;

das kommt natürlich bei uns nicht vor. Wohl aber ließe sich sehr die Frage erwägen, ob nicht der Richterstand von der Volksvertretung ausgeschlossen werden sollte, damit nie der Fall vorkommen kann, daß eine Partei über die andere zu Gericht sitzt. Die Mißlichkeit dieses Verhältnisses habe ich durch Erfahrung kennen gelernt, und ich wäre der Erste, aber gewiß bei Weitem nicht der Einzige, welcher zur Beseitigung desselben sein Jawort zu geben sich geneigt fühlte.

Allein das alles sind Erwägungen, um welche es sich in meinem Falle offenbar nicht handeln konnte. Hier war das gegebene, positive Gesetz zur Anwendung zu bringen, welches so lautete, wie ich es oben angeführt habe.

Ich darf der Wahrheit gemäß nicht verschweigen, daß im letzten Augenblick vor dem Zusammentritt des Landtages noch ein Ereigniß eintrat, welches meinen Entschluß, an der Session teilzunehmen, vollends befestigte und unerschütterlich machte. Dieses Ereigniß war die schwere Erkrankung des Großherzogs Friedrich. Ich hatte Ursache genug, diesem Fürsten dankbar zu sein, um für sein bedrohtes Dasein aufrichtige und warme Wünsche zum Himmel zu senden. Jetzt, wo er wieder in voller Kraft und Gesundheit seines Amtes waltet, erinnere ich mich lebhaft an einen Einfall, der vielleicht den meisten Lesern komisch vorkommt, der aber bei mir sehr ernsthaft war. Ich packte nämlich beim Eintreffen der bedrohlichsten Nachrichten ein Fläschchen Wasser von Lourdes ein und wollte mit dem nächsten Schnellzuge nach Baden eilen, um Hilfe zu bringen; ich verfehlte aber den Zug und der folgende

Tag brachte Besserung. „Diese Fabel lehrt“, — und darum erzähle ich sie — daß sogar Lourdes und deutscher Patriotismus neben einander wohnen können.

Als der Landtag auf den 15. November 1881 einberufen wurde, stand das Leben des Fürsten noch immer auf dem Spiele, und es war angemessen, daß unter diesen Umständen auch der Geringfügigste den ihm etwa zukommenden Platz im öffentlichen Leben nicht verlasse. Dieses Gefühl hatte gar Nichts von Selbstüberhebung an sich, sondern es wurde geteilt auf allen Seiten, und war — ich bezweifle es nach keiner Partei-Richtung hin — wesentlich das Gefühl der Pflichterfüllung. Es wirkte auf mich ein, wie auf Andere; denn wir waren Alle, auch die entschiedensten Parteileute, tief und schmerzlich ergriffen. Allein neben und unter dieser gemeinsamen Empfindung hatten auch die Sonderbestrebungen der Parteien begreiflicher Weise ihren Raum, und es wird mir kaum ein Widerspruch begegnen, wenn ich sage, daß die ultramontane Partei mit Freude jede sich ihr darbietende Gelegenheit benutzt haben würde, um der liberalen Regierung den Garaus zu machen. Die Auftritte heftigster Art, welche im Laufe der Tagung zwischen einzelnen Heißspornen der genannten Partei einerseits, und zwischen den Ministern Turban und Ellstätter andererseits stattfanden, haben den vollen Beweis geliefert, daß der Sturz dieser Regierung während der Krankheit des Großherzogs der Hauptplan der Ultramontanen war. Der Umstand, daß sie sich in der Folge veranlaßt sahen, aus gewissen Gründen und zu gewissen Zwecken dem neuen Kultus-

und Justizminister Nokk vorübergehend zu schmeicheln, ändert an der Sache Nichts.

Diesen Bestrebungen gegenüber hielt ich jeden Regierungswechsel in der gegebenen Sachlage für ein Unglück. Seit dem Tage, wo der ultramontane Hoffnungsruf erschollen war: „Tod dem Liberalismus!“, war meine Stellung verändert. Es ist mein Schicksal, und dieses Schicksal hat mir wahrlich keine Rosen gebracht, daß ich immer auf der Seite der notleidenden Minoritäten stehen muß. Als der Nationalliberalismus seine höchsten Triumphe feierte, war ich sein heftigster Gegner; als aber seine siegreich werdenden Feinde den freisinnigen Ideen überhaupt den Krieg auf Leben und Tod erklärten, da war es mir sofort klar, daß auf diesem Wege kein Heil ist. Mir scheint es über allen Streit erhaben zu sein, daß jeder richtig denkende politische Mann liberal und conservativ zugleich sein muß, nämlich das eine und das andere zur rechten Zeit und am rechten Ort. Aus dem nämlichen Grunde mußte ich mich auch von den badischen Conservativen, deren seit dem vorletzten Landtag durch den Tod abgerufener geistvoller und frommer Führer Mühlhäußer mich persönlich so sehr angesprochen hatte, sehr bald abwenden, weil ich klar erkannte, daß hier eine Vermischung pietistischer, junkerlicher, rückschrittlicher und agrarischer Elemente vorliege, wie sie verkehrter nicht gedacht werden kann. Es ist dies die nämliche Richtung, welche im preußischen Landtag nach kurzer Blüte der Regierung nur Verlegenheiten bereitet und ihre Unfähigkeit zu ausführbaren Gedanken bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt hat. Von der demokratischen

Partei rede ich nicht: über sie wäre von meinem Standpunkte aus jedes Wort zu viel. Das Gesammtergebniß meiner Erwägung der Lage war, daß die Erhaltung des Bestehenden für den Augenblick zweifellos das Richtige, und daß jeder entschiedene Kampf gegen dieses Bestehende vom Uebel sei, daß man also die patriotische Pflicht habe, die Regierung von Fall zu Fall zu unterstützen, ohne deßhalb im Geringsten sich mit der liberalen Partei zu identificiren. Daß der Gedanke, hinter dem Rücken des erkrankten Landesherrn einen Regierungswechsel in Scene zu setzen, keine Aussicht auf Erfolg habe, konnte man sich allerdings gewissermaßen an den Fingern abzählen. Nichtsdestoweniger war Vieles ungewiß, und Alles darnach angethan, um Jeden auf seinem Platze zu halten. —

So standen die Dinge, und so betrachtete ich sie, als der Landtag in der Mitte des November zunächst auf zwei Wochen zusammentrat, um die unverschieblichen Geschäfte zu erledigen und sodann bis zum Januar des folgenden Jahres dem deutschen Reichstag den Platz zu räumen.

41. Für mich zeigte sich schon während dieser einleitenden Tagung, daß ich nur Dornen werde einzuheimsen haben. Es war mein Schicksal, bei jeder Gelegenheit so unpopulär als möglich sprechen und handeln zu müssen, wenn ich meiner Ueberzeugung Ausdruck geben wollte, und ich mußte mit einer Art von Galgenhumor dazu lachen, wie ich unter der Nötigung stand, mich gegenüber der öffentlichen Meinung in und außer meinem Wahlbezirk methodisch selber abzuschlachten. Daß ich unter diesen Umständen nicht öfter das Wort ergriff,

als ich zur Wahrung meines Standpunktes und zur Begründung streitiger Abstimmungen geradezu für nothwendig erachten mußte, wird man mir wohl ohne besondere Beteurung glauben. Nichtsdestoweniger geschah es oft genug und unter Umständen, die wohl geeignet waren, die Erbitterung der „Coalition" unserer drei Oppositionen gegen mich fortwährend zu steigern. Nicht mit Unrecht sagte mir einmal ein Abgeordneter, ich liefere bei jeder Gelegenheit die Entscheidungsgründe zur Kassirung meines Mandats.

Ich will nun die wesentlicheren Fälle dieses meines parlamentarischen Leidenszustandes als „Wilder" in kurzen Bildern an den Augen meiner Leser vorüberziehen lassen.

Schon in der ersten öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer wurde der Regierung der Vorwurf gemacht, sie habe bei der Ersatzwahl in Durlach nicht gehörig für die rechtzeitige Ergänzung des Wahlkörpers gesorgt und die Vornahme der Wahl übereilt. Es war mein Verhängniß, daß ich darauf aufmerksam machen mußte, wie das Gesetz in dieser Beziehung der Regierung ausdrücklich einen Spielraum gewähre, auf welchen ich den bei den Ultramontanen so schlecht beleumundeten Ausdruck „discretionäre Befugniß" anwendete. Von diesem Augenblicke an waren die Demokraten, von welchen die grundlose Bemängelung ausgegangen war, mit den Ultramontanen, welche das verhaßte Wort empörte, darüber einig, daß ich ein sklavischer Anhänger der Regierung um jeden Preis geworden, und deßhalb des schlimmsten Schicksals würdig sei.

Es folgte eine Anzahl von Wahlprüfungen und

Wahlanfechtungen. Wenn mir an der Aufrechterhaltung meines Mandats das Geringste gelegen war, so mußte sicherlich die allergewöhnlichste Klugheit mir sagen, daß ich auf diesem schlüpfrigen Boden nur mit der größten Vorsicht und Zurückhaltung auftreten dürfe und nach allen Seiten die gleiche Schonung üben müsse, welche ich für mich selbst wünsche. So viel Verstand trauen mir wohl auch Diejenigen zu, welche mich am wenigsten lieben. Das that ich aber keineswegs, denn es kam mir nicht darauf an, im hohen Hause zu bleiben, sondern meine Schuldigkeit zu thun, so lange ich darin bleibe. Es handelte sich bei zwei Wahlen um die Verletzung solcher Vorschriften, in welchen ich eine wesentliche Garantie des gesetzlichen Hauptgrundsatzes der geheimen Abstimmung erblickte. Eine der Wahlen gehörte der demokratischen, die andere der ultramontanen Partei an. Die Anfechtung beider wäre viel besser unterlassen worden; denn wer die Verhältnisse kannte, der mußte wissen, daß im Falle der Umstoßung die gleichen Candidaten mit mehr Stimmen wiederkommen würden, zumal die nationalliberale Partei nichts weniger als im Siegeslauf begriffen war. Allein die Parteileidenschaft konnte sich das Opfer nicht auferlegen, von der Anfechtung Umgang zu nehmen, und so mußte eben die Entscheidung nach Recht und Gesetz fallen. Der Umstand, daß Minister Turban meinen bei diesem Anlaß ausgesprochenen Ansichten ausdrücklich beipflichtete, bestärkte meine Gegner in dem Wahn, daß ich ein Regierungsmann sans phrase geworden sei und in ausdrücklichem Einverständniß mit der Regierung handle. Jedem anderen Abgeordneten durfte ein Minister gelegen-

heitlich Recht geben oder mit ihm übereinstimmen; für mich enthielt ein solcher Fall die schwerste Anklage. Das ist sehr lächerlich, aber buchstäblich wahr, wie es auch wahr ist, daß ich mit dem Staatsminister Turban, abgesehen von flüchtigen Begrüßungsworten, während der ganzen Dauer meiner Mitwirkung am Landtage nicht ein einziges Mal gesprochen habe, sondern erstmals nach der Ungiltigerklärung meines Mandats, als ich bei ihm mich verabschiedete. Mein Unstern wollte, daß bei der Abstimmung über die angefochtene demokratische Wahl in der That meine Stimme die Entscheidung gab. Dies machte die Demokraten wütend, und der Abgeordnete Schneider gab dieser Gesinnung heftigen Ausdruck, indem er mit Wiedervergeltung anläßlich meiner eigenen Wahlfrage drohte. Ich habe ihm damals in einer Weise heimgeleuchtet, daß er zufrieden war, und dafür, daß ich gerade diesen Herrn geschüttelt hatte, wurde mir mehr als ein dankbarer Händedruck von Solchen, die über ihn dachten wie ich, sich aber sehr hüteten, ihm jemals auf den Leib zu rücken. Dabei nahm ich Anlaß, so nachdrücklich als nur möglich meine vollständige Unabhängigkeit von allen landständischen Parteien und Fractionen, sowie auch von der Regierung öffentlich auszusprechen.

Es folgte die Wahl des Präsidenten und der beiden Vicepräsidenten; sie gab zu neuer Unzufriedenheit mit mir Anlaß. Die demokratische Partei, obgleich nur sechs Mitglieder stark, erhob den Anspruch, ihrem langjährigen Mitgliede v. Feder das Amt des zweiten Vicepräsidenten übertragen zu sehen, und die ultramontane Partei hatte jener ihre Stimmen zugesagt, obgleich sie

sehr wohl weiß, daß den Demokraten Nichts ein größerer Gräuel ist, als die geoffenbarte Religion und das katholische Kirchentum. Ich meinerseits vergaß diesen letzteren Umstand nicht, und ich fand den Anspruch der Demokraten einfach lächerlich, besonders, wenn ich mich erinnerte, was man wohl den fünf Vertretern der katholischen Volkspartei für eine Antwort gegeben haben würde, wenn sie im Jahre 1869 einen ähnlichen Anspruch erhoben hätten. Nach der Zusammensetzung des Hauses erschien es mir gerecht, daß der Präsident und der zweite Vicepräsident aus der liberalen Partei (31 Stimmen), der erste Vicepräsident aus der katholischen Volkspartei (22 Stimmen) entnommen werde. Jeder leidenschaftslose Beurteiler wird dies als richtig zugeben. Die katholische Partei hatte mir zu verstehen geben lassen, daß sie auf jede Anfechtung meiner Wahl verzichte, wenn ich ihr in diesem Falle den Willen thue. Ich that es nicht, sondern stimmte nach meiner Ueberzeugung. v. Feder erhielt 26, sein nationalliberaler Gegner Friederich 29 Stimmen. Wenn nun nicht durch meine Stichentscheidung der kassirte Demokrat gefehlt hätte, und wenn ich selbst für v. Feder gestimmt hätte, dann hätte letzterer 28, Friedrich 28 Stimmen gehabt; und wenn nicht gleichfalls mit Hilfe meiner Stimme der ultramontane Edelmann auch bereits kassirt gewesen wäre, so hätte v. Feder gesiegt. So rechneten die Demokraten, und ganz Unrecht hatten sie nicht. Ihr Unmut war so groß, daß man in der Folge von demokratischer Seite einen mit mir früher persönlich befreundeten Abgeordneten anging, aus früheren Tagen Worte oder Handlungen zu verraten, durch welche man

mir in der Oeffentlichkeit Verlegenheiten oder in meiner Lebensstellung Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Dies wird nicht geläugnet werden, da der Betreffende mir selbst die Sache mitteilen ließ mit dem Bemerken, daß er die von ihm gewünschte Verräterei abgelehnt habe. Er hat darin sicherlich aus manneswürdiger Gesinnung gehandelt, aber er hatte auch noch einen zweiten, sehr triftigen Grund, Nichts zu sagen, nämlich den, daß er Nichts wußte. Sollte er mir nachsagen, daß ich als Student Mitglied einer „demokratischen Burschenschaft" war, oder daß ich bis zum Jahre 1870 zur großdeutschen Partei gehörte, oder daß ich als Protestant geboren und erzogen war? Oder sollte er meine persönlichen Fehler und Gebrechen aufzeigen, um mich als einen unwürdigen Vertreter meiner Sache darzustellen? Und wie sollte er mir schaden? Wer nach Nichts strebt, als nach dem, was er fest besitzt, dem ist schwer beizukommen; und wer sich vor Niemand auf der Welt fürchtet, dem ist nicht leicht bange machen. Aber den badischen Demokraten konnte ich es nicht ersparen, daß auch in weiteren Kreisen bekannt werde, welche Mittel ihnen genehm waren, um einen Mann zu schädigen, der sich Nichts um sie kümmert.

Mit der endgiltigen Bildung der Abteilungen und Commissionen schloß der erste Abschnitt des Landtages. Daß auch die Liberalen trotz ihrer zweifelhaften Stellung auf mein Verbleiben in der Kammer keinen großen Wert legten, fand ich natürlich. In dem Umstand, daß sie mich nicht als Mitglied der Budgetcommission wählten, obgleich ich mich bereit erklärt hatte, eine solche Wahl anzunehmen, glaubte ich den Ausdruck

ziemlicher Gleichgiltigkeit von ihrer Seite um so mehr erblicken zu dürfen, als sie sich gleichzeitig dem Verlangen der Ultramontanen fügten und den Abgeordneten Beneficiaten Wacker in die genannte Commission aufnahmen. Ich hätte auch wirklich nicht zu sagen vermocht, aus welchem Grund die nationalliberale Partei gerade auf mich irgend einen besonderen Wert legen sollte.

42. Während der Unterbrechung des Landtages, die bis zum 25. Januar 1882 dauerte, wurden die beiden kassirten Abgeordneten wiedergewählt und die Zeitungsfehde über meine Wahl lebhaft fortgesetzt. Als daher die Kammer wieder zusammentrat und der Abgeordnete Schneider mit der Verwirklichung seiner Drohung immer noch nicht vorging, hielt ich es für geziemend, der Sache ein Ende zu machen und brachte die Angelegenheit selbst vor das Plenum mit der Bitte, eine baldige Entscheidung zu treffen. Daß sich dieselbe bis zum 14. März verzögerte, daran war ich im höchsten Grade unschuldig, und ich habe auf die Beschleunigung derselben entschieden hingewirkt, indem ich für den Fall eines längeren Aufschubs meine sofortige Mandatsniederlegung in Aussicht stellte.

Auch bei den weiteren Verhandlungen in der Zeit vom 25. Januar bis 14. März hatte ich das Unglück, einer zunehmenden Inpopularität zu verfallen, weil ich mich durch keinerlei Schlagworte, Redensarten und Tagesströmungen von der geraden Linie meiner festen Ueberzeugung abbringen ließ.

So gleich Anfangs, als ein Gesetzentwurf über die Abänderung einiger Bestimmungen des badischen Ein-

führungsgesetzes zum deutschen Reichsgerichtskostengesetz beraten wurde. Bekanntlich gehört es zur Zeit zu den eigentlichen Modesachen, über die unerschwingliche Höhe der Gerichtskosten zu räsonniren und dergleichen zu thun, als ob in Deutschland dem minder Bemittelten die Betretung des Rechtsweges durch eben diese Kosten geradezu unmöglich gemacht oder doch mindestens im höchsten Grade erschwert werde. Diese Behauptung entspricht aber der thatsächlichen Wahrheit nicht. Ich mache als Amtsrichter jeden Tag die Erfahrung, daß nicht ein einziger Streit, zu dessen Erhebung die Leute sonst entschlossen sind, aus Scheu vor den Kosten unterlassen wird. Das Vergeuden erheblicher Summen in den allerelendesten Beleidigungsprocessen ist nach wie vor eine besondere Liebhaberei unserer Bevölkerung. Von dem Rechte, auch Streitsachen von höheren Summen im Weg der Prorogation ohne Anwälte in dem verhältnißmäßig wohlfeilen amtsgerichtlichen Verfahren zum Austrag zu bringen, wird selten Gebrauch gemacht. Die wohlwollenden Bemühungen eines Richters, unter Hinweisung auf die Höhe der Kosten zum Frieden zu mahnen und die Führung ganz überflüssiger Processe zu verhüten, sind stets in Gefahr, als Bequemlichkeit oder Denkfaulheit von Parteien oder Anwälten angegriffen oder verdächtigt zu werden. Es ist mir ein Fall vorgekommen, wo über die Bezahlung einer Flasche Wein im Preis von 1 Mark 60 Pfennig zwei unbemittelte Landleute einen Rechtsstreit mit einem Kostenaufwand von über 20 Mark an Sporteln und Zeugengebühren, ganz abgesehen von der beiderseitigen Zeitversäumniß, geführt haben. Die Gerichtsstuben

sind der Tummelplatz der häßlichsten Leidenschaften, und ich vermag in der That nicht einzusehen, warum in einer Zeit, wo alle Steuern so hoch gestiegen sind, gerade die Justizgefälle mit besonderer Tendenz nach fortgesetzter Erniedrigung behandelt werden sollen. Der pathetische Brustton, mit welchem die Saite des „heiligen Rechts“ bei dieser Art von „Bauernfängerei“ oft angeschlagen wird, vermag einem Kenner des Lebens und der Menschen höchstens ein mitleidiges Lächeln zu entlocken. Zudem wird für wirklich arme Leute bei Entscheidung der Frage über Bewilligung des Armenrechts in mildester und freigebigster Weise verfahren. Unsere Gerichtskosten sind, nachdem die Gerichtskostennovelle vom Juli 1881 einige wirkliche Mißstände glücklich beseitigt hat, zwar entschieden und mit gutem Grunde höher, als sie früher waren, aber sie sind niedriger, als in den meisten Ländern. Jedenfalls sind sie in dem amtsgerichtlichen Verfahren, auf welches sich meine unmittelbaren Erfahrungen beschränken und auf welches auch meine in der Kammer gemachten Bemerkungen sich beschränken wollten, nicht unerschwinglich, ja nach meiner Ueberzeugung überhaupt nicht zu hoch. Ich blieb aber mit dem Ausdruck dieser Ueberzeugung allein stehen, denn es ist nicht Jedermanns Sache, den Tagesvorurteilen herzhaft entgegenzutreten.

Als wenige Tage später der Präsident der Kammer einer größeren Anzahl von Abgeordneten ehrend gedachte, welche im Lauf des Jahres 1881 in die Ewigkeit gegangen waren, widmete ich dem früheren conservativen Abgeordneten Mühlhäußer einen Nachruf. Ich that

dies selbstverständlich nicht, ohne bei den jetzigen Mitgliedern der conservativen Gruppe angefragt zu haben, ob sie nicht lieber selbst dieses Amt übernehmen wollten. Sie baten mich aber, ihre Stelle zu vertreten, weil ich lange vor ihnen, nämlich schon 1869/70, mit Mühlhäußer im Landtag gewesen sei. Sehr gern vollzog ich diesen Auftrag, denn die Aufrichtigkeit und edle Toleranz, die Menschenfreundlichkeit, Verstandesschärfe und lichtvolle Beredtsamkeit des Verstorbenen, der sich auch mir persönlich immer nur mild und freundlich gezeigt hatte, waren bei mir in lebhaftem Andenken: ich habe ihn stets für einen edlen Charakter und frommen Christen gehalten. Auch stand ich, obgleich Katholik, seinen Gesinnungen gewiß näher, als die Mitglieder der liberalen oder der demokratischen Partei. Dennoch wurde mir auch dieser harmlose Herzenserguß verübelt, und man schämte sich nicht, mir öffentlich nachzusagen, ich hätte das Andenken Mühlhäußers nur zu dem Zwecke geehrt, um mir für die Frage meines Mandats die Stimmen seiner Rechtsnachfolger zu gewinnen. Warum auch die drei Conservativen sich mit den Ultramontanen und Demokraten gegen mich vereinigt haben, weiß ich allerdings nicht zu sagen: daß sie es aber thun werden, wußte ich damals schon sehr genau, weil das persönliche Verhalten des verhältnißmäßig Begabtesten unter den Dreien gegen mich mir hierüber gar keinen Zweifel lassen konnte.

Die Beratung des Budgets gab, wie immer, Anlaß zu einer Unzahl von Anträgen, Wünschen, Beschwerden, Bemerkungen und Streitigkeiten, deren Gesammteindruck in der öffentlichen Meinung darauf hinauslief, die

Vorstellung des Publikums von der politischen Befähigung und Intelligenz der Kammer auf keinen Fall zu steigern.

In Baden besteht in der inneren Verwaltung das Institut der sogenannten Landescommissäre. Diese Beamten sind Mitglieder des Ministeriums des Innern mit ständigem Wohnsitz in den Städten Konstanz, Freiburg, Karlsruhe und Mannheim, aber mit regelmäßiger periodischer Teilnahme an den Beratungen der Centralstelle. Sie bilden für eine Anzahl bestimmter Angelegenheiten die Mittelinstanz zwischen der Bezirks- und Centralverwaltung, und werden in allen Angelegenheiten des administrativen Ressorts mit ihren Erfahrungen und Vorschlägen gehört. Ihre Thätigkeit ist eine entschieden positive und fruchtbare; ohne sie wäre der dürftige Anflug von Selbstverwaltung, wie er unter deutschen und insbesondere badischen Verhältnissen zur Not möglich ist, ganz undenkbar. Sie sind unter dem Ministerium Lamey zu Anfang der sechsziger Jahre an die Stelle der früheren collegialischen Kreisregierungen getreten, und folglich in ökonomischer Beziehung als ein Ersparnißinstitut zu betrachten, wenn sie auch allerdings verhältnißmäßig Geld genug kosten mögen. Daß diese Beamten in ihren großen ausgedehnten Bezirken eine hervorragende Stellung einnehmen, ist selbstverständlich und, wenn die Regierung überhaupt Autorität im Lande haben soll, unumgänglich notwendig.

Diesem Institut gegenüber trat zu meiner großen Verwunderung kein Geringerer, als der Abgeordnete Lender mit einer Rede auf, die mich von Anfang

bis zu Ende an die berühmten Sophismen des Herrn Dr. Windthorst erinnern mußte. In den Eingangsworten sprach er davon, daß er im Wesentlichen einverstanden sei mit dem, was seine Vorredner gesagt hätten, um unmittelbar darauf das gerade Gegenteil zu behaupten. Er wünschte nämlich einen mündlichen Geschäftsverkehr statt eines schriftlichen, und fand, daß der bureaukratische Apparat im Großherzogtum Baden „schaudererregend“ sei. Die Landescommissäre bezeichnete er als „kleine Könige“, hinter welchen Minister und Ministerium verschwinden, und empfahl im Gegensatze zu dieser ständigen Institution Bereisungen des Landes durch den Minister des Innern und durch alle seine Räte.

Mit Staunen erblickte ich in dieser Rede die Frucht einer mehrjährigen Einkapselung in die Centrums-Politik. So viel Worte, so viel Unwahrheiten. Wer das deutsche Volk und seine Zustände wirklich kennt, der weiß, daß das demagogische Geschrei gegen das Beamtentum nirgends übler angebracht ist, als bei uns. Von dem Beamten alles Mögliche verlangen, wenn man ihn braucht, über ihn schimpfen, sobald man ihn nicht braucht, das ist in der That eine wohlfeile Demagogie. Der deutsche Staat ist nun einmal nach seiner geschichtlichen Entwickelung ein Beamtenstaat. Der Zukunft mag es vorbehalten bleiben, den Uebergang zu freieren Formen der Selbstverwaltung zu finden, und die auf ein solches Ziel gerichteten Bestrebungen mögen uns innerhalb der Schranken weiser Mäßigung und gesunder Vernunft willkommen sein. Allein so lange die Erfahrung immer von Neuem lehrt,

daß jeder Versuch einer Vereinfachung im Staats-organismus, sei es auch nur durch locale Aufhebung einzelner Stellen und Behörden, einem wahren Jammer- und Zeter-Geschrei der betroffenen Bevölkerung begegnet, so lange wolle man uns mit dem Worte „schauder-erregend“ vom Leibe bleiben. Der Vorschlag, daß der Minister und sämmtliche Räte des Ministeriums in der Welt herumreisen sollten, bewies am deutlichsten, wie gar Nichts der Redner von der ganzen Sache und von dem Geschäfts-Gang und Stand einer Centralbehörde wußte: ökonomisch würde dieser Vorschlag natürlich viel kostspieliger, er würde in Vergleichung mit dem jetzigen Zustand eine bedeutende Mehrbelastung sein.

Mir persönlich war die Sache an und für sich höchst gleichgiltig, da ich mit dem Ministerium des Innern so wenig wie mit den Landescommissären das Allergeringste zu thun habe oder jemals zu thun hatte. Allein mich stachelte die rabulistische Behandlung so ernster und wichtiger Dinge, und ich trat meinem früheren Freunde energisch entgegen. Ich wies ihn darauf hin, daß die Landescommissäre der Bevölkerung wie dem Ministerium gegenüber thatsächlich eine weit unabhängigere Stellung einnehmen, als die ständigen Ministerialräte bei gelegentlichen Dienstreisen dies jemals im Stande wären. Ich machte aufmerksam auf die realen Zustände und Verhältnisse des Lebens, und zeigte den deutschen Bürger und Landmann in seiner nur allzu großen und tiefen Beamtenbedürftigkeit. Allein die Hauptsache bei dieser Discussion war für mich, wie schon angedeutet, keineswegs die Existenz des gar nicht ernsthaft angegriffenen Instituts der Landes-

commissäre, sondern vielmehr die Wahrnehmung, wie das Reden zum Fenster hinaus, das gänzlich grundlose Buhlen um Volksgunst und Sparsamkeitsruhm, das „Fangen und Keilen" der Menschen förmlich zum Lebenselement dieser Partei geworden war, deren geistreichen und energischen Führer ich mit so leeren und traurigen Redensarten um sich werfen hörte.

Und das will ich bei dieser Gelegenheit sagen, daß ein wahrer Fluch des langen kirchlichen Unfriedens in Baden sich in dem Uebelstande zeigt, daß ein großer Teil des katholischen Clerus sich eine demagogische Streitbarkeit um jeden Preis angeeignet hat, die sich auch bei jeder Gelegenheit zeigen will. Die Staatsbeamten haben ja sicherlich der katholischen Geistlichkeit gegenüber Fehler in Menge begangen, und es mag die Berufserfüllung dieser Beamten, wie auf der anderen Seite auch jene der Geistlichen selbst in vielen Stücken gar Manches zu wünschen übrig lassen. Allein mit dem ganz gleichen Rechte, mit welchem der Clerus trotz seiner Mängel und Gebrechen den hohen Ruhm in Anspruch nimmt, der Träger und Vermittler des Christentums für die breite Masse der Bevölkerung zu sein, mit eben diesem Rechte darf auch der deutsche Beamtenstand von sich behaupten, daß er, im Ganzen und Großen treu, unbestechlich und gewissenhaft, der eifrige Vermittler der Staatsidee für die Bevölkerung und der kraftvolle Träger und Bearbeiter der verschiedenen staatlichen Aufgaben und Arbeiten für die menschliche Kultur gewesen ist und noch zur Stunde fortfährt, dies zu sein. Derartige Wahrheiten sind nicht so überflüssig, wie es scheinen möchte; man braucht sich nur

zu erinnern, daß in neuester Zeit so reine und unanfechtbare Bestrebungen, wie die Sorge für das Wohl entlassener Sträflinge oder die Inventarisirung kirchlicher Kunstdenkmale, im Großherzogtum Baden der Gegenstand bitterster Anfeindung geworden sind schon aus dem einzigen Grunde, weil staatliche Beamte als vorzugsweise Organe zur Verwirklichung dieser Bestrebungen auserschen werden mußten. Das ist eine Lehre und Anschauung, welche ganz entschieden den Grundsätzen des Christentums widerspricht, und welche sich nur erklären läßt einmal aus dem leidenschaftlich unklaren Sehnsuchts-Rückblick in eine für immer entschwundene Zeit, wo die Dinge ganz anders waren, sodann aber aus der durch einen langen und heftigen Kampf eingesogenen Verbitterung. Von diesen beiden Uebeln wolle uns Gott in Gnaden erlösen.

Es folgte die Motion der ultramontanen Partei auf Einführung der directen Wahlen für die Abgeordneten der zweiten Kammer. Die Partei führte als Motionssteller ins Treffen den Abgeordneten Dr. Kern, einen der mildesten und versöhnlichsten Charaktere unter den ihr zu Gebot stehenden Persönlichkeiten, um die große Unschuld ihres Beginnens vor der ungläubigen Welt darzuthun. In der That und Wahrheit glaubten die Herren selbst am allerwenigsten an irgend einen Erfolg ihres Unternehmens. Was sollte es auch heißen, während der lebensgefährlichen Erkrankung eines Fürsten, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert an der Spitze des Staatswesens gestanden war, die Fundamente des Verfassungslebens verrücken zu wollen? Nur große Naivetät oder das Gegenteil konnte sich damit beschäf-

tigen. Schon einige Zeit vor Begründung der Motion bereiteten mehrere Zeitungsartikel darauf vor, daß man bei dieser Hauptaction gelegenheitlich auch meine „Apostasie" in ihrer ganzen Blüte feststellen wolle; man druckte zu diesem Zweck die Rede wieder ab, in welcher ich während des Landtags 1869/70 die Lehre verteidigt hatte, daß die Uebertragung der menschlichen und bürgerlichen Vollberechtigung in immer weitere Lebenskreise eine Consequenz der ewigen Wahrheiten des Christentums sei. Zur näheren Begründung dieses Ausspruches hatte ich mich auf zwei große Thaten unseres Jahrhunderts berufen, auf die Befreiung der Leibeigenen durch Kaiser Alexander II. von Rußland, und auf jene der Schwarzen in den Vereinigten Staaten Nordamerica's. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich von diesen Worten auch heutzutage Nichts zu widerrufen habe. Indem man dieselben in richtiger Vorausahnung meines Verhaltens gegenüber der Kern'schen Kinderei gegen mich anrief, vergaß man vollständig, daß es sich damals in erster Reihe um den Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts gehandelt hatte, welcher auch in der That, wenigstens dem Wesen nach, auf dem mehrerwähnten früheren Landtag in die badische Verfassung aufgenommen worden war. Diesem Fundamentalprincip gegenüber erscheint die Frage, ob mit oder ohne Wahlmänner gewählt wird, in der That als höchst untergeordnet. Uebrigens zögere ich keinen Augenblick, zu bekennen, daß ich mich heute ebensowenig wie im Jahr 1869 für die Wahlmännerwahlen zu erwärmen vermag, daß ich den direkten Wahlen ganz entschieden den Vorzug gebe, und daß ich in jeder

freien und klaren Situation ganz unbedingt für das direkte Wahlsystem stimmen würde. Ich müßte das um so mehr thun, als das indirekte Wahlsystem sich recht eigentlich für deutsche Kleinstaaten handelt, für eine beschränkte Interessenvertretung, während das allgemeine Stimmrecht mit direktem Wahlsystem die Signatur der Großmacht an der Stirne trägt. Nun aber war unsere Situation diejenige einer beschränkten und finsteren, im Trüben fischenden Intrigue, welcher gegenüber ich als das allein Richtige erkannte: sofort Farbe bekennen und Front machen.

Als daher der Motionsteller in einer ganz unaussprechlich öden und langweiligen halben Stunde seinen Vorschlag begründet hatte, stellte ich an der Hand eines bestimmten Paragraphen der Geschäftsordnung den wohlüberlegten Antrag, ohne Discussion zur Tagesordnung überzugehen. Die Begründung dieses Antrags wurde mir aber durch den Präsidenten in formell ganz correcter Weise abgeschnitten, weil sie eine materielle Besprechung der Frage herbeigeführt haben würde; ich konnte daher nur in der Eile zwischen die ablehnenden Präsidentenworte hinein die Bemerkung machen, daß ich bei meinen früher ausgesprochenen Gesinnungen verharre, daß aber die jetzige Motion gar nicht ernsthaft zu nehmen, sondern nur als ein Manöver zur Herbeiführung von Verlegenheiten für die Regierung zu betrachten sei. Die Kammer beschloß den gewöhnlichen Geschäftsweg, und es wurde dadurch eine zum so und so vielten Mal in dem Sitzungssaale der badischen Abgeordnetenkammer wiederholte, in des Wortes verwegenster Bedeutung abgedroschene

akademische Erörterung herbeigeführt, welche ihre Erledigung in der Thatsache gefunden hat, daß in der hohen ersten Kammer auch nicht eine einzige Stimme sich für den ultramontanen Vorschlag erhob. Namentlich hat sich der kluge und geistreiche conservative Freiherr v. Marschall sehr wohl gehütet, seine Stirn an diese Wand der Vornirtheit zu rennen.

Der eigentliche Grund aber, weßhalb mein geschäftlicher Vorschlag in der zweiten Kammer nicht durchging, bestand darin, daß es „Montag" war. Die Ultramontanen waren vollzählig auf ihren Sitzen, viele Liberale dagegen „schwänzten". Mit Ingrimm überzeugte sich College Kiefer von dieser Thatsache und beantragte bei der Unmöglichkeit, meinen Antrag durchzubringen, die „geschäftsordnungsmäßige Behandlung". Im vorliegenden Fall mag dieser Hergang rein lächerlich sein, weil die Erfolglosigkeit des ganzen Manövers von vorn herein feststand, allein er enthält gleichwohl meines Erachtens die Lehre, daß man das „Schwänzen" bei grundsätzlichen Veranlassungen besser unterläßt. Auch von Seiten der Regierungsvertreter hätte ich in dieser Frage eine ganz andere Haltung gewünscht, als sie in Wirklichkeit eingenommen wurde. Ich würde dem Motionssteller und seinen Genossen gesagt haben, daß das Großherzogtum Baden sich ebenso gut, wie das deutsche Reich, von welchem jenes einen Teil bilde, das System der direkten Wahlen gefallen lassen könne, daß man aber zur Erörterung dieser Frage wohl keinen schlechter gewählten Augenblick hätte ergreifen können, als den gegenwärtigen, und daß man von der zweifellosen Loyalität der Antragsteller den Verzicht auf die

Begründung und Beratung ihrer Motion zuversichtlich erwarte. Das hätte allerdings mehr Mark und Schneide gehabt, als die später gehaltenen Reden, aber viel weniger Gelehrsamkeit und staatsmännische Tiefe. Indessen hatte auch ich meinen Zweck vollkommen erreicht: trotz meiner wenigen, gestörten und unterbrochenen Worte hatte man mich auf allen Seiten in und außer dem Hause recht wohl verstanden.

Bei der Beratung des Budgets des Staatsministeriums brachte die ultramontane Partei den denkwürdigen Antrag ein, die Einnahmen aus dem Anteil am Ertrag der Zoll- und der Tabaksteuer sowie der Reichsstempelabgabe hier abzusetzen und in das Finanzgesetz zu verweisen. Zu meinem sehr großen Erstaunen erklärten sowohl der Finanzminister, als eine Anzahl liberaler Redner, daß ihnen der Sinn und die Tragweite dieses Antrags nicht ganz klar sei. Mir war er vollkommen klar.

Indem man eine Einnahme von annähernd drei Millionen Mark aus dem ordentlichen Budget strich, wollte man vor allen Dingen nachweisen, daß das badische Finanzwesen eine Deficitswirtschaft sei. Es sollte nicht, wie es sich gehört, die Reichsausgabe, bestehend in den Matricularbeiträgen, als durch die Einnahmen vom Reiche aus Zöllen, Tabaksteuer und Stempelabgabe gemildert erscheinen, sondern man wollte für künftige Wahlreden und Volksversammlungen die Sache folgendermaßen zugestutzt wissen: Fürs Erste: Das badische Budget schließt mit einem Deficit ab. Fürs Zweite: An diesem Deficit trägt das Reich die Schuld durch seine Militärlasten. Fürs Dritte: Zur Deckung dieses Deficits

haben wir in Baden Nichts mehr; wir müssen betteln gehen beim Reich um Zölle, Tabaksteuer, Stempel. Fürs Vierte: Daß wir doch wenigstens diese letzte Hilfsquelle haben, wem verdanken wir es? Antwort: Wem anders, als dem Centrum in Berlin durch den Antrag Frankenstein? — Das war der offenbare, der einzig denkbare Sinn der ganzen Sache; denn so viel ist einleuchtend, daß praktisch und finanziell auch nicht ein einziger Pfennig gewonnen oder verloren wurde.

Ich erlaubte mir, die Absichten der Antragsteller hell und kräftig zu beleuchten: sie läugneten Anfangs zuversichtlich, allein im Lauf der Debatte entfiel sogar dem Abgeordneten Lender der Satz „er habe durch Zustimmung zum Frankenstein'schen Antrag die Verpflichtung übernommen, darauf hinzuwirken, daß die Ueberschüsse wirklich zur Steuererleichterung verwendet würden". Damit war in der That Alles zugestanden, was ich oben gesagt habe. Die Verwendung der Reichseinnahmen zur Deckung der Reichsausgaben sollte als ein Wortbruch des Liberalismus gegenüber den durch das Verdienst des Centrums geschaffenen Einnahmequellen dargestellt werden. Die „Ueberschüsse" sollten zur Steuererleichterung verwendet werden, obgleich die ordentlichen Ausgaben noch nicht gedeckt waren.

Leider kann ich das Geständniß nicht unterdrücken, daß eine derartige Politik nach meinen Begriffen alles Andere eher in Anspruch nehmen kann, als das Lob der Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Loyalität. Allein das ist eben der Fluch der bösen That, der Fluch der ersten Unwahrheit, daß man aus ihr nicht wieder herauszukommen vermag. Diese Erkenntniß ist es,

welche nicht nur mich, sondern auch Andere, z. B. den Abgeordneten Craemer, von der Centrumspartei getrennt hat. Ursprünglich gegründet zur Verteidigung der Rechte und Interessen der katholischen Kirche, und zwar ausschließlich nur zu diesem Zwecke, ist die Centrumspartei durch ihre Unterordnung unter Windthorst und durch die Annahme seines Programms eine höchst gemischte Gesellschaft von Elementen der allerverschiedenartigsten politischen Anschauungen und Ueberzeugungen geworden, deren breite Bildfläche sich von der freiesten Demokratie bis zur crassesten Reaction erstreckt; neben dem angeblich ausschließlichen Bindemittel der gemeinsamen religiösen Ueberzeugung war es in der That während langer Jahre der gemeinsame Widerwille gegen jede Stärkung des politischen Einheitsgedankens, welcher diese Gesellschaft mächtig zusammenhielt. Allein dieses Princip der Verneinung ist Angesichts der Thatsachen und gegenüber dem überwältigenden politischen Bewußtsein und Bedürfniß der Nation nicht stark genug, um die innere Unwahrheit dauernd und mit Erfolg zu verdecken. Man nehme dem Centrum seinen religiösen Vorwand, indem man mit der Kirche einen gerechten und billigen Frieden schließt, und es wird in kürzester Zeit in sich selbst zusammenbrechen. Das fühlen und erkennen auch die Führer und manche Mitglieder der Partei recht gut: daher das erbitterte Händelsuchen jedesmal gerade in den Augenblicken, wo die Staatsgewalt entgegenzukommen scheint oder sucht. Denn wer möchte es nicht begreiflich finden, daß eine durch den geschichtlichen Lauf der Dinge zu höchster Macht und Bedeutung gelangte politische Partei diese ihre Machtstellung auch um jeden

Preis zu erhalten sucht, so lange als möglich? Das ist immer so gewesen auf der Welt und wird immer so bleiben, so lange es eine politische Geschichte geben wird. Aber weil es so ist, eben deßhalb muß man auch ohne alle Sentimentalität und mit größter Schonungslosigkeit bei jeder sich darbietenden Gelegenheit dieser unbewußten oder bewußten Unwahrheit die Maske vom Angesicht reißen, unbekümmert um alle Vorwände, unbeirrt durch alle Verläumdungen. Die Geschichte wird anerkennen, was die Standhaftigkeit und der Mut der Centrumsmänner für die Kirche geleistet hat: aber sie wird den Stab brechen über die innere Grundsatzlosigkeit, welche um politischer Zwecke willen das höchste Gut des kirchlichen Friedens so lange als möglich hinausgezögert und vereitelt hat.

Um zurückzukehren von dieser kurzen Abschweifung zu unserer badischen Finanzdebatte, so war der conservative Abgeordnete v. Stockhorn gütig und naiv genug, um die von mir hervorgehobene eigentliche Bedeutung der angeregten Fragen ausdrücklich anzuerkennen. Er erklärte, diese politische Auffassung der angeblich rein technischen Frage sei vollkommen zutreffend, und es handle sich bei dem Antrag darum, der liberalen Agitation entgegenzutreten, welche es sich zur Aufgabe mache, dem Volke zu sagen, die conservative Partei und das Centrum hätten neue Steuern gebracht; sie hätten im Gegenteil die Vermehrung der Reichssteuern herbeigeführt und dadurch einer Steuererleichterung Vorschub geleistet. Einer solchen Abgeordnetenweisheit kann man freilich nur noch Ausrufungszeichen entgegensetzen; Gründe sind zu schwach.

Höchst eigentümlich war in dieser Debatte das Verhalten des badischen Finanzministers Ellstätter, welcher, statt der gegnerischen Auffassung herzhaft entgegenzutreten, nur immer wieder bedauerte, daß der ultramontane Antrag zu solchen Erörterungen Anlaß gegeben habe. „Die politische Seite", sagte er, „hätte ganz außer Betracht bleiben sollen." Hiernach scheint es fast, als ob man, um dem Minister eine unangenehme Stunde zu ersparen, den eigentlichen Kern der Sache nicht hätte berühren, den wahren Sachverhalt nicht hätte aufdecken sollen. Ja du lieber Gott, es gibt eben unangenehme Dinge auf der Welt, welchen selbst der behaglichste Minister nicht ausweichen kann, und welche dadurch, daß man die Augen vor ihnen verschließt, nicht aufhören da zu sein. Das Bestreben, Alles schön glatt darzustellen und hübsch rosig anzusehen, das Zurückscheuen vor Widerwärtigkeiten und vor deren Bekämpfung sind Neigungen, welche in der Geschichte des Landes Baden schon mehr als einmal ihre Rolle gespielt haben, durch welche aber sachlich Nichts geändert und Nichts geholfen wird. Man muß im Kampf dem Feind entgegentreten, wo und wann man ihn findet: der Sieg ist der Weg zum Frieden.

Wie sehr ich mit meiner scharfen Auffassung im Rechte war gegenüber der etwas schüchternen und zaghaften, in Glaçé gehüllten Hand, mit welcher der Finanzminister die Sache anfaßte, das konnte der Letztere am Besten erkennen aus der Aeußerung eines ultramontanen Redners, der erst nach ihm sprach und ausdrücklich sagte: „Die Reichseinnahmen dürfen nicht zur Deckung laufender Ausgaben verwendet werden; sie gehören

dem Volke, und wer eine andere Verwendung herbeiführt, der hat die Verantwortung dafür zu tragen.“ Das ist denn doch gewiß gegenüber der unerbittlichen Notwendigkeit, nicht Bankerott zu machen, eine ganz unverantwortliche Art von Demagogie Namens der katholischen Kirche.

Man wird leicht begreifen, daß mein Auftreten bei diesem Anlaß die Erbitterung der Ultramontanen gegen mich aufs Höchste steigern mußte; meines bevorstehenden Schicksales gewiß, zögerte ich nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen bis zum Ende.

43. Die Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 1. März 1882 brachte mir, neben der längst ersehnten Anzeige der betreffenden Commission, daß der Bericht über meine Wahlfrage festgestellt sei, eine ganz erwünschte Gelegenheit, mich über die innersten Gründe des fortdauernden kirchlich-politischen Kampfes, das heißt über die Stellung des Ultramontanismus in der Kirche der Gegenwart etwas näher auszusprechen. Das Haus trat nämlich in die Beratung des Cultusbudgets ein, und indem ich die allgemeine Discussion über diesen hochwichtigen Gegenstand mit einem etwas eingehenderen Vortrag eröffnete, machte ich nur Gebrauch von einem Rechte und von einer Uebung, wie sie gerade und vorzugsweise von der Centrumspartei sowohl im Reichstag als im preußischen Landtag bei jeder Gelegenheit gehandhabt werden. Es war deßhalb mehr als komisch, daß mir die ultramontane Presse auf Pfennig und Minute vorrechnete, wie viel Geld und Zeit ich dem Lande an diesem Tag gekostet hätte. Bei den unendlichen Centrums-Verschleppungen in Berlin rechnet man nicht so genau.

Zu meinem lebhaften Bedauern hatten äußere Umstände mich verhindert, meine Gedanken ordentlich vorzubereiten und gehörige Materialien zu sammeln. Erst am Morgen des bezeichneten Tages kam ich dazu, auf der Eisenbahnfahrt von Achern nach Karlsruhe mich ein wenig innerlich zu sammeln, und mir zu überlegen, was ich ungefähr und im Wesentlichen sagen wolle und müsse. So sprach ich denn im höchsten Grade aus dem Stegreif, und ich würde jene Ansprache hier nicht wieder abdrucken, wenn sie nicht von beiden kämpfenden Seiten einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt, und namentlich von ultramontaner Seite als die Vollendung und der Gipfelpunkt meines „Abfalls“ bezeichnet worden wäre. Insofern gehört sie allerdings zu meinen Schicksalen, und so möge sie denn auch hier stehen.

„Meine Herren! Es ist hier und heute der rechte Ort und der richtige Augenblick, um die Verhältnisse der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden zu betrachten. Ich meinerseits bemühe mich, diese Betrachtung anzustellen von dem reinen, durch keine Parteieigenschaft und durch keine Parteileidenschaft getrübten Gesichtspunkt der katholischen Kirche selbst. Ich stehe in diesem Gesichtspunkte und in dieser Auffassung nicht allein; mir zur Seite steht vor Allem das gegenwärtige Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, der erhabene Heldengeist, welcher voll Weisheit und Mäßigung innerhalb kurzer Jahre es dahin gebracht hat, daß an die Stelle der von seinem erhabenen Vorgänger befolgten, übereilten und stürmischen Politik ein Verhältniß der Ruhe und die Wiederherstellung ausgezeichneter Beziehungen zu der deutschen Reichsgewalt und zur

preußischen Monarchie getreten ist. Es ist für mich eine Freude, und diese Freude wird Niemand von mir nehmen, daß ich der Erste war, der die Morgenröthe für das deutsche Reich, die von diesem Papst ausgehen wird und ausgegangen ist, laut vor ganz Deutschland verkündet hat. Es steht mir ferner zweifellos zur Seite das Oberhaupt der katholischen Kirche in unserem Lande; auch der hochwürdigste Herr Erzbistumsverweser befindet sich ja thatsächlich in einem Verhältniß durchaus freundschaftlicher Beziehungen zur großherzoglichen Regierung. Ich will nicht erwähnen, welche und wie viele ausgezeichnete Männer der theologischen Wissenschaft und des Episcopats mir gleichfalls zur Seite stehen, ich will nur die Thatsache feststellen, daß der gegenwärtige Zustand der Katholiken im Großherzogtum Baden folgender ist: Die regelmäßige Seelsorge ist wieder hergestellt, es besteht keinerlei Conflict zwischen Staatsgewalt und Kirchengewalt, es gibt keine staatliche Anordnung, welche einem positiven Widerstand der Kirchengewalt irgendwie gegenüber steht, und schon in den nächsten Tagen wird dieses hohe Haus in die Lage kommen, eine Vorlage zu beraten, welche auch in Bezug auf die ökonomische Stellung der katholischen Priester einen Unterschied zwischen den Katholiken und der anderen christlichen Confession aufzuheben bestimmt ist. Das ist thatsächlich wohl unwidersprechbar die Lage der Dinge. Gegenüber dieser Sachlage erblicke ich außer dem Hause und in diesem Hause eine zahlreich vertretene politische Partei, welche sich früher katholische Volkspartei nannte und jetzt badisches Centrum sich nennt. Der erste Aufruf, welchen diese Partei an ihre

Gesinnungsgenossen gerichtet hat, nachdem sie sich neu constituirt hatte, besagt schon in den einleitenden Worten, oder in einem der ersten Sätze: „Die badischen Katholiken genießen nicht diejenige Religions- und Gewissensfreiheit, welche sie anzusprechen das Recht haben und genötigt sind.“ Meine Herren! Wenn eine solche Behauptung nur ausginge von einem Zeitungsschreiber oder von irgend einem Preßorgan, so würde es nicht gerechtfertigt sein, daß ich es hier zur Sprache bringe. Diese Kundgebung ist aber ausgegangen von einer mächtigen Partei, welche einflußreiche und hochachtbare Männer zu ihren Führern zählt, und deßhalb ist sie allerdings von derjenigen Wichtigkeit, daß man fragen muß: ist dieselbe begründet oder nicht? Meine Herren! Die Katholiken haben im Großherzogtum Baden und in Deutschland überhaupt nicht den Idealzustand ihrer Kirche; dieser Idealzustand besteht darin, daß sämmtliche Mitglieder des Staatsverbandes wahre und fromme Katholiken sind; das zu erreichen, davon ist die Welt noch lange entfernt. Die katholische Kirche besitzt auch bei uns Manches nicht, was sie zu ihren kostbaren Einrichtungen zählt, und ich will hier nur Eines erwähnen, sie besitzt nicht das Mönchtum. Niemand kann ein größerer Verehrer des Mönchtums sein, als ich, und ich beglückwünsche Jeden, der schon mit ähnlichem geistigem Genuß, wie ich, in Klöstern verweilt hat; aber das kann mich doch nicht bestechen, der Wahrheit zuwider auszusprechen, daß, weil das Mönchtum in einem paritätischen Staate nicht vorhanden ist, deßhalb die Religion und die Gewissensfreiheit der katholischen Staatsbürger beschränkt sei. Die Religion

und Gewissensfreiheit der katholischen Staatsbürger besteht darin, daß sie im Stande sind, ungehindert den öffentlichen Kultus und die Sacramente ihrer Kirche zu genießen. Wenn ein Seelsorge-Clerus auf dem Aussterbe-Etat steht, wenn begründete Besorgniß vorhanden ist, daß die Katholiken in einer absehbaren Zeit entweder keinen regelmäßigen Gottesdienst oder keine regelmäßige Spendung ihrer Sacramente haben können, dann sind sie beschränkt in ihrer Religion und in ihrer Gewissensfreiheit; wenn das nicht der Fall ist, dann sind sie nicht beschränkt. Meine Herren! Ich fühle mich in meiner Religions- und Gewissensfreiheit nicht beschränkt, ich besuche den öffentlichen Gottesdienst, und auch die in weiterem Sinne des Wortes öffentlichen Kundgebungen der katholischen Gottesverehrung sind mir, seit ich der katholischen Kirche angehöre, niemals fremd geblieben und ich muß konstatiren, daß selbst unter dem Ministerium Jolly, wo ich aus begreiflichen Gründen politisch zu leiden hatte, man mich um der freien Ausübung der Religion willen niemals angegriffen hat; aus politischen Gründen: ja, um der freien Ausübung meiner Religion willen: nein. Ich glaube also die Behauptung aufstellen zu können, daß die in der erwähnten Kundgebung der badischen Centrumspartei aufgestellte Behauptung eine, natürlich unbewußte, aber grobe Unwahrheit ist. Ich muß nun aber, wenn das so ist, die Frage aufwerfen: woher kommt es denn, welches ist die Ursache, daß entgegengesetzt dem thatsächlichen Zustande solche Behauptungen von so nicht zu unterschätzender Seite ausgehen können? Meine Herren! Die Ursache dieser Erscheinung ist der Ultra-

montanismus. Ich sage nicht: die ultramontane Partei, denn es wäre verkehrt, den Ultramontanismus als eine politische Partei zu betrachten, ich sage auch durchaus nicht: das badische oder deutsche Centrum ist identisch mit dem Ultramontanismus. Der Ultramontanismus ist eine viel weitere und tiefer greifende, er ist eine weltgeschichtliche Erscheinung, die aber ihre Wirkung zeigt in unserem Lande, in den Köpfen und Handlungen Derer, die von dem Ultramontanismus geistig beherrscht werden. Ich werfe nun dem Ultramontanismus vor und klage ihn an, daß er im Gegensatz zu der andern in der Kirche bestehenden Richtung, von welcher ich nachher Weniges sprechen werde, daß er, sage ich, folgende Eigenschaften in sich vereinigt: er ist erstens unhistorisch, er ist zweitens unwissenschaftlich, drittens unchristlich und viertens unpatriotisch. Ich werde mich zur Begründung dieser vier Vorwürfe, die wohl Alles in sich enthalten, was zum Wesen der Sache gesagt und gedacht werden muß, möglichst kurz aussprechen.

Der Ultramontanismus ist unhistorisch, denn es ist eine der wesentlichsten Eigenschaften der ultramontanen Schule, daß sie, um die Einheit, die Wesenseinheit der katholischen Kirche gehörig zu betonen, also aus einer an und für sich ganz guten Absicht, jeden Unterschied der gegebenen Zeiten und Verhältnisse übersieht. Um behaupten zu können, die katholische Kirche ist immer die nämliche und eine, übersieht der Ultramontanismus, daß die Kirche des griechisch-römischen Altertums eine andere war, als die germanische Kirche des Mittelalters, und daß die Kirche der modernen Zeit wiederum eine andere sein muß, als die Kirche

des Mittelalters. Daher kommt ein Hauptfehler des Ultramontanismus, daß er nämlich beharrlich festhält an den weltlichen Prätensionen der Kirche des Mittelalters, und daran hat sich angeschlossen das weitere Moment, welches ein Hauptvorwurf sein muß gegen die ultramontane Richtung, nämlich daß der ultramontane Katholicismus geworden ist der politische Katholicismus; denn in der Kirche des Mittelalters, das ist ja geschichtliche Thatsache, da herrschte die Kirche auch in der politischen Welt. Man kann für alle hohen und großartigen Erscheinungen des Mittelalters vollen geschichtlichen Sinn haben, man braucht aber deßwegen nicht zu wünschen, daß diese Zustände wiederkehren; man muß jede Zeit in ihrer Eigentümlichkeit auffassen, und wenn sie einem noch so lieb geworden ist, muß man doch im Stande sein, darauf zu verzichten, sobald man wahrheitsgemäß erkannt hat, daß die Zeit dieser Dinge ein- für allemal vorüber ist. Das vermag der Ultramontanismus nicht und deßhalb strebt und zappelt er sich ab, und zwar vergebens, für alle Zeit vergebens, der katholischen Kirche wieder äußerlich die politischen Machtbefugnisse zu erringen, die sie für ewig verloren hat und deren sie für ihre heiligen und religiösen Zwecke durchaus nicht bedarf. Die Richtung, welche ich vertrete, sie hat den Mut, auf alle diese Dinge zu verzichten und einzig und allein sich zu verlassen auf die Kraft der Wahrheit und auf die innerlich beseligenden Wirkungen der Religion.

Der Ultramontanismus ist zweitens, habe ich gesagt, unwissenschaftlich. Indem ich ihm die Wissenschaftlichkeit abspreche, spreche ich seinen Vertretern weitaus nicht

ab die Gelehrsamkeit, das sind sehr verschiedene Dinge; die Gelehrsamkeit des Ultramontanismus ist mir, der ich mich auf diesem Gebiete während einer langen Zeit politischer Zurückgezogenheit ein wenig umgesehen habe, nicht unbekannt, und die wenigsten Mitglieder dieses Hauses werden behaupten wollen, daß ich in diesen Dingen nicht zu unterscheiden wisse. Ich kenne etwas von der Gelehrsamkeit des Mittelalters, auch etwas von seiner Philosophie. Aber die Wissenschaftlichkeit hört auf, sobald man nicht den Mut hat, in die Schranken zu treten mit der freien Wissenschaft derjenigen Zeit, in welcher man lebt; das hat Leo XIII. erst vor wenigen Tagen den italienischen Bischöfen gesagt, und bei den Dingen, welche Leo XIII. wohlerwogen sagt, muß man zuweilen auch zwischen den Zeilen zu lesen wissen. Er hat den Herren gesagt, es sei vor Allem ihre Aufgabe, an Wissenschaft gleich zu stehen den Vertretern der antikatholischen Wissenschaft. Sie aber, meine Herren, ich meine Diejenigen unter Ihnen, die wirklich von dem Geiste des Ultramontanismus erfüllt sind, Sie lieben nicht die freie Wissenschaft, Sie lieben nicht die freie, deutsche Hochschule, Sie lieben das Knabenseminar und das Convict; aber niemals wird es Ihnen gelingen, diese Anstalten zur Grundlage der deutschen Geistesbildung und der Bildung der Religionsdiener zu machen, sondern das, was dem deutschen Volke frommt und was aufrecht erhalten bleiben muß, nicht nur für die protestantische Bildung, sondern auch für die der Katholiken, das ist die freie Mittelschule und die freie Hochschule, der Kampf der Geister auf beiden Gebieten und der Sieg der Wahrheit auf denselben. Wer sich stark fühlt

im Besitz der Wahrheit, der wird keinen Gegner scheuen auf dem Gebiete der Geisteswaffen und sich Jedem gewachsen fühlen. Nur wenn die Kirche und die Diener der Kirche diesen Gesichtspunkt einnehmen, wird es ihnen gelingen, ein ungeheures Unheil zu vermeiden, nämlich, daß die gebildete Welt aus Mißverständniß sich immer mehr von der Kirche abwendet. Die tiefere Begründung, die weitere Ausbreitung, die Versenkung der katholischen Wissenschaft in die Kreise der Studirenden und auf diesem Wege die Vorbereitung eines mit den höchsten geistigen Eigenschaften ausgestatteten Priestertums, das ist das Ziel, welches sich der religiöse, oder, wenn Sie lieber wollen, der liberale Katholicismus setzt, im Gegenteil zu denjenigen Zielen, welche der Ultramontanismus auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung verfolgt.

Ich habe drittens gesagt, der Ultramontanismus ist unchristlich und ich begründe das kurz mit Folgendem: Das Christentum, meine Herren, ist die Religion der Versöhnung der Menschheit mit Gott. Es muß also die religiöse Auffassung und Weltanschauung, wenn sie eine dem Christentum und seinem Geiste entsprechende ist, wenn sie nicht, wie einstens der Pharisäismus, bloß kleben will an dem äußerlichen Gebote, sondern wenn sie in Erfüllung der Worte des Heilandes streben will nach dem Geiste und nach der Wahrheit, dann, sage ich, muß die christliche Auffassung eine milde, eine versöhnliche sein. Der Ultramontanismus führt aber in den Dingen des praktischen Lebens, in den wichtigsten Fragen der Moral im weitesten Sinne des Wortes, nicht zu einer milden und versöhnlichen, sondern zu

einer düsteren und am Ende der Dinge zu einer fanatischen Auffassung. Hier habe ich ein Wort zu sagen, und Sie werden finden, daß ich nicht von der Sache abweiche, ein Wort vom Beichtstuhl. Der Abgeordnete Kiefer hat vor einiger Zeit andeutungsweise davon gesprochen, daß man glaube, daß man in manchen Kreisen der Bevölkerung annehme, der Beichtstuhl werde zu politischen, auch zu Wahlzwecken mißbraucht. Meine Herren, wenn so etwas gesagt wird, so muß ich mich hart an die Seite meines priesterlichen Freundes Wacker stellen, der damals dieser Behauptung auf das Entschiedenste widersprochen hat. Die Kirche will, daß das Sacrament der Buße zu nichts Anderem gebraucht werde, als zur Entsündigung der gefallenen Menschheit, zu ihrer Wiederversöhnung mit Gott, zu den heiligsten Zwecken der Erlösung. Das will die Kirche und es ist mir kein Fall bekannt geworden, daß dieses Gebot der Kirche von einem Priester jemals wäre übertreten worden. Es ist, so viel ich weiß, in der Weltgeschichte kein Fall bekannt geworden, daß das Beichtgeheimniß gebrochen worden wäre und ich bin des festen Glaubens, daß auch in politischer Beziehung der Beichtstuhl so rein und unbefleckt dasteht, wie nur irgend eine Institution der katholischen Kirche. Ich spreche von dem Beichtstuhl in einem anderen Sinne. Nämlich, das versteht von sich selbst, daß die theologische Auffassung, welche der beichthörende Priester hat, daß die wissenschaftliche Theologie, welche er in sich aufgenommen hat, seine Geistesrichtung bestimmt, und daß in Folge dessen die moralrichterliche Stellung, welche er im Beichtstuhl einzunehmen hat, beeinflußt wird von

dieser gesammten Geistesrichtung. Wenn nun diese geistige Richtung nicht den Stempel des Christentums, der Versöhnung, der Milde und Liebe, sondern wenn sie den Stempel der strengen Ausschließlichkeit trägt, einer Ausschließlichkeit, welche die Eigenschaft als Christ und Katholik auf immer engere Kreise beschränken will, wenn sie es den Menschen immer schwerer macht, zu beichten, wenn sie auf diese Weise den Empfang der Sacramente, statt ihn zu fördern, auf's Engste eingeschränkt und schließlich unterdrückt, dann ist dies die Wirkung des Ultramontanismus, eine auch bei der reinsten Absicht dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufende, eine unchristliche. Meine Herren, ich habe den Fall erlebt, wo eine Schaar junger Leute in strenger Sommerhitze, bei harter Feldarbeit, den ganzen Tag, in der Kühle des Morgens und in der Kühle des Abends, wie in der Hitze der Mittagsstunde, schweigend, ohne ein Wort zu reden, bei ihrer Arbeit verharrte. Gibt es etwas Unnatürlicheres? und das geschah als Mittel der Reinigung auf Grund der Weisung des Beichtstuhls. Meine Herren, ein Heiliger der katholischen Kirche, der heilige Aloisius, hat ausweislich der Lectionen des römischen Breviers niemals seine eigene leibliche Mutter angeschaut und zwar nicht aus Demut des Kindes gegen seine Mutter, sondern aus Keuschheit.

Ich frage Sie: gibt es etwas Unnatürlicheres, als eine Richtung, welche dem schuldlosen Kinde den freien, liebenden Blick in das liebende Auge der Mutter verschließt? Lesen Sie die früheren Lebensgeschichten von Heiligen vor dem 16. Jahrhundert und vergleichen Sie damit eine größere Zahl der späteren, dann werden

Sie erkennen, daß der Ultramontanismus auch in das römische Brevier hineingedrungen ist. Und bedenken Sie, daß dieses ehrwürdige Buch das tägliche officielle Gebetbuch eines jeden katholischen Priesters ist, daß es auch in den Händen vieler Laien ist und daß folgeweise auf diesem Wege ein bedeutender, in einzelnen Momenten durchaus widerchristlicher Einfluß auf die Geister Derer, die es beten, ausgeübt wird.

Ich habe viertens gesagt, der Ultramontanismus sei auch unpatriotisch; auch hier wollen Sie mir glauben, daß ich nicht von der Unterstellung ausgehe, daß die einzelnen Männer, namentlich die deutschen Männer, welche der ultramontanen Richtung huldigen, dies thun mit dem Bewußtsein, unpatriotisch zu sein. Ferne liegt mir eine solche Behauptung, was ich aber sagen muß, ist dieses: das Wesen des Ultramontanismus führt thatsächlich dazu, daß neben ihm der wirkliche Patriotismus nicht aufkommen kann. Ich habe bereits gesagt, daß die Wiederherstellung der Kirche des Mittelalters das eigentliche und wahre Ziel der richtigen Ultramontanen ist und Niemand wird diese Behauptung zu erschüttern vermögen. Im Mittelalter aber war die katholische Kirche die geistige Universalmonarchie, welche zugleich das politische Recht beherrschte und Niemand konnte damals einem Christen verübeln, wenn er nicht nur sein ewiges, sondern auch sein irdisches Vaterland in der Kirche am liebsten erkannte. Einem solchen Christen erschien der Zank und Krieg der Völker unter sich als eine ganz untergeordnete Angelegenheit von nebensächlicher Bedeutung. Hoch über all' diesen Fehden stand die Kirche, die nie kriegte und kämpfte, von der man es wenigstens so annahm, wenn es auch nicht alle

Zeit in Erfüllung gegangen ist. Hoch über allem Irdischen stand als eigentliches Vaterland der gesammten christlichen Heerde die Kirche, der kirchliche Kosmopolitismus. Das ist anders geworden, das hat jetzt aufgehört, seit der Staat im vollen Maße zu dem Selbstbewußtsein seiner gleichfalls göttlichen Aufgaben gelangt ist — denn auch die Kirche lehrt, daß die Staatsgewalt, wenn auch nur mittelbar, von Gott eingesetzt sei. Seitdem aber, wie gesagt, dieser Staat so vollständig zu dem Selbstbewußtsein seiner Aufgaben gelangt ist, haben die Völker ein wirkliches, specielles Vaterland, ein Vaterland sogar in höherem Sinne, als es im klassischen Altertum gegolten hat, ein Vaterland, von dem sie wissen, daß es nicht nur zu Ruhm und Ehre und glänzenden Waffenthaten führen kann und will, sondern daß es die Gesammtzwecke der menschlichen Kultur unter seine Fittige nimmt, daß es alle Zwecke der menschlichen Kultur realisiren will. Diese Ueberzeugung ist es, welche den modernen Patriotismus begründet hat, und ich bestreite, daß mit diesem modernen Patriotismus sich zu vereinigen im Stande ist das Streben nach der Kirche des Mittelalters. Also sogar bei der besten Absicht und bei dem redlichsten Willen wird die ultramontane Anschauung es nie dahin bringen können, daß ihre Anhänger, gleichgiltig, ob im Vaterlande zufällig geschieht, was ihnen kirchlich recht ist, dennoch aus höheren Beweggründen in dem vollen Maße Patrioten sind, wie der moderne Staat es von seinen Bürgern verlangen muß. In dieser Beziehung darf ich wohl sagen, so groß und unbestreitbar die Vorzüge des nationalen Wesens und Charakters im deutschen Volke

sind, so hat doch gerade das deutsche Volk auf diesem Gebiete eine ganz besondere Schwäche. Auch in Frankreich, meine Herren, auch in der Schweiz und in andern Ländern gibt es Zustände, unter welchen die Kirche Not zu leiden hat, und ich will Ihnen sagen, daß z. B. mein bekannter Liebling, der König Philipp II. von Spanien, in kirchlichen Dingen ein sehr hartes Regiment geführt hat, ich sage nachdrücklich, ein sehr hartes Regiment; aber nirgends werden Sie lesen, daß auch nur ein einziger Spanier darüber eine solche Unzufriedenheit kundgegeben hat, wie sie in Deutschland sich kund gibt, wenn Jemand auch nur meint, es geschehe etwas der Kirche zum Schaden, und wenn dieser Meinende zugleich ein Mann von ultramontaner Gesinnung ist.

Was vermag ich nun, werden Sie fragen, nachdem ich in diesen vier Richtungen den Ultramontanismus verdammt habe, Besseres an dessen Stelle zu setzen? Gewöhnlich sagt man: der Ultramontanismus, du lieber Gott, der wird eben von den Freimaurern so genannt, er ist aber nichts, als der reine Katholicismus, den der übelwollende Gegner so nennt. Gestatten Sie mir, Herr Präsident, nur ganz wenige Sätze aus der Schrift eines hervorragenden deutschen Katholiken zu verlesen, aus einer Schrift, welche über den französischen Bischof Felix Dupanloup handelt. Es heißt da: „Der Ultramontanismus ist keine Erfindung unseres Jahrhunderts. Er ist in seinen Keimen so alt, als das Christentum selbst. Freilich, es gibt Leute, die ihn mit dem Katholicismus identisch setzen; ich werde mich nicht so tief bücken, um mit diesem Standpunkte zu verhandeln. Der Ultramontanismus ist jene Gesinnung, die es nie verstehen

kann, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, die, obgleich von dem Stifter der christlichen Religion mit seinem „retro Satana“ zurückgewiesen, sich immer und immer wieder an dieselbe heranschleicht. Seit die Kirche ihren Gang durch die Jahrhunderte genommen, folgt sie ihr, bald von ferne, bald näher, wie der Verführer der Unschuld auf ihrem Wege nachgeht. Sie hält der christlichen Gesellschaft die Fata Morgana einer irdischen Herrschaft vor, macht den Papst nicht nur zum einzigen unbeschränkten Herrn der Kirche, sondern auch zum obersten Gebieter über Fürsten und Völker. Diese Gesinnung muß, um sich mit der Geschichte abzufinden, diese ignoriren oder fälschen, sie muß den Satz aufstellen, je absurder und härter eine Lehre klinge, desto göttlicher sei sie. Hatte Christus erklärt, daß er gekommen sei, zu dienen, so erklärt sie, daß die Kirche da sei, um zu herrschen; sie denkt sich aber diese Herrschaft nicht als eine Herrschaft der Liebe, vielmehr als eine Herrschaft der Gewalt und des Schreckens. Es kann scheinen, als ob der Schritt des Versuchers heute dichter, als jemals, hinter dem der Kirche vernommen werde, und als ob er die Hand ausgestreckt habe, um sie in diejenige der letzeren zu legen. Ich kann trotzdem nimmer zugeben, daß, was man heute nur allzu gerne annimmt, sich Katholicismus und Ultramontanismus identificirt haben.

Diese Anschauung ist es, welche ich als die richtige an die Stelle des Ultramontanismus setze; ich setze an seine Stelle die in weiten Kreisen bestehende und herrschende Anschauung des religiösen Katholicismus, oder wenn Sie wollen, daß ich dies Wort gebrauche, des

liberalen Katholicismus, und die Grundzüge dieses Systems und dieser Anschauung kann ich mit den kürzesten Worten kennzeichnen. Wir wollen keine irdische Herrschaft der Kirche, keine Herrschaft auf und aus dieser Welt, wir wollen nur die Erreichung des einzigen Zwecks der Kirche, des göttlichen Erlösungswerks. Eine Heilanstalt, eine Erlösungsanstalt ist uns die Kirche, nicht aber ein politischer Begriff, und eben deßhalb sind wir bereit, uns mit der freien, geistigen, wenn auch noch so gegnerischen Wissenschaft in die Schranken zu begeben und sie mit den gleichen Waffen zu bekämpfen; und wir hoffen nichts davon, daß man censirt, sondern davon, daß man judicirt. Wir sind auch ebenso bereit, mit dem modernen Staat uns vollständig in Frieden abzufinden. Der moderne Staat kann das Selbstbewußtsein, zu dem er gelangt ist, auch übertreiben; seine Vertreter können irren. In diesem Falle steht ihnen der liberale Katholicismus ebenfalls gegenüber und bekämpft ebenfalls die Uebertreibungen. Er kennt die Rechte der Kirche, denn diese Rechte der Kirche sind urkundlich niedergelegt teils im Glaubensbekenntniß, teils in den Schriften der Väter, teils im kanonischen Recht, und wir brauchen also gar keine Furcht zu haben, daß uns jemals der Katholicismus deßhalb entschlüpfe, weil wir gerne bereit sind, als treue Bürger des modernen Staates redlich und ohne allen Vorbehalt mitzuwirken an der Erfüllung aller seiner Aufgaben, und zwar, was ich ausdrücklich betone, innerhalb der Gestaltung eines bestimmten nationalen Patriotismus.

Das, meine Herren, ist, wie ich glaube, die eigentliche Lage der katholischen Kirche. Ich gebe Ihnen

zu, meine Herren, daß mancher sonst hochbegabte und edel denkende Mann diese tiefgreifende Bewegung in der Kirche kann übersehen haben, denn das fortwährende Politiktreiben steht dem ernstlichen Studium außerordentlich im Weg, und wer fortwährend von einem Landtag zum andern, und zwischen hinein zum Parlament muß, hat unmöglich die Zeit, über diese Dinge sich wissenschaftlich weiter zu bilden. Also die edelsten und bedeutendsten Männer können so wichtige Thatsachen innerhalb des kirchlichen Lebens in ihrer Praxis geradezu ignoriren, bona fide. Das schließt aber nicht aus, daß diese Dinge dennoch da sind, und wer mit den Männern, die in der katholischen Wissenschaft hoch stehen, verkehrt, der weiß, daß dieselben da sind und Niemand wird behaupten, daß innerhalb des Katholicismus Alles gleich und eben ist. Meine Herren! Wenn Sie den heiligen Franziskus Salesius vergleichen mit dem heiligen Aloisius, so haben Sie zwei Heilige von der eminentesten Verschiedenheit, und wenn Sie den Bischof Hefele vergleichen mit dem Bischof Mermillod, so haben Sie zwei katholische Bischöfe von der außerordentlichsten Verschiedenheit. Ich könnte das noch weiter herunter verfolgen; wenn es nicht unpassend wäre, könnte ich in diesem Saal sogar solche Parallelen ziehen. Also, meine Herren, man kann beiderseits gut katholisch sein und innerhalb dieser Fragen doch sehr verschiedene Standpunkte einnehmen. Nun, ich kehre zum Anfang zurück. Wie kommt es, daß, wenn es wahr ist, was ich gesagt habe, daß in unserem Land keine Rechtskränkung der katholischen Kirche vorliegt, gegen welche man sich wehren könnte,

daß in unserem Land eine vollständig ungekränkte Seelsorge herrscht, daß der kirchliche Frieden herrscht, daß wir keinen Kulturkampf haben, wie kommt es, daß wir eine Partei haben, welche der Regierung mit grundsätzlicher Feindseligkeit gegenüber steht? (Abgeordneter Birkenmaier lacht.) — Das Lachen, Herr Abgeordneter Birkenmaier, haben Sie, scheint's, im Reichstage gelernt. — Birkenmaier: Ich habe das Recht zu lachen, ich brauche Ihre Erlaubniß gar nicht. — Baumstark: Also, ich wiederhole: wenn das so ist, so weiß ich nicht, warum eine Partei da ist, welche der Regierung mit principieller Feindseligkeit sich entgegenstellt (Rufe von rechts: Nicht wahr!) — Präsident (gegen die Rechte): Meine Herren! Sie haben nachher die Gelegenheit, den Herrn Redner zu widerlegen. — Baumstark: und welche einem Katholiken es zum größten Verbrechen anrechnet, wenn er in einzelnen Fällen ein Votum abgibt, das zufälliger Weise mit der Regierung übereinstimmt. Ich bin der Gegenstand täglicher Beschimpfungen und Angriffe aus keinem anderen Grund und man glaubt mich nie schwerer anzugreifen, als wenn man sagt: dieser Mensch stimmt mit der Regierung. Was nun aber das „Principielle" anbetrifft, das Sie so sehr bestreiten, so muß ich mir doch an Sie eine Frage erlauben. Haben Sie, oder haben Sie nicht gesagt, daß diese Regierung die Religionsfreiheit und die Gewissensfreiheit nicht gestatte? und wenn Sie das gesagt haben, es liegt ja gedruckt vor, sind Sie dann nicht verpflichtet, gegen eine solche Regierung zu sein? Ja, meine Herren, diese Regierung, die ich so fürchterlich in Schutz nehme, ist ja doch eine liberale Regierung

und Ihre Blätter verkündigen ja als Ihr erstes und Hauptziel: Tod dem Liberalismus, und Sie sind ja geneigt und Sie haben diese Geneigtheit thatsächlich bewiesen, jede mögliche Coalition einzugehen nur zu dem Zweck, um der Regierung eine oppositionelle, feindselige Majorität entgegenzustellen. Ja, meine Herren, Sie sind ja konstitutionell, wollen Sie denn nicht durch eine Majorität gegen die Regierung dieses Ministerium stürzen oder wollen Sie etwa läugnen, daß Sie andere Minister im Auge haben, daß Sie zum Teil schon ganz bestimmte Personen im Auge haben? Wollen Sie denn das läugnen? — Wacker: Beweisen Sie das doch! — Baumstark: Ob Sie es läugnen, frage ich? — Wacker: Ja wohl! — Baumstark: Nun, so läugnen Sie es! si fecisti, nega. — Präsident: Herr Abgeordneter! Das geht nicht. Sie können Niemanden, der hier im Hause sitzt, sagen: si fecisti, nega! Wenn die Herren läugnen, so wird es ohne Zweifel aufrichtig sein und sie werden eben nicht so denken, wie ihre gedruckten Blätter sprechen. Ich bitte, jetzt fortzufahren. Baumstark: „Durch Thränen lächelnd, wie die Geduld auf Gräbern" unterwerfe ich mich dem Ausspruche des Herrn Präsidenten. Ich schließe mit Folgendem und will dabei weder lächeln, noch lachen, noch spotten, sondern es ist mir im höchsten Grade ernst: Ich bin der Ueberzeugung, daß der Streit um die katholischen Fragen, der Streit um das katholische Budget und der Streit um die deutschen Bischofs- und Erzbischofsstühle nie und nimmer aufhören wird, so lange es nicht gelungen ist, den Ultramontanismus, diese Pestbeule am kirchlichen Körper,

abzuschneiden. Von dieser Operation allein erwarte ich es, daß wir endlich in die Lage gesetzt werden, gerade so wie die anderen Völker zu empfinden, zu denken und zu sprechen, das zu empfinden und auszusprechen, was ich nicht besser sagen kann, als mit dem Worte des Dichters, das mir aus ganzer Seele gesprochen ist:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!"

Eine Handlung des „Servilismus" war diese Rede wohl keineswegs. Denn es gehörte wenig Scharfblick dazu, um zu erkennen, daß der badischen Regierung ein möglichst glatter und harmloser Verlauf dieser Debatte viel erwünschter gewesen wäre, als eine derartige nachdrückliche und machtvolle Betonung und Aufrüttelung der Gegensätze. Es lag mir aber gar nicht daran, das Wohlgefallen der Regierung oder irgend einer Partei zu erwerben, wie ich denn auch auf den Beifall der Liberalen gern verzichtet hätte. Es war einfach meine Pflicht gewesen, bei diesem zwingenden Anlaß das Banner zu erheben, auf welchem geschrieben steht: Friede zwischen Deutschland und der Kirche durch Geltendmachung des religiösen Katholicismus gegenüber dem politischen Katholicismus oder Ultramontanismus.

Als Vorkämpfer zur Widerlegung meiner Ausführungen wurde der Abgeordnete Wacker ins Feld geschickt, und er entledigte sich seiner Aufgabe mit großer Schlagfertigkeit, aber leider in höchst persönlicher Weise, indem er eine fortgesetzte Apostrophe an mich hielt und mir nachzuweisen suchte, daß ich früher anders gewesen sei: als ob das nicht höchst unerheblich und

gleichgiltig wäre, selbst wenn es sich so verhielte. Lender, der mit mir in Fragen des Ultramontanismus so vielfach übereinstimmt, mit dem ich in früheren Jahren so oft meine Klagen ausgetauscht und bei ihm nicht nur Gehör, sondern auch volles Verständniß gefunden hatte, ging anscheinend auf die Sache ein, machte es sich aber mit einer durch und durch Windthorst'schen Taktik höchst bequem, indem er einfach erklärte, daß die von mir geschilderte ultramontane Richtung nicht diejenige des Centrums und nicht die seinige sei. Ja, er nahm keinen Anstand, im Widerspruch mit offenkundigen Thatsachen zu läugnen, daß die katholische Volkspartei in Baden sich als „badisches Centrum" bezeichnet habe. Dabei machte er in wahrhaft kläglicher Sophistik den Unterschied, seine Partei sei nicht identisch mit dem Centrum, sondern sie bekenne sich nur zu den Grundsätzen desselben. Es hätte nur noch gefehlt, daß er sich auch auf die Centrumsschlagworte „Wahrheit, Recht und Freiheit" berufen hätte — als ob nicht gerade darin die Frage bestände, was sowohl im Allgemeinen als auch in jedem besonderen Falle dem Rechte, der Wahrheit und der Freiheit entspricht. Denn zu dem bewußten Gegenteil dieser drei Dinge will sich doch sicherlich keine Partei bekennen. Es blieb mir nach Anhörung dieser traurigen Auslassungen nichts Anderes übrig, als von meinem früheren Freunde gewisser Maßen öffentlich Abschied zu nehmen, was ich auch sofort that mit den Worten der heiligen Schrift, wo David spricht: „Es thut mir leid um dich, mein Bruder Jonathan."

Wäre ich minder schmerzlich ergriffen gewesen, so

hätte ich auch die viel bekannteren Worte aus Göthe's Faust gebrauchen können: sie würden dasselbe gesagt haben.

44. Zu meiner Verwunderung erregte das, was ich gesprochen hatte, in weiteren Kreisen noch größere Aufmerksamkeit, als im badischen Ständehause selbst. Von den vielen Zuschriften, die ich erhielt, muß ich eine hier erwähnen, weil sie von einem in der Kirche hoch angesehenen Priester herrührt, der sie mir aus Italien zusandte. Er schrieb:

„Legi orationem tuam ecclesiastico-politicam, magnopere laetatus, unum quidem extitisse hominem, qui talia eaque tam eleganti eloquentique modo dixerit.“

Meine Gegner mögen daraus sehen, daß ich keineswegs so allein stehe, wie man mich darzustellen beliebt; freilich ist es nicht eines Jeden Aufgabe und Beruf, in der Art und Weise aufzutreten, wie es mein Charakter und Wesen mit sich bringt.

Minder erfreulich war, was einige Tage darauf Staatssekretär Jacobini über meine Rede äußerte; er fand nämlich, daß „il diputato Baumstark s'è espreso in termini assai malevoli“. Gegen wen übelwollend, hat er nicht gesagt: wenn auch er sich, wie ich befürchte, mit dem Ultramontanismus für identisch hält, so ist freilich auch er mein Gegner, und das entsetzt mich keineswegs. Der einzige päpstliche Ratgeber seit langer Zeit, für welchen ich Sympathie fühlte, war Franchi, und die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit dieser diplomatischen Italiener hat mit meinem Seelenheil gar Nichts zu thun. Ich kann mich also trösten.

Es wird aber vielleicht hier die richtige Stelle sein, um mich überhaupt über mein Verhältniß zu Rom auszusprechen und dabei eines in der Zeit weiter rückwärts liegenden Vorfalls aus meinem Leben zu erwähnen, den ich absichtlich bis hierher verspart habe. Ich bin ja gewiß als Einzelner und nach meiner ganzen Lebensstellung viel zu unbedeutend, um überhaupt von irgend einem Verhältniß zwischen Rom und mir reden zu dürfen: das weiß Niemand besser als ich selbst. Allein diese persönliche Geringfügigkeit kann nicht entscheiden; denn von diesem Gesichtspunkte aus dürfte ich überhaupt weder von mir selbst, noch von irgend Etwas auf der Welt reden. Mein Recht zu sprechen und gehört zu werden, kann einzig und allein darauf beruhen, daß ich ein Princip vertrete und für Alle spreche, die mit mir gleicher Ueberzeugung sind.

Die kirchliche Einheit, der Primat des Papstes und seine lehramtliche Unfehlbarkeit sind für mich gerade so entschieden Glaubensfragen — de fide im streng dogmatischen Sinne des Wortes —, wie für den folgerichtigsten Ultramontanen. Allein die Geschichte der Gegenwart wie jene der Vergangenheit lehrt, daß die päpstliche Regierungspolitik und das italienische Kostüm, in welchem sie einherschreitet, ganz andere Dinge sind, welche mit den geoffenbarten Glaubenswahrheiten in keiner Weise verwechselt oder zusammengeworfen werden dürfen. Ich erinnere meine Gegner und Freunde an Dante, den großen Dichter des Katholicismus, den eigentlichen Klassiker des Mittelalters, welchen heutzutage der Ultramontanismus sogar komischer Weise für sich in Anspruch nimmt. In der

That werden die gründlichen Kenner der „göttlichen Komödie", um von Dante's sonstigen Werken nicht zu reden, mir kaum einen Widerspruch entgegensetzen, wenn ich behaupte, daß Dante so recht eigentlich der erste selbstbewußte Vorkämpfer des rein religiösen Katholicismus gegenüber der ultramontanen Anschauung gewesen ist, und daß sich bei ihm neben tadelloser Rechtgläubigkeit, tiefster Frömmigkeit und höchster Vergeistigung die schonungsloseste Kritik des Papsttums in seiner geschichtlich politischen und nationalen Erscheinung und zeitweisen Entartung findet. Was ihm erlaubt war vom Standpunkte des italienisch-nationalen Gedankens und Bewußtseins, das ist uns erlaubt als deutsche Katholiken und das kirchliche Lehramt wird aus diesem Grunde niemals eine Glaubenscensur über uns verhängen.

Das wissen auch sehr gut die deutschen Ultramontanen. Ein hochgestellter Mann, der zweifellos zu ihnen gehört und bei ihnen sehr verehrt wird, der Bistumsverweser Dr. Moufang in Mainz, hat in öffentlicher Sitzung des deutschen Reichstages gelassen das große Wort ausgesprochen, daß der heilige Vater, abgesehen von der Ausübung des höchsten kirchlichen Lehramtes, „in allen übrigen Dingen Böcke schießen kann, so gut wie unser Einer". Ich bin froh, daß nicht ich es bin, der dieses Wort gesagt hat, sondern daß Moufang es ist. Allein dieses Wort ist wahr. Die Päpste haben von der welthistorischen Machtbefugniß, Böcke zu schießen, ausgiebigen Gebrauch gemacht, und diejenige Nation, welcher gegenüber sie von derselben den ausgiebigsten Gebrauch gemacht haben, ist unsere

deutsche Nation, deren tief innerliche Religiösität von den Italienern niemals in ihrem vollen Werte gewürdigt worden ist, aus dem einfachen Grunde, weil den südeuropäischen Völkern gar nicht die nämliche Fülle der Ernsthaftigkeit und Wahrhaftigkeit zu Gebote steht, wie uns. Mag man diese Worte für einen Ausdruck übertriebener Vaterlandsliebe erklären, ich rechte nicht darum; jeder Patriotismus ist ja an sich ein Vorurteil; allein mir scheint, daß das ruhige Urteil der Geschichte in unserer Wagschaale nicht weniger Christentum finden wird, als in der italienischen oder spanischen; um von der französischen gar nicht zu reden. Die unmittelbare Anschauung des französischen und italienischen Religionswesens hat auch, beiläufig gesagt, vorzugsweise dazu beigetragen, meinen verehrten Gesinnungsgenossen, Pfarrer Dr. Hansjakob, aus einem ultramontanen Stürmer in einen entschlossenen Vertreter des deutschen, freien und gemäßigten Katholicismus zu verwandeln. Er hatte eben ein Herz für sein Volk und ein wahres Bedürfniß nach innerlicher Religiösität, so daß sowohl die politische Herrschsucht als die leere Aeußerlichkeit ihn anwidern mußten.

Von dem „Böcke schießen" ist insbesondere, wie Moufang sehr deutlich zu verstehen gegeben hat, in politischer Beziehung das Pontificat Pius des Neunten nichts weniger als frei geblieben. Und es scheint mir, daß der nämliche Welterlöser, welcher seine Apostel aus den „Schwachen vor der Welt" ausgewählt und die Verläugnung des heiligen Felsenmannes zugelassen hat, durch die Geschichte des Papsttums uns forwährend belehrt, daß Er allein sich die oberste Hand vorbehalten hat in

der Leitung seiner Kirche, und daß alle menschlichen Persönlichkeiten ohne Unterschied nur Seinem Willen dienen.

Was nun meine Wenigkeit betrifft, so war mir nach 1869 aus Rom mancher freundliche Gruß zugekommen und mancher gütige Wunsch, daß auch ich mich dort einfinden möge — lauter ganz harmlose, durch deutsche Pilger vermittelte Plaudereien ohne die allergeringste Bedeutung. Daß auch Pio Nono an mich gedacht hatte, das war für mich ein Grund tief innerer Bewegung; allein ich vermochte nicht sein Angesicht zu schauen, weil ich von ihm getrennt war durch diese Welt des Kampfes.

Als ich im Jahre 1878 mich immer mehr vereinsamt und immer heftiger angegriffen sah, da erwachte in mir der Gedanke, mein Verhältniß zu Rom klar zu stellen. Diese Idee erhielt ihren Sporn und Stachel durch mein Vorhaben, im engeren Vaterlande energisch für die Friedensvermittelung einzutreten. Ich war mir klar bewußt, daß ich bei meinem Vorhaben mich dem Fluch der großartigsten Lächerlichkeit aussetzen könne, daß jeder Feind im Stande sein werde, mich der ungereimtesten Eitelkeit zu beschuldigen. Ich prüfte Herz und Nieren, und als ich beide sauber fand, that ich, was ich wollte.

Ich schrieb nämlich an den Cardinal Hergenröther einen Brief des Inhalts, daß ich in meiner eigentümlichen Stellung viel angefochten sei, daß ich aber, um meine Vorsätze für die Förderung der kaholischen Interessen in Baden durchzuführen, vor Allem einer kirchlich unangefochtenen Situation bedürfe, und daß

ich deßhalb um eine öffentliche päpstliche Kundgebung zu meinen Gunsten bitte.

Der gelehrte Cardinal, welchen ich als den geborenen und berufenen Vertreter des Deutschtums in Rom angeredet hatte, vielleicht mehr um meine Wünsche als um meine Hoffnungen auszudrücken, nahm gleichwohl, was ich dankbar anerkennen muß, meinen Brief keineswegs von der lächerlichen Seite auf, welcher derselbe für ironische Naturen ganze Breitseiten darbot. Im Gegenteil: mit dem Ernst und der Tiefe deutschen Gemütes verstand mich Seine Eminenz und antwortete mir, daß man in Rom keineswegs ohne lebhafte Sympathieen für mich sei, daß aber einzelne meiner literarischen Meinungsäußerungen angefochten seien, und daß eine öffentliche Kundgebung des heiligen Stuhles zu meinen Gunsten deßhalb nicht stattfinden könne, weil man dieselbe in ganz Deutschland und Oesterreich als eine politische Demonstration auffassen würde. Also der heilige Stuhl durfte meine guten Absichten nicht anerkennen, weil dies der Centrumspartei und den österreichischen Ultramontanen würde mißfallen haben. Zugleich wurde mir aber in Aussicht gestellt, daß man auf künftige Vorlage unbeanstandeter Leistungen mich in freundliche Erwägung ziehen werde.

Es verging nicht eine Stunde nach Empfang dieses Schreibens, bis meine Antwort auf der Post war. Ich bat recht sehr, man möge mich doch nicht mißverstanden haben; ich verzichtete auf alle Zukunft für die in einer thörichten Anwandelung erbetene Gutheißung Roms und versprach, meine Thätigkeit für die wahren Interessen der Kirche unbeirrt fortzusetzen, möge mir

nun Lob oder Tadel zu Teil werden. An dem Tage aber, als die Seelsorge in Baden wiederhergestellt war, als die Neupriester aus der Verbannung heimkehrten zu ihren Familien und dann zu ihren Gemeinden, als die Hoffnung auf Neubesetzung des so lange verwaisten erzbischöflichen Stuhles zu Freiburg eine bestimmte Gestalt anzunehmen begann, als die beiden, so lange feindlich getrennten Gewalten wieder mit einander redeten, und freundlich redeten, und als ich allein von der katholischen Partei als fremdartiges Element abgestoßen und von jeder öffentlichen Teilnahme an der allgemeinen Freude, um welche ich so viel gelitten hatte, ausgeschlossen ward, da freute ich mich meines deutschen Bewußtseins, und tauchte noch einmal die Feder ein, um nach dem Palazzo Chigi an den gelehrten Kenner der Kirchengeschichte zu schreiben, dessen riesige Arbeitskraft seither in so beklagenswerter Weise gelähmt worden ist. Ich verkündete ihm, was wir erreicht hätten; ich bat ihn, an meine früheren Wünsche nie mehr zu denken, und erklärte ihm, daß Alles, was Rom denkbarer Weise zu bieten vermöge, Nichts sei gegenüber dem lohnenden Frieden meines Gewissens und meiner beglückenden Erinnerung an das erreichte Ziel.

Das waren meine Beziehungen zu Rom, die ich längst vergessen hatte, als Jacobini's „termini" ihr Andenken wieder in mir auffrischten; wollte ich ganz und rückhaltlos aufrichtig sein, so durfte ich sie in diesen Blättern nicht verschweigen. Concepte schrieb ich nie; Hergenröthers Brief habe ich gewohnheitsmäßig vernichtet; was ich erzählt habe, ist aus der Erinnerung

geschrieben und wird nicht im Ganzen und im Einzelnen nicht widerlegt werden können.

45. Doch ich kehre von Rom in den Karlsruher Ständesaal zurück.

Es wäre für mich noch allerlei zu thun gewesen. Noch standen harte Kämpfe bevor bei der Beratung des Gesetzes über die ökonomische Besserstellung der katholischen Priester, wobei es sich jedoch eigentlich nur um die gegenseitige Wahrung des Ehrenpunktes handelte. Daß auf diesem Gebiet die Coalition der 31 Nichts zu ruiniren vermöge, dessen war ich gewiß; denn in dem überlegten, maßvollen und klugen Vorgehen des Kultusministers Nokk erkannten alle Parteien das in voller Kraft bestehende Fortwirken des landesfürstlichen Gedankens, und vor diesem Gedanken beugten sie sich alle.

Wichtiger wäre es mir gewesen, wenn ich noch der Beratung über das Tabakmonopol hätte beiwohnen können. Von conservativer Seite hatte man mir während der ersten Märztage vorgeplaudert, als wolle man bis zu einem gewissen Grade für den Monopolgedanken eintreten; allein ich hatte Nichts davon geglaubt. Und ich muß bekennen, daß mir in der Folge die badische Abgeordnetenkammer in der Seele leid gethan hat, als sie einstimmig, in der That ohne eine einzige Ausnahme, unter dem Feldgeschrei der ordinärsten Redensarten und der oberflächlichsten Erwägungen sich ins Geschirr legte gegen einen großen, staatsmännischen Gedanken, der wahrlich geeignet war, nicht nur auf verhältnißmäßig mühelose Weise die finanzielle Größe des deutschen Reiches zu begründen, sondern auch wie

ein mächtiger eiserner Reif der Einheit die deutschen Völker zu umschlingen, einen Gedanken, dem ich von dem ersten Augenblick seines Auftauchens in der Zeitgeschichte unbedingt und energisch ergeben war. Doch, wer diese Dinge einmal nicht begreift, dem kann man sie nicht einreden, und bei aller Achtung für entgegengesetzte Ueberzeugungen wird es doch erlaubt sein, gerade bei diesem Gegenstand auf jene alte Wahrheit hinzuweisen, die lautet: einen politischen Schwätzer zum Denker umzuformen, wird ewig ein vergebliches Bemühen sein. Und so zogen denn die badischen Parlamentarier einmütig unter der Fahne des Demokraten Schneider in die Ruhmeshalle des Tabak-Patriotismus ein.

Also das Pfründegesetz und das Nicotin hätten mich beinahe zu dem Wunsch verleiten können, noch weitere vierzehn Tage oder drei Wochen der Kammer anzugehören; im Uebrigen war ich durch die ruhelose Lebensweise des Winters erschöpft, des Endergebnisses mathematisch sicher, und deßhalb in der That erlösungsbedürftig.

Endlich kam der 14. März heran, für welchen die Entscheidung über meine Wahl anberaumt war. In der Morgenfrühe des Tages trafen Bruder Jonathan und ich wie gewöhnlich an der Bahnstation Achern zusammen, um zur Sitzung zu fahren. Jonathan hatte zufällig erbärmlichen Rheumatismus, und schleppte seine gekrümmten Glieder mühselig zur Residenz, um seine entscheidende — die 31. — Stimme gegen David in die Wagschaale zu legen; ich mußte lachen, als Jonathan ächzend über die Schienen schritt.

Die Commission, welche über mich zu berichten hatte, war die „Geschäftsordnungscommission“, deren Mitglied

ich selbst war. Ich hatte in derselben, ehe sie ihre Beratungen begann, das Wort erhalten zur Geltendmachung meiner Ansicht; nach meinem Ausscheiden bestand sie aus sieben Mitgliedern, von welchen vier die Aufrechterhaltung, drei die Erloschenerklärung meines Mandats beantragten; die ersteren vier waren liberal, die letzteren drei ultramontan; letztere waren die Geschäftsführer der nämlichen Partei, welche mich hatte versichern lassen, daß gegen mein Mandat Nichts einzuwenden sei, wenn ich einen ungläubigen Demokraten zum Vicepräsidenten der Kammer wähle; jetzt sprachen sie im tiefsten Bewußtsein sittlicher Entrüstung von den Gefahren, welche dem verfassungsmäßigen Rechte der Wähler drohen, wenn ein vom Appellationsrat zum Amtsrichter herabgestiegener Mensch als nicht befördert angesehen werden sollte. Da sie aber trotz dieser einleuchtenden Logik nur drei gegen vier waren, so hatten sie sich verstärkt durch die Unterschrift des conservativen Freiherrn v. Stockhorn, der mit ihnen für die Rechte meiner unterdrückten Badener Wähler kämpfte. Die Demokraten, welche die Preßhetze übernommen und getreulich durchgeführt hatten, enthielten sich der Unterzeichnung eines Antrages.

Ich verfocht meine Rechtsansicht in einem Vortrag, mit dem ich selbstverständlich die Leser dieser Blätter verschonen werde; dann verließ ich den Saal mit dem sichern Gefühl, ihn nicht wieder zu sehen. Staatsminister Turban wohnte der ganzen Verhandlung schweigend an; er hatte in der That keinen Grund, die mathematisch sichere Niederlage des Einzelnen, welche sich wie ein echt komischer Ostracismus ausnahm, auf

sich oder auf die Regierung zu beziehen. Aus dem gleichen Grunde verschmähte das Präsidium der zweiten Kammer die ihm geschäftsordnungsmäßig zustehende Befugniß, durch Herabsteigen vom Präsidentenstuhl den ultramontanen Vicepräsidenten „hinaufzunötigen", und so die 31 Gegner in 31 Freunde zu verwandeln. Mit 31 gegen 30 Stimmen wurde der „Wilde", der „zürnende Achill" besiegt, als er schon viele Stunden von der Residenz entfernt das Land durchflog.

Wie sehr die Officiösen der Residenz mich lieben, das zeigte die „Karlsruher Zeitung" in ihrem Bericht über diese Sitzung, indem sie sagte:

„Der Präsident erteilte dem Abg. Baumstark das Wort mit dem Ersuchen, sich, nachdem er gesprochen, aus dem Saal zu entfernen."

Ich teilte diese Notiz dem Präsidenten Lamey mit, was ihn zu folgender Berichtigung veranlaßte:

„Statt dieser Worte sollte es heißen: Der Präsident bemerkt, daß ihm der Abg. Baumstark erklärt habe, er werde sich, sobald er seinen Standpunkt dargelegt, aus dem Saale entfernen."

Selbstverständlich hatte ich schon vor der Sitzung mich mit dem Präsidium darüber auseinandergesetzt, welche Stellung mir zukomme und welche Haltung für mich passend sei. Nachdem mir das unumwundene Anerkenntniß zu Teil geworden war, daß ich als Träger eines für giltig erklärten Mandats jeder Beratung anzuwohnen befugt sei, gab ich freiwillig die Erklärung ab, daß ich auf dieses Recht für den vorliegenden Fall aus Gründen der gesellschaftlichen Schicklichkeit verzichten werde. Es ist ja sonnenklar, daß man in solchen

Fällen nicht nur für sich handelt, sondern für alle möglichen Fälle Anderer.

So war es denn endlich gelungen, den Vertreter des päpstlichen Gedankens als einen Feind der katholischen Kirche, den während mehr als eines Jahrzehnts von allen liberalen Zeitungen verfehmten, ultramontanen Fanatiker als einen abtrünnigen Staatskatholiken, den Vorkämpfer der Autorität auf kirchlichem und politischem Gebiet als einen Feind der conservativen Ideen, den Verteidiger der katholischen Freiheit als einen für jede demokratische Seele verächtlichen, servilen Knecht aus der badischen Volksvertretung zu verstoßen im Namen der Verfassung, weil er nicht glaubte, durch einen freiwilligen Verzicht auf Stellung, Rang und Besoldungshöhe befördert worden zu sein. Es war das Schicksal eines deutschen Katholiken. Allein der Beschluß gebietet Achtung, und sie wird ihm gezollt.

Aus der berühmten Bäderstadt, welche ich in so unwürdiger Weise vertreten hatte, trat nunmehr alsbald die Frage an mich heran, wie ich mich meinen Wählern gegenüber zu verhalten habe. So viel schien mir klar, daß ich das Angesicht dieser Wähler nicht scheuen dürfe und nicht zu scheuen brauche, und so beraumte ich denn unverzüglich eine Versammlung an, um auch nach diesem Landtag über meine Thätigkeit Rechenschaft abzulegen. Sie kam nicht nur zu Stande, sondern sie war auch außerordentlich besucht und belebt; allein die Partei, welche mich im Jahr 1879 gewählt hatte, war nur durch einzelne Beobachter-Figuren vertreten, nicht aber zur Mitwirkung nach irgend welcher Richtung gestimmt oder beauftragt. Die badische Centrumspartei

hatte eingewilligt, ihre Stimmen dem Bankier Jörger zur Verfügung zu stellen, nachdem und obgleich dieser Mann förmlich zugesagt hatte, der Centrums-Partei nicht beizutreten. So waren denn die Absichten beider Teile erfüllt: mein Sitz war sowohl mir, als der Partei entzogen. Im nämlichen Augenblick, welcher mir die Nachricht von Jörgers Candidatur brachte, stellte ich an die Wahlmänner in Baden das ernstliche Ansuchen, es möge nicht nur von meiner beabsichtigten Aufstellung als Gegencandidat Umgang genommen, sondern auch zum besseren Beweise hiervon nicht eine einzige Stimme für mich abgegeben werden. Dies geschah mit voller Buchstäblichkeit. „Die Traube hing dem Fuchs zu hoch, drum nannte er sie sauer.“ —

Elfte Tagreise.

Einsam.

46. Doch Scherz bei Seite. Es war sicherlich eine frohe Erlösung, aus einer Versammlung, wo täglich 31 feindselige Gesichter auf mir ruhten, und in der ich mich nur mit täglicher Strapaze und Gesundheitsgefahr einzufinden vermochte, nach Hause zurückzukehren zu Frau und Kind und zur täglichen Uebung des pflichtmäßigen und nervenstählenden Berufes. Allein dennoch hatte die Sache auch eine andere Seite. Ich war ins Leben getreten unter frohen Hoffnungen und begleitet von dem Beifall Vieler, von dem Glückwunsch Mancher, von der Gunst Hochstehender. Alles hatte ich hingegeben, um mit ausschließlicher Liebe mich den Ideen und Zwecken der katholischen Kirche als treuer und begeisterter Diener zur Verfügung zu stellen. Der Kampf zwischen ihr und den modernen Staatsgewalten hatte mich in einen scheinbaren Conflict gebracht; ich hatte die Lösung dieses Kampfes an mir selbst und in der Geschichte schmerzvoll gesucht und war zu dem freudevollen

Ergebniß gelangt, daß kein unlösbarer Zwiespalt ist zwischen Religion und Wissen, zwischen Staat und Kirche, zwischen Katholicismus und deutschem Patriotismus, sondern daß alle diese geistigen Mächte berufen sind zum gemeinsamen Dienste des Allerhöchsten, der hochgelobt sei in Ewigkeit.

Das war meines Strebens Ziel, meiner Arbeit Lohn, meiner Erkenntniß letztes Ergebniß; ich fühlte mich auf dem Höhepunkt meiner geistigen Errungenschaft, in der vollen Gewißheit, daß einzig und allein auf dem von mir eingeschlagenen Wege des Friedens, der Verständigung das Heil zu finden ist. Vorüber waren alle Träumereien einer unreifen Jugend über die grundsätzliche Feindseligkeit der Regierungen gegen die Regierten oder des Staates gegen die Kirche oder umgekehrt. Die sittliche Weltordnung lag in wunderbarster Schönheit vor dem Auge meines Geistes ausgebreitet, und selbst die Betrachtung der für den Augenblick noch ungelösten Mißklänge zwischen Naturwissenschaft und Offenbarung, diese gefahrvollste Frage unserer Zeit, verhieß dem ahnenden Geiste nicht nur Befriedigung, sondern eine neue Bekräftigung des Ueberirdischen, bei welchem allein unsere Seele Ruhe zu finden vermag.

Und in diesem Augenblicke ward mir entzogen die Liebe und Anhänglichkeit vieler Tausende in zwei Erdteilen, die seit Jahren teilnehmend und aufmerksam meinen Schicksalen und meinen Worten gefolgt waren. Es ward mir entzogen die durch harte Arbeit, durch Nachtwachen und Kasteiungen, durch Morgenstunden und Mühsale errungene Stellung als katholischer

Schriftsteller. Es ward mir entzogen die Stellung als Volksvertreter. Auf mich regneten von allen Seiten Verwünschungen, Beschimpfungen, Mitleidsbezeugungen: man nannte mich einen „unglücklichen" Menschen, man bejubelte oder beklagte meinen „Sturz" oder „Fall"; man stellte mich als warnendes Beispiel auf, man ließ alle Gefühle der Abneigung, des Widerwillens, der höchsten Ungunst gegen mich los. Ich stand auf einmal ganz allein.

Warum? Ich hatte das Gebot des Herrn befolgt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Dilexi iustitiam et odi iniquitatem, propterea — non morior in exilio.

Sie hatten sich unendlich in mir getäuscht, die Seelen, welche aus eigener Kraft zu leben nicht gewohnt sind und an den Jämmerlichkeiten des Alltagsdaseins hingen. Nur wenige Tage besann sich mein Geist auf sich selber und dann scheuchte die Hilfe Gottes die Wolke des Trübsinns für immer von dannen, und das zu neuer Kraft erwachende Leben des ganzen Menschen brach in Jubelrufe aus: Plus ultra! Excelsior! — Das Bewußtsein, daß auch die letzte Sklavenkette des Parteiwesens entzweigebrochen und abgeschüttelt sei, hat mir erst das rechte Vollgefühl des Daseins wiedergegeben, und statt einer großen Erschütterung meines Wesens durch den endgiltigen Bruch mit einer überwundenen Vergangenheit stellte sich vielmehr die nachhaltige Ruhe allseitiger Befriedigung ein. Das glückliche Gefühl, daß meine religiöse Ueberzeugung und mein Verhältniß zur Kirche unter allen Stürmen menschlicher Schicksale und Leidenschaften, trotz aller

eigenen und fremden Fehler und Gebrechen unerschütterlich gleich blieb, gab mir jetzt, bei einer im Vergleich zu früheren Zeiten viel ernsthafteren Selbstprüfung, eine durchaus trostreiche Antwort auf die große Frage, ob ich recht gethan habe und einer wirklichen inneren Notwendigkeit gefolgt bin, als ich Katholik wurde. Die Schlacken der politischen Leidenschaft sind in einem langen und schweren Läuterungsprozesse niedergeschlagen worden, und das reine Metall des katholischen Christenglaubens ist zu Tage getreten. Damit hat sich auch das richtige Verhältniß zu der irdischen Gewalt hergestellt, und nicht minder hat im persönlichen Leben das hastige Jagen nach unbestimmten Zielen aufgehört. Es ist mir jetzt gleich, was Gott aus mir machen will; kann ich noch Etwas leisten, so bin ich bereit, es zu thun, und im anderen Falle ist der Inhalt meines Lebens und Bewußtseins reich genug, um zufrieden zu sein.

Auch hat es mir, seitdem ich die ultramontane Partei und den badischen Landtag verlassen habe, keineswegs an Gelegenheit gefehlt, meine Stimme zu erheben und meine Wirksamkeit fortzusetzen. Im März war ich nach Haus zurückgekehrt, und der Mai traf mich schon wieder in voller und nicht fruchtloser Thätigkeit.

47. Die Weiterentwickelung der kirchlich-politischen Verhältnisse im Großherzogtum Baden konnte mir im Großen und Ganzen nur zur Befriedigung gereichen; namentlich muß ich dies sagen in Bezug auf die endliche und glückliche Lösung der erzbischöflichen Frage. Ich darf aber dieses Büchlein nicht abschließen, ohne

mich über diese Frage gleichfalls ausgesprochen zu haben, zumal mir so oft der öffentliche Vorwurf gemacht worden ist, als hätte ich mich in selbstsüchtiger Weise und mit persönlichen Nebenabsichten zur Behandlung derselben herangedrängt. Es ist das die Unwahrheit: eine persönliche Teilnahme habe ich allerdings für diese Angelegenheit empfunden, was sicherlich einem jeden Katholiken der Erzdiöcese erlaubt sein wird, besonders aber mir, nach meinen Schicksalen und Arbeiten. Allein diese meine persönliche Teilnahme hat an den Entschließungen und Handlungen der großherzoglichen Regierung auch nicht den allergeringsten Anteil gehabt, unter v. Stösser ebenso wenig, wie unter Nokk.

Doch blicken wir zurück bis zum Jahre 1868.

Als Erzbischof Hermann v. Vicari in hohem Greisenalter die müden Augen schloß, da wäre der neue Erzbischof sofort zu haben gewesen, wenn die ultramontanen Fanatiker sich hätten entschließen können, den Mann anzunehmen, welchen sie jetzt im Mai 1882 dennoch anzunehmen genötigt waren, nämlich den Domcapitular Orbin. Es war aber gewissen Persönlichkeiten, die seither teilweise den irdischen Kampfplatz verlassen haben, gelungen, das Herz des Erzbischofs seinem getreuen Mitarbeiter zu entfremden: Orbin galt als regierungsfreundlich und das schloß in jenen Tagen und bei jenen Leuten eine gewisse Bemängelung der kirchlichen Treue in sich. Gewiß ohne allen und jeden Grund; aber es war so. Die Erhebung Kübels zum Weihbischof und Erzbistumsverweser hatte den Hauptzweck, Orbins Wahl zum Erzbischof zu vereiteln und

die thatsächliche Führung des kirchlichen Regiments durch eine geheime und unverantwortliche Nebenregierung zu ermöglichen.

Es entstand nun der Streit über die Vorschlagsliste, nämlich über die Frage, ob die Regierung berechtigt sei, auf der Liste der ihr als Kandidaten für den erzbischöflichen Stuhl vorgeschlagenen Persönlichkeiten alle bis auf einen Namen zu streichen, oder ob durch ein solches Verfahren dem Domcapitel eine Wahl unmöglich gemacht, folglich das ihm zustehende Wahlrecht vereitelt sei. Eine Prüfung dieser Frage ist jetzt glücklicher Weise nicht mehr notwendig: Thatsache ist, daß die Regierung den Namen Orbin nie gestrichen hat, und daß er vor 1882 ebenso wenig gewählt wurde. Thatsache ist ferner, daß dieser Streit über die Vorschlagsliste die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles so lange verzögert hat, bis Staatsminister Jolly durch das Verlangen des Reverses, den wir schon früher kennen gelernt haben, dieselbe vorerst unmöglich machte.

Einige Zeit lang war viel von Lender als künftigem Erzbischof die Rede, und der Zufall, daß er gerade um jene Zeit ganz außerordentlich gemäßigt und staatsfreundlich erschien, mag seiner angeblichen Kandidatur vorübergehend mehr Relief gegeben haben, als ihr im Grunde genommen zukam. Mir wäre diese Lösung höchst erwünscht gewesen, da wir Beide damals sehr gut zusammen standen; allein ich glaubte nicht daran, weil es mir unmöglich erschien, daß ein politischer Parteiführer, und sei er der klügste und maßvollste Mann, auf einen Posten erhoben werde,

für den schlechterdings nur ein erklärter Mann des Friedens paßte.

In dieser Sachlage war das Jahr 1879 herangekommen, ohne daß es dem Nachfolger Jolly's gelungen wäre, die Erzbischofsfrage um einen Schritt weiter zu bringen; es war ihr der gewaltige Riegel vorgeschoben, daß Preußens Mitwirkung bezüglich der zur Erzdiöcese gehörigen hohenzollern'schen Lande noch nicht für zeitgemäß erachtet wurde. Als aber durch die Ergebnisse des Landtags 1879/80 die Seelsorge und mit ihr im Wesentlichen auch der Frieden wieder hergestellt waren, da erfuhren die badischen Katholiken bald mit höchster Befriedigung, daß der Landesherr selbst die Zuversicht ausgesprochen habe, den erzbischöflichen Stuhl in Bälde wieder besetzt zu sehen; und von diesem Augenblick an zweifelte Niemand mehr, daß der fürstliche Gedanke auch in Erfüllung gehen werde, wie es denn im Mai 1882 geschehen ist.

Was nun die Personalfrage betrifft, so waren drei verschiedene Strömungen der Wünsche zu unterscheiden. Die streng ultramontane Richtung und mit ihr ein großer Teil des badischen Seelsorgeclerus wünschte mit großer Lebhaftigkeit die Erhebung des Herrn Erzbistumsverwesers v. Kübel auf den erzbischöflichen Stuhl. Minder zahlreich waren Diejenigen, welche bei aller Anerkennung seiner persönlichen Verdienste die Zustimmung der Staatsregierung zu seiner Wahl für unmöglich hielten, gleichzeitig jedoch mit großer Wärme für den Gedanken eintraten, daß unter allen Umständen ein Priester der Erzdiöcese, kein Auswärtiger, an die Spitze der oberrheinischen Kirchenprovinz gestellt werde. Ich für meinen

Teil konnte mir von Anfang an sagen, daß meine Meinung in dieser Frage sehr wenig Aussicht habe, einen praktischen Erfolg zu erringen. Ich war nämlich im Gegensatz zu den beiden bezeichneten Richtungen für die Idee eingenommen, daß nach so vielen Jahren des Kampfes, der Zerrüttung und politischen Aufregung den Interessen der Kirche und ihrer Disciplin Nichts besser entsprechen würde, als die Wahl eines Erzbischofs, welcher der Erzdiöcese bisher nicht angehört hätte. Ich werde die Gründe dieser meiner Ansicht jetzt, wo ich einer höchst erfreulichen vollendeten Thatsache gegenüberstehe, nicht näher auseinandersetzen. Nur das will ich bemerken, daß kein ultramontanes Geschrei gegen meine Idee mich irgendwie zu rühren im Stande war. Denn bekanntlich hat gerade die ultramontane Schule es höchst zeitgemäß und vortrefflich gefunden, daß der bischöfliche Stuhl in Trier mit einem Mann besetzt wurde, der bei den höchsten Vorzügen des Geistes und Herzens doch zweifellos mehr dem Reiche der französischen als der deutschen Nationalkultur, jedenfalls aber nicht der Diöcese Trier angehörte.

Als nun der Wille Gottes den Herrn Erzbistumsverweser v. Kübel von uns nahm, da schien es einen Augenblick, als ob mein Gedanke, natürlich ohne daß ich im Geringsten etwas dazu thun konnte, Aussicht auf Verwirklichung erlangen könne. Denn Domcapitular Orbin konnte nur mit großer Mühe — was ich bestimmt weiß — sich entschließen, die Würde als Erzbistumsverweser anzunehmen und verhielt sich gegenüber dem Gedanken, die Last der erzbischöflichen Würde selbst zu tragen, durchaus ablehnend. Sein persönliches Ansehen aber

war so hoch und allgemein, daß wohl kein badischer Priester als geeignet betrachtet werden konnte, um mit Uebergehung Orbins die Stellung endgiltig einzunehmen, welche dieser als Verweser bekleidet hatte. Entweder mußte er seinen Widerstand aufgeben, oder man mußte den Blick nach auswärts richten. Für den letzteren Fall hegte ich die auf bestimmte Thatsachen, nicht auf bloße Träume gerichtete Hoffnung, daß es gelingen werde, einen hohen Kirchenfürsten von deutscher Nationalität, welcher dem heiligen Collegium angehört — sein Name ist so leicht zu erraten, daß ich ihn nicht zu nennen brauche —, zur Uebernahme des erzbischöflichen Amtes zu bewegen. Die Frage eines „Weihbischofs" blieb bei beiden Lösungen nicht erspart.

Ob das Bekanntwerden dieser Idee irgend einen Einfluß auf die Verhandlungen gehabt hat, weiß ich nicht, da ich mit diesen Verhandlungen selbst auch nicht das Geringste zu thun hatte. Für mich war es trostreich genug, daß überhaupt nur noch von zwei Persönlichkeiten die Rede sein konnte, deren eine so gut wie die andere eine Niederlage des Ultramontanismus enthielt.

In dieser Zwangslage fanden die ultramontanen Häupter es angemessen, sich zu stellen, als ob sie ganz begeistert seien für den neuen Erzbistumsverweser, gegen welchen sie seit 1868 unermüdlich intriguirt hatten; sie hofften, auf diese Weise das Möglichste von ihrer Herrschaft zu retten, weil sie wohl einsahen, daß der Sache selbst nicht mehr zu entrinnen war, wenn nicht der gefürchtete „Auswärtige" kommen sollte.

Indessen traten zwei entscheidende Thatsachen ein: Der Auswärtige wollte nicht, und der Herr Erzbistums-

verweser gab den aufrichtigen und dringenden Wünschen der Regierung, des heiligen Stuhles und der ganzen Erzdiöcese nach.

Da ich so glücklich gewesen war, im Winter 1879/80 den jetzigen Erzbischof kennen zu lernen und mich zu überzeugen, von welchem Geist derselbe erfüllt ist, so war nun auch diese Frage zu meiner Zufriedenheit gelöst.

Daß bei den Feierlichkeiten der Inthronisation weder in der Domkirche, noch sonstwo ein Plätzchen für den „verstoßenen Wilden" sich vorfand, war selbstverständlich. Sein aufrichtiges Gebet um den Segen des Allmächtigen für das Kirchenregiment des Erzbischofs Johannes Baptista konnte man ihm doch nicht nehmen. Auch das Bewußtsein und die Erinnerung bleibt ihm, daß er zuerst von Allen die Frage des Verzichtes auf den Revers, der Aufstellung einer neuen Vorschlagsliste, und der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles durch einen Friedenshirten sowohl in den Kreisen der Regierung, als in denjenigen des Domcapitels wieder anzuregen gewußt hat zu einer Zeit, wo außer ihm Niemand an eine solche und so baldige Lösung zu denken wagte.

In der That, wer den inneren Zusammenhang der Dinge kennt und den geheimen Empfindungen den Puls gefühlt hat, welche unter der Oberfläche der officiellen Thatsachen vibriren, für den war es eine komische Geschichte, zu hören, wie der Abgeordnete Lender in Freiburg, als Erzbischof Orbin den Stuhl des Oberhirten bestiegen hatte, das „katholische Volk" hoch leben ließ. Er handelte übrigens in einer Beziehung ganz richtig; denn, wenn er auf die „katholische Volkspartei" toastirt

hätte, würde man wahrscheinlich gesagt haben, er hätte sich selbst hoch leben lassen.

Obgleich ich nun glaubte, ich sei so zurückgezogen und verstoßen, daß kein Mensch mehr an mich denke, mußte ich dennoch eines schönen Tages zu meiner nicht geringen Verwunderung in den Zeitungen lesen, daß ich für die Stelle eines Präsidenten des katholischen Oberstiftungsrats ausersehen sei. Natürlich war kein wahres Wort daran, und diese plötzliche Sorge der Ultramontanen ist wahrscheinlich nur dadurch entstanden, daß man sich auf jener Seite erinnerte, mich früher, als ich noch für „waschecht und staatsfeindlich" galt, in der That für diese Stelle vorgeschlagen zu haben. Allein die Besorgniß, als könnte die Regierung jetzt den Stiel umdrehen und den Vorgeschlagenen von damals nachträglich ihrerseits annehmen wollen, entbehrte natürlich eines jeden Grundes. Das jetzige Verhältniß zwischen Staatsregierung und Erzbischof ist viel zu fest und ernsthaft, um den Gedanken an derartige Scherze aufkommen zu lassen.

In der That war es nach wenigen Monaten gelungen, auch über die Besetzung der erwähnten Präsidentenstelle ein Einverständniß zwischen Regierung und Curie zu erzielen, so daß der Alp der Besorgniß vor meiner geringen Person den ultramontanen Gemütern wieder abgenommen ward. Schade nur, daß sie an dem neu ernannten Präsidenten Siegel innerlich ungefähr ebenso viele und große Freude haben als ob ich es wäre.

Die badische Regierung und unser Erzbischof haben gezeigt und zeigen noch, daß der religiöse und kirchliche

Frieden in Deutschland möglich ist; möge es keiner Partei gelingen, diesen Frieden aufs Neue zu stören. Und möge zwischen Kaiser und Papst im Großen das nämliche Werk gelingen, welches in Baden nach so vielen Mühen gelungen ist. Möge der Triumphwagen des Friedens herannahen; wenn auch Einzelne, wie ich, beim Schieben unter die Räder kommen, daran liegt wenig.

Zwölfte und letzte Tagreise.

Memento mori.

48. Ende.

48. Ich bin zu Ende und habe nur noch wenige abschließende Worte zu sagen.

Als mir die längst entschlafene, geistvolle Gräfin Hahn-Hahn im Jahr 1869 in ihrer prophetischen Weise zum Eintritt in die katholische Kirche ihren Glückwunsch aussprach, da sagte sie mir gleichzeitig voraus: „ich werde nun keine Ruhe mehr finden bis zum Grabe". Ich verstand sie damals nicht, ich glaubte ihr nicht, ja, ich zürnte ihr sogar. Ich wollte nunmehr das errungene Kleinod einer festen religiösen Ueberzeugung in behaglicher Glückseligkeit genießen und glaubte, die Ruhe erst recht gefunden zu haben.

O, wie hat sie Recht gehabt. Diese fünfzehn Jahre sind wahrlich Mühe und Arbeit gewesen von Anfang bis zu Ende, und wenn ich darin nicht untergegangen bin, wenn mich Gott verhältnißmäßig gesund und stark erhalten oder gemacht hat, so ist das ein Wunder seiner Gnade, nicht aber eine Wirkung der genossenen Ruhe.

Ich habe es verspürt, was es heißt, unter dem Banner eines Ideals zu kämpfen; ich habe es durchgemacht, was es sagen will, in den unbedeutendsten Lebensverhältnissen mit sich selbst und mit der Welt um die höchsten Ziele der Menschheit zu ringen.

Zuweilen beschlich mich der Wahn: Ja, wenn es mir gelungen wäre, mich zu höheren Sphären des irdischen Lebens emporzuarbeiten, wenn mir nur auch das Loos wäre beschieden gewesen, als Geschichtforscher oder als Lehrer der akademischen Jugend für meine Anschauungen von Christentum, Kirche, Vaterland, deutschem Geist und Sinn einzutreten und sie in weiteren und empfänglichen Kreisen verkünden zu dürfen, dann hätte sich mein inneres und äußeres Dasein schöner und hoffnungsfreudiger gestaltet. Allein auch das ist nur ein Wahn. Es gehört ganz wesentlich zu meinem Charakter und Schicksal, daß die Großen der Erde wie jene der Kirche Nichts mit mir gemein haben, so daß selbst der weltliche oder kirchliche Freund sich von mir abwendet, sobald er zu einer glänzenden Höhe erhoben wird, und daß der politische Einsiedler und einsame Amtsrichter im stillen Landstädtchen die Arbeit durchmachen muß, e i n s a m zu s e i n mit Gott. Dabei wird wohl auch fernerhin keine Ruhe zu finden sein, sondern das Leben wird für die notwendige innere und äußere Erregung und Bewegung sorgen. Allein in allem Wechsel des Irdischen hoffe ich festzuhalten an der doppelten Aufgabe, die mir so viele Schmerzen gebracht hat und doch so unendlich teuer ist, ein Katholik zu sein und zugleich ein Deutscher. Allerdings, m e i n e Kirche und m e i n Vaterland sind Ideale der Zukunft.

Ja, es ist ein Ideal, das meine Seele erfüllt und erglühen macht; und ich darf mit Marquis Posa die Hand aufs Herz legen und sprechen:

Meine Wünsche
Verwesen hier.

Allein dennoch entbehrt diese Seele nicht den Frieden Gottes. Im Gegenteil. Die Stätte, wo „mein Wahn Frieden fand“, ist und bleibt am Fuße des heiligen Kreuzes. Da, wo der auf Golgatha erhobene Welterlöser mit ausgespannten Armen Alles an sein göttliches Herz zieht, da erkenne und erlebe ich, daß wir Alle Nichts können ohne Ihn. Rings um mich her, an mir selbst und in mir selbst ist Alles menschlich, gebrechlich, mangelhaft, sündhaft. Dort allein, wo Er seinen menschlichen Willen dem Willen des göttlichen Vaters unterworfen hat bis zum Tod, ja bis zum Tode des Sklaven, dort können und müssen wir inne werden, daß diese Lehre von Gott ist. Ja, das heilige Kreuz ist der Mittelpunkt der Menschheit und ihrer Geschichte; zu ihm sehe ich im Geiste die Geschlechter der Zukunft von allen Seiten heranziehen. Einst wird kommen die Zeit, wo der düstere Wahn weltlicher Herrschaft zerstoben sein wird wie ein böser Traum, wo die Mißverständnisse langer Jahrhunderte sich werden aufgelöst haben in dem großen harmonischen Einklang der Versöhnung. Dann wird nur ein Hirte, nur eine Heerde sein. In dieser großen und seligen Gewißheit kann es mir leicht werden, mich verkannt und gering geachtet zu sehen; es kann mir leicht werden, unbedeutend und verborgen in der Welt dazustehen. Meine Gedanken sind doch nicht vergeblich gewesen,

sondern sie leben fort nach meinem Tode in dem Bewußtsein so mancher Mitmenschen, die meines Geistes einen Hauch verspürt. Und wenn der Leib in Staub zerfällt, ohne daß die Seele die Verwirklichung ihrer erhabensten Bilder geschaut hat, und wenn das gegenwärtige Jahrhundert im Strome der Unendlichkeit versinkt, um kommenden Geschlechtern Raum zu schaffen, dann halte ich mich fest am Stamme des heiligen Kreuzes und rufe anbetend und hoffend mit dem Dichter aus:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus der Ruine.

Plus ultra!

Druck von M. DuMont-Schauberg in Straßburg.

Liebmann, Otto. Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 2. beträchtlich vermehrte Auflage. 8. 680 S. 1880. M. 9.—

Das Werk behandelt in drei Abschnitten, deren jeder eine Reihe von Kapiteln umfaßt, sämmtliche Hauptgebiete und wesentlichen Grundprobleme der Philosophie, darunter auch diejenigen Themata, die als brennende den philosophischen Meinungskampf der Gegenwart erregende Prinzipienfragen auf der Tagesordnung stehen.

——————. **Ueber philosophische Tradition.** Eine akademische Antrittsrede, gehalten in der Aula der Universität Jena am 9. Dezember 1882. 8. 32 S. 1883. M. 1.—

Löning, Edgar. Geschichte des deutschen Kirchenrechts. I. II. Bd. 8. 1878. M. 25.—

Inhalt: I. Bd. Einleitung. Kirchenrecht in Gallien von Constantin bis Chlodowech. — II. Bd. Das Kirchenrecht im Reiche der Merowinger.

Müller, Max. Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen nebst zwei Essays über falsche Analogien in der vergleichenden Theologie und über die Philosophie der Mythologie. Zweite Auflage mit dem Porträt des Verfassers. 8. V, 353 S. 1876. M. 6.—

——————. Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion. Mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens. 8. XVI, 439 S. 1880. M. 7.—

Scheffer-Boichorst, Paul. (Prof. der Geschichte an der Universität Strassburg.) Aus Dantes Verbannung. Literar-historische Studien. 8. VIII, 254 S. 1882. M. 6.—

Inhalt: 1. Die letzten Jahre des Dichters (Wünsche, Sorgen und Trost. — Dante und die Herren von Polenta. — Das Leben in Ravenna. — Correspondenzen und Reisen, politische und literarische Thätigkeit). 2. Die Abfassungszeit der Monarchie. 3. Der Brief an Cangrande della Scala. 4. Eine Frage der Echtheit und der Chronologie. 5. Boccaccios Vita di Dante. 6. Der Brief des Bruders Hilarius.

——————. Die Neuordnung der Papstwahl durch Nicolaus II. Texte und Forschungen zur Geschichte des Papstthums im XI. Jahrhundert. 8. VI, 146 S. 1879. M. 3.50

Druck von M. DuMont-Schauberg in Straßburg.

Baumstark, Reinhold,

Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken, 1869 - 1882

Straßburg 1885